

Samenkörner

Neue Folge

Sebenundzwanzigster Jahrgang

1933

Verlag von R. Brockhaus
Wuppertal-Elberfeld

Die sterbende Zigeunerin	175
Graf Zinzendorf und der Räuber	178
Eine unwillkommene Entdeckung	180
„Zuflucht unter Gottes Flügeln“	185
Die drei Kameraden	188
Ist die Bibel Gottes Wort?	193
Der Schafhirt	197
Die Güte Gottes	213
Allein durch den Glauben	218
Nicht zu jung, um den Herrn Jesus liebzuhaben	223
„Nicht von Herzen plagt Er die Menschenkinder“	225
Wie Gott das Gebet des alten Magazin=Inspektors erhörte	232
Meinungen und Wirklichkeiten	237
Das Buch	243
„Wer glaubt, wird nicht ängstlich eilen“	246
Eine vereitelte Drohung	250
Kennst du den Pfad? (Gedicht)	252
Ganz für Christum	253
Das Zimmermädchen	262
Beim Gardinenaufhängen	267
„Haben Sie die Gebote gehalten?“	269
„Die Raben haben meine Augen ausgehackt“	275
O Tag des Heils! (Gedicht)	280
Annes Weg	281
Der Überfall bei Altenstein	289
Das Gartenhäuschen	293
Das menschliche Herz	306
Das sonderbare Weihnachtsgeschenk	309
„Laß doch kein Gezänk sein!“	319
Der barmherzige Samariter	322
„Seid nicht wie ein Roß, wie ein Maultier . . .“	326
„Errette, die zum Tode geschleppt werden!“	330
Leben und Tod (Gedicht)	332



Was redet ihr miteinander?

Ludwig Richter, der große deutsche Maler, erzählt aus seiner Jugendzeit:

Unter den Bekannten, die mein Vater hatte, war auch einer, namens Hupf, ein kleines, buckliges Männchen, dürr, immer unruhig bewegt, mit einem unschönen Gesicht. Einmal kam dieser Mann, um etwas mit meinem Vater zu besprechen. Ich war damals fünfzehn oder sechzehn Jahre alt und saß etwas abseits am Fenster, an einer Kupferplatte radierend, während jene beiden sich zuerst über ihre Geschäfte, dann aber halblaut über etwas anderes unterhielten. Da machte mich das grinsende Gesicht des Männleins aufmerksam. Ich horchte und vernahm einen lästerlichen, schmutzigen Witz über eine der Erzählungen des Evangeliums, wobei der alte Spötter sich mit giftiger, boshafter Gebärde die dünnen Arme und Beine rieb. Seine Wonne über den aufgerührten Schmutz fand kein Ende. Wie ein Blitz aber schlugen die Lästerworte in meine Seele. Es war mir, als bräche der ganze Himmel zusammen, als bedeckten seine Splitter und Scherben die schöne, grüne Erde, und nun könne gar nichts mehr aufblühen und gedeihen. Ein Zweifeln an diesen heiligen Geschichten, ja, einen mit solcher Frechheit ausgesprochenen Spott hatte ich garnicht für möglich gehalten. Ich sah, daß mein Va-

ter dem nicht entgegentrat, und daher schien es mir, als wenn unter den älteren Leuten alles das für Lug und Trug oder Kaselei angesehen würde, was ich in der Schule als Wahrheit gehört hatte. Ich hatte das Gefühl, daß mir etwas genommen sei, das durch anderes nicht ersetzt werden könne. Ich konnte mit niemand davon reden und war recht unglücklich.

Bei Ludwig Richter hat jenes böse Wort gottlob keinen Schaden weiter angerichtet. Noch in jungen Jahren hat er sich mit Gottes Hilfe durch alle Zweifel hindurchgekämpft und ist ein überzeugter Christ geworden, der seine Kunst in den Dienst Gottes stellte und uns herrliche Zeichnungen zur Bibel und viele andere köstliche Bilder hinterlassen hat. Aber wie oft fällt solcher Same der Lasterung in empfängliche Herzen, geht auf und bringt schauerliche Früchte! Was wird in dieser Beziehung einmal die Ewigkeit offenbar machen! Es kommt ein Tag, an dem die Menschen Rechenschaft ablegen müssen von jedem unnützen Wort, das sie geredet haben. (Matth. 12, 36.) Wie wenig wird das bedacht! Und darum sündigt kein Glied des Leibes mehr als die Zunge. Man nimmt es so leicht mit einem Wort. Man rechnet es zu den kleinen, unbedeutenden Dingen. Welch ein Irrtum! „So ist auch die Zunge ein kleines Glied und rühmt sich großer Dinge. Siehe, ein kleines Feuer, welches einen großen Wald zündet es an!“ (Jak. 3, 5.) So sind Worte wirkende Kräfte, die entscheidend für das Leben der einzelnen oder ganzer Völker sind. Oft genug hat die Entscheidung über Krieg und Frieden an einem einzigen Wort des Herrschers gelegen. Ein einziges Wort der Verleumdung kann ein ganzes Menschenleben ruinieren, Unfrieden und Haß in die Hän-

ser tragen, Freunde voneinander trennen, ja, ein Paradies zur Hölle machen.

Ein altes persisches Gleichnis berichtet von zwei Brüdern, die viele Meilen von ihrer Heimat entfernt wohnten und eines Tages Nachricht erhielten, daß ihr Vater im Sterben liege und sie vor seinem Ende noch zu sehen begehre. Ohne sich zu besinnen, warfen sich beide auf ihre feurigen Rosse und ritten in fliegender Eile davon. Lange Zeit herrschte tiefes Schweigen zwischen ihnen, bis Ali, der jüngere, es mit den Worten brach:

„Dein Pferd scheint müde zu werden!“

„Müde!?“ wiederholte der andere erstaunt.
„Mein Tier hält mindestens so viel aus wie das deine.“

Wieder ritten sie lange schweigend nebeneinander. Dann begann Ali noch einmal:

„Dein Araber hält das Rennen nicht aus; wir müssen langsamer reiten.“

Das kränkte den Bruder, denn der Perser sieht jeden Tadel seines Pferdes als persönliche Beleidigung an.

„Schweig mit deinem dummen Gerede“, sagte er zürnend. „Mein Tier gibt dem deinen nichts nach. Bei einem richtigen Wettlauf würde dein Rappe sogar den kürzeren ziehen.“

„Laß es uns versuchen!“

Gesagt, getan. Sie gaben ihren Pferden die Sporen und stoben wie auf Windesflügeln dahin. Immer hitziger wurden die Brüder, aber keiner überholte den anderen. Da ließ Ali seinen Kenner die Peitsche fühlen, und jetzt stürmte das Tier, das solche Behandlung nicht gewöhnt war, in rasendem Galopp

an dem anderen vorüber. Ali hatte die Wette gewonnen.

„Prahlgang! Lügner!“ rief er dem älteren zu. „Siehst du wohl, daß mein Pferd das bessere ist?“

In blindem Zorn hob Ismael seinen Bogen, zielte und schoß. Mit einem Behlaut sank Ali vom Pferde. Er war in den Hals getroffen und blutete stark. Weinend warf sich der andere über den leblos Scheinenden, zog den Pfeil aus der Wunde und hob den Verwundeten auf das regungslos stehende Pferd. Jetzt ging es Schritt für Schritt weiter, bis sie endlich zu einer verfallenen Hütte gelangten. Hier bereitete Ismael dem Bruder ein weiches Lager, bettete ihn auf seinen Mantel, reinigte und verband die Wunde und setzte sich neben ihn, um bei ihm zu wachen.

Als Ali zum Bewußtsein erwachte, drückte er dem Bruder die Hand.

„Ich bin schuld an dem Unglück“, sagte er leise. „Dein Pferd ist das bessere. Laß mich allein! Eile nach Hause! Denke, wenn der Vater sterben sollte, ohne einen von uns gesehen zu haben!“

Doch Ismael blieb. Am nächsten Morgen fühlte sich Ali kräftig genug, um sein Pferd wieder zu besteigen und den Ritt fortzusetzen. Es war ein trauriges Reiten, denn es ging nur langsam vorwärts, und sie trugen die Sorge im Herzen. Als sie endlich beim Vater anlangten, fanden sie ihn tot. Er war kurz vor ihrer Ankunft gestorben.

Traurig kehrten die beiden Brüder nach ihrem Wohnsitz zurück. Schmerz und Schuldgefühl bedrückten sie gleichzeitig.

„Weißt du, was nicht mehr wiederkommt?“ fragte Ali plötzlich.

„Ja“, erwiderte Ismael, „der abgeschossene Pfeil. Als ich ihn fliegen sah, würde ich ihn gern zurückgeholt haben, aber das lag nicht mehr in meiner Macht.“

„Du hast recht, mein Bruder“, erwiderte Ali. „Doch ich dachte nicht an den Pfeil, sondern an das gesprochene Wort. Das kommt auch nicht mehr wieder, sobald es die Lippen verlassen hat. Ich hätte viel darum gegeben, hätte ich das meine zurücknehmen können; aber es war zu spät.“

Des Menschen Worte geben auch Zeugnis davon, wes Geistes Kind er ist, denn: „Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über“. „Der gute Mensch bringt aus dem guten Schatz Gutes hervor, und der böse Mensch bringt aus dem bösen Schatz Böses hervor.“ (Matth. 12, 35.) Fließen aus deinem Munde Worte der Liebe und Freundlichkeit, der Barmherzigkeit und Sanftmut, der Wahrheit und Reinheit? Oder muß deine Zunge noch tagtäglich ein Heer von müßigen, unnützen, inhaltlosen Worten reden, oder Worte der Unzufriedenheit und des Meides, oder gar Worte voll Haß und Bitterkeit, Lüge, Lästerung oder Verleumdung, von noch Schlimmerem nicht zu reden? Dann wäre deine Zunge ja noch „von der Hölle angezündet“ und „voll tödlichen Giftes“, wie Jakobus schreibt. Welch eine traurige Aussaat läge dann noch in deinen Worten! Und wie wird dann deine Ernte sein?

Mancher ist durch ein einziges Wort eines Spötters auch zum Spötter geworden. Und welche Macht üben besonders unreine Worte auf andere, insonderheit junge Menschenkinder aus! Welch ein Gedanke,

daß einmal in der Ewigkeit ein Mensch anklagend von dir oder mir sagen könnte: „Der ist durch seine Worte schuld daran, daß ich verloren ging“! Oder kannst du dich darauf freuen, daß dereinst im Vaterhause der und jener auf dich zueilen, dir in heißer Dankbarkeit die Hände drücken und sagen wird: „Deine Worte damals, als wir uns begegneten, haben mich auf den Weg des Lebens gebracht“?

In einer Stadt Englands saßen an einem schönen Sommernachmittag drei Frauen in einer Laube und unterhielten sich bei ihrer Arbeit, aber nicht, wie es leider bei derartigen Zusammenkünften so oft geschieht, über die Fehler und Mängel ihrer lieben Mitmenschen und andere Nichtigkeiten des täglichen Lebens. Sie sprachen von himmlischen Dingen, und ihre Lippen flossen über von Freude und Dank, daß der Herr Jesus sich ihrer Seelen angenommen und sie erlöst und zu glücklichen Kindern Gottes gemacht habe. Hinter der Hecke aber, den Augen der Frauen verborgen, stand ein armer Kesselflicker, ein wüster Geselle, ein leidenschaftlicher Kartenspieler, ein Mann, der im Fluchen und Lästern anderen derart voraus war, daß eine Nachbarin einmal entsetzt über ihn ausgerufen hatte: „Der könnte die Jugend einer ganzen Stadt verderben“. Mit seinen Eltern, die das Handwerk der Kesselflicker ausübten, hatte er bisher ein zigeunerhaftes Wanderleben von Ort zu Ort geführt. Längere Zeit war er Soldat gewesen. Wohl hatte er auf seinen Sündenwegen oft große Gewissensangst. Oft hatte er versucht, aus eigener Kraft ein besserer Mensch zu werden, aber immer wieder war er in sein altes Leben zurückgefallen. Nun stand er als Lauscher hinter der Laube und vernahm aus der Unterhaltung

der Frauen die Stimme des suchenden Hirten: „Komm her zu mir, du Mühseliger und Beladener!“ Hatte er dann und wann auch schon von diesem herrlichen Heiland gehört — heute packte es ihn so mächtig, daß er hinweg eilte an einen stillen Platz und hier auf seinen Knien zu Gott um Erbarmen und Befreiung von seinem Leben der Sünde schrie.

Dieser Mann war John Bunyan (1628 bis 1688). Wie bekannt, ist er durch Gottes rettende Gnade ein überaus gesegneter Mann geworden. Sein berühmtes Buch „Des Christen Pilgerreise“ ist in den bald dreihundert Jahren seines Bestehens in vielen Millionen Stück gedruckt worden und nächst der Bibel wohl das am meisten verbreitete Buch der Welt. Unzählige auf dem ganzen Erdboden sind durch dieses Buch zur Erkenntnis ihres verlorenen Zustandes und zu ihrem Heiland und Erretter geführt worden. John Bunyan hat lebenslang jener drei Frauen in tiefer Dankbarkeit gedacht als der von Gott benutzten Werkzeuge, um ihn auf den Weg des Heils zu bringen.

Diese Begebenheit beweist so recht, was vom Geiste Gottes gewirkte Worte an Gutem und Großem ausrichten können. Was durch nichts anderes bei jenem gottlosen Mann erreicht worden war, hatte die Unterhaltung dreier Christinnen über die Liebe ihres Herrn fertig gebracht. Sollten wir nicht solchem Beispiel folgen? „Tod und Leben sind in der Gewalt der Zunge“, lesen wir in den Sprüchen. (Kap. 18, 21.) Mag dieses Wort auch in erster Linie in Beziehung zum irdischen Leben zu bringen sein, so kann es sicherlich auch aufs geistliche angewandt werden. Ernst bezeugt uns Hes. 3, 18. 19, daß wir, wenn wir anders

den Weg des Lebens gefunden haben, schuldig sind, unseren Mitmenschen ernstlich zu bezeugen, was sie zu tun haben, um „aus dem T o d e in das L e b e n überzugehen“. Es ist etwas Wunderbares, Christus als die Gabe Gottes erkannt und in Ihm Vergebung aller Sünden und ewiges Leben erlangt zu haben. Aber es ist auch wichtig, sich allezeit der damit verbundenen Verantwortlichkeit bewußt zu sein und i h r z u e n t s p r e c h e n. Für alle Gläubige gilt in gewissem Sinn das Wort des Apostels: „Wir sind Gesandte für Christum, als ob Gott durch uns ermahnete; wir bitten an Christi Statt: Laßt euch versöhnen mit Gott!“ (2. Kor. 5, 20.)

Es mag am späten Abend gewesen sein, als der Herr Jesus mit Seinen Jüngern nach langer Wanderung in Kapernaum ankam. Da fragte Er sie: „Was habt ihr auf dem Wege verhandelt?“ Es war Ihm nicht gleichgültig, was Seine Jünger unterwegs miteinander gesprochen hatten. Es ist Ihm auch nicht gleichgültig, was die Seinigen heute tagsüber miteinander verhandeln und reden. O, was muß der stille Zuhörer aller Gespräche da oft wohl nur an einem einzigen Tage vernehmen aus dem Munde solcher, die da sagen, daß sie in Seinen Fußstapfen wandeln, und die am Morgen vielleicht gesungen haben: „Im Wort, im Werk, in allem Wesen sei J e s u s und sonst nichts zu lesen“!

Als der Herr Seine Jünger fragte: „Was habt ihr auf dem Wege verhandelt?“ da schwiegen sie still; denn sie hatten sich untereinander besprochen, „wer der Größte sei“. (Mark. 9, 33. 34.) Sie schämten sich jetzt, das Besprochene, das sie jedenfalls außer

Hörweite des Herrn verhandelt hatten, nochmals zu wiederholen.

Ob es uns nicht auch am Schluß manches Tages ähnlich ergehen würde, wenn der unsichtbare Gegenwärtige uns fragte: „Was hast du heute geredet?“ Ob da nicht auch manchmal ein beschämendes Stillschweigen auf diese Frage folgen müßte?

Selbstverständlich können wir nicht nur „geistliche“ Gespräche führen. Alltägliches, Häusliches und Geschäftliches muß besprochen werden. Aber auch darin kann und sollte „Jesus gelesen“ werden. Er war „das Licht der Welt“, und wir, Seine so teuer Erkauften, sollten als „Lichter“ scheinen in dieser Welt. Das kann stets und auf alle Weise geschehen, in Wort, Wesen und Wandel. So laßt uns denn durch Wort und Werk bezeugen, wer wir sind, und daß „Er uns aus der Finsternis berufen hat zu Seinem wunderbaren Licht“.

Des Burschen Zeugnis

Es war vor dem schrecklichen Weltkrieg, in jenen schönen Tagen, wo Gott mir erlaubte, unter unseren Soldaten in Heer und Flotte den kostbaren Samen des Wortes Gottes auszustreuen. Damals führte mein Dienst mich auch nach D. Neben manch anderen lieben Freunden lernte ich dort Hauptmann M. v. R. kennen. Er wünschte öfters meinen Besuch, und jedesmal schenkte der Herr uns köstliche Stunden der Gemeinschaft in Gebet und gemeinsamer Betrachtung des Wortes Gottes. Standesunterschiede, die sonst in der Welt breite, die Her-

zen einander entfremdende Abstände schaffen, werden auf diesem heiligen Boden der Gnade leicht und in gesegneter Weise überbrückt.

Die lieblichen Stunden bei v. R. habe ich bis heute nicht vergessen können. Treu und hingebend in seinem Beruf als Offizier, geachtet und geliebt von seinen Vorgesetzten und Untergebenen, bis herunter zum letzten Mann seiner Kompanie, gab er, ein ganzer Mann, dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Gottes Ehre stand ihm über allem anderen. Er lebte und diente nach dem Grundsatz:

„Ob mich Menschen loben,
Tadeln, anerkennen, mißverstehn,
Herr, Dein Wohlgefallen drohen
Soll mir über alles gehn.“

Als Hauptmann v. R. schon im Herbst 1914 in den heißen Kämpfen im Westen vor seiner Kompanie den Tod für sein irdisches Vaterland starb, war Trauer im ganzen Regiment. Tränen flossen um diesen edlen Mann. Er ging nicht dahin, wie einst König Joram, „ohne vermißt zu werden“. (2. Chron. 21, 20.) Sein Andenken lebt noch heute in manchem Herzen. „Bei diesem Mann“, so sagte mir damals sein Feldwebel, „ist es eine Lust, Soldat zu sein, und ich wollte mich verpflichten, unter Hauptmann v. R. mein Leben lang bei der Kompanie zu bleiben. Viele unserer Leute“, setzte er hinzu, „haben es daheim gewiß nicht so gut gehabt, wie hier unter dieses Mannes väterlicher Fürsorge.“

Die Eltern, deren Söhne seinerzeit zwei Jahre unter dem Kommando und Einfluß v. R's standen, hatten viel Ursache, Gott zu danken. In seiner Kompanie ging der Dienst ohne Fluchen vonstatten, und

Gottes Name wurde nicht gelästert. Allen war der Hauptmann ein Vorbild treuer Pflichterfüllung und ernstester Gottesfurcht.

Wie mag doch, habe ich mich bei Beginn unserer Bekanntschaft mehr als einmal gefragt, dieser feine, fluge Mann zum Herrn gekommen, von welchem tüchtigen, redegewandten Evangelisten mag er überzeugt worden sein? Nun, das sollte ich eines Tages aus seinem eigenen Munde erfahren.

Wieder saßen wir beieinander und unterhielten uns über einige Wahrheiten des Wortes, als er plötzlich aufsprang und sich mit den Worten entschuldigte, er habe schnell eine dienstliche Sache zu erledigen. Da er bald zurück sein werde, bat er mich zu bleiben. Eine Weile beschäftigte ich mich mit den vielen guten Büchern, die auf dem Tisch lagen; dann weckten die Bilder und Photographien, welche Wände und Tische zierten, meine Neugierde. Längere Zeit stand ich vor einem halbrunden, fast ganz mit Photographien bedeckten Tisch, auf dem die ganze Familie des Hauptmanns: Eltern, Brüder, Verwandte, dann die militärischen Bekannten, bis hinauf in die hohe Generalschaft, vertreten waren. Von allen Bildern fiel mir eins trotz oder wahrscheinlich wegen seiner Unscheinbarkeit besonders auf. Es war die Photographie eines einfachen Soldaten, die ihren Platz in der Mitte hatte. Während ich sie mir etwas näher betrachtete, ging die Tür auf, und v. R. trat ein.

„Ich weiß schon“, sagte er lächelnd, „was Ihnen jetzt durch den Sinn geht. Sie denken: Wie kommt dieser einfache Musketier zwischen die Exzellenzen?“

„Ja“, bestätigte ich, „das dachte ich, und er hat noch nicht einmal die Gefreitenknöpfe.“

„Immer“, erwiderte der Hauptmann ernst, „soll das einfache Bild seinen Platz unter all den großen Leuten behalten. Dieser Mann ist mein Freund. Er hat mir den besten und gesegnetsten Dienst erwiesen, den es überhaupt gibt. Er hat mich zum Herrn geführt und ist in Gottes Hand das Werkzeug zu meiner Bekehrung gewesen. Es ist mein einstiger Bur= sche.“

Und dann schilderte v. R. in so rührender Weise die hingebende Liebe, Bescheidenheit und Treue dieses Soldaten, daß ich ganz bewegt und tief beschämt wurde.

„Er sprach“, erzählte er unter anderem, „nicht viel von Jesu, aber desto mehr mit Ihm, in dessen Nähe er stets zu weilen schien. Rührend ist es, wie der Junge für mich besorgt war. Nie dachte er an sich. Ich mochte nach Hause kommen, wann ich wollte, um zwölf, eins oder, bei besonderen Anlässen, auch noch später, immer erwartete er mich und hatte für seinen Hauptmann noch irgend eine Erfrischung bereit. Er tat es trotz des Befehls, rechtzeitig zur Ruhe zu gehen und nicht auf mich zu warten. Und wenn ich übelgelaunt und in ärgerlicher Stimmung war und ihn dann, wie es leider auch vorgekommen ist, nicht gerade freundlich behandelte, dann konnte ich sicher sein, daß am anderen Morgen früh mein Kaffee und Frühstück noch besser zugerichtet und meine Stiefel noch blanker als sonst gepuht waren. Durch dieses Verhalten, das dem Geist und der Gesinnung des Herrn Jesus entsprach, hat er mich schließlich überwunden und auf die Kniee gebracht.“

Ich erfuhr dann weiter, wie es zugegangen war — ganz einfach, fast selbstverständlich. Der Haupt=

mann war stets ein ehrbarer Mensch gewesen, so wie es sich für einen Mann von seiner Stellung und seinem Stand geziemte. Er war auch ein aufrichtiger Charakter. Wenn er nun beobachtete, wie sein Bursche so still, pflichttreu und glücklich seinen Weg ging, und dann einen Vergleich zwischen jenem und sich selbst zog, hatte er sich mehr als einmal eingestehen müssen: Dieser Vergleich fällt nicht zu deinen Gunsten aus. Jener einfache Bursche war glücklich. Darüber bestand kein Zweifel. Er selbst aber war bei allem schönen Schein im Grunde ein tief unbefriedigter Mensch. Und so war es gekommen, daß der Hauptmann eines Tages seinen Burschen offen nach dem Grund und der Quelle seiner Freude und Kraft gefragt hatte. Und schlicht und wahr, gerade wie sein Leben, war auch jetzt des Burschen Zeugnis von der Quelle des wahren Friedens und des echten Glücks gewesen. In einfachen Worten erzählte er seinem Hauptmann von Gottes in Christo geoffenbarter Liebe und dem Erlösungswerk des Heilands Jesus Christus. Gott segnete das einfache Zeugnis. Schon bald verstand v. R., daß des Herrn schmachtvoller Kreuzestod Gottes Verherrlichung und unsere ewige Erlösung zum Ziel hatte. Sobald er dies verstanden hatte, beugte er seine Kniee und nahm in kindlichem Vertrauen, gestützt auf Gottes Zeugnis: „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben“, das herrliche Geschenk der freien Gnade an. Alle Bedenken und Zweifel des Verstandes verschwanden vor der Größe des göttlichen Liebeswerkes. Es dauerte nur verhältnismäßig kurze Zeit, da sang er, Gott preisend für Seine Gnade, mit seinem überglücklichen Burschen das bekannte Lied:

„Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert.
Das zähl' ich zu dem Wunderbaren:
Mein stolzes Herz hat's nie begehrt.
Nun weiß ich das und bin erfreut
Und rühme die Barmherzigkeit!“

Gottes Treue sorgte für weitere Belehrung dieses Kindleins im Glauben. Ernste Worte gläubiger Verwandten und erfahrener Zeugen Jesu fanden ein geöffneteres Ohr bei ihm. Jahrelang zu Gott gerichtetes Flehen war erhört worden, nachdem Gottes Weisheit und Liebe hinter all diese Bemühungen die Druck-Maschine eines solch kraftvoll-lebendigen **T a t z e u g = n i s s e s** gesetzt hatte, wie es das Leben des gottesfürchtigen, treuen Burschen war.

Ich schrieb diese Zeilen lieber Erinnerung auf Wunsch etlicher Freunde nieder, so wie sich die Ereignisse damals meinem Gedächtnis und Herzen eingepägt haben. Wenn ich ein Wort zu viel gesagt haben sollte, dann möge man mir verzeihen und es meiner Liebe zu dem heimgegangenen Hauptmann v. R. und seinem Burschen zugute halten, der seinem himmlischen und seinem irdischen Herrn so treu gedient hat.

H.

Die „goldenen Worte“

Es war Sonntagnachmittag. Durch eine der weniger belebten Straßen einer Großstadt schlen-
derte ein armer, zerlumpter Knabe. Plötzlich blieb er stehen. Vor ihm auf dem Boden lag eine schöne weiße Karte mit buntbemaltem Rand, während in der Mitte goldene Worte prangten. Ein Sonn-

tagschulkind mochte sie verloren haben. Vorsichtig hob der Junge die Karte auf. Er faßte sie behutsam an den Enden, damit seine schmutzigen Finger sie nicht verunzierten, und betrachtete sie lange wohlgefällig. Die goldenen Buchstaben leuchteten im Sonnenglanz. Was mochten die Worte bedeuten? „Gewiß etwas sehr Gutes, sonst hätte man die Karte doch nicht so schön gemacht“, dachte der kleine Betteljunge. Er war des Lesens noch nicht kundig. Aber je länger er die Karte betrachtete, desto mehr verlangte es ihn zu wissen, was die goldenen Worte bedeuteten.

„Ich will die alte Frieda heute abend bitten, sie mir vorzulesen“, sagte er endlich halblaut, indem er seinen Fund in eine Tasche seines zerrissenen Anzugs steckte. Dann gesellte er sich zu etlichen Kameraden, die gerade des Weges kamen, und über fröhlichem Spiel war die Karte für eine Zeitlang vergessen.

Am Abend aber, ehe er das dürftige Kämmerchen aufsuchte, das er sein Heim nannte, ging er in ein Haus, das in demselben Hof lag, tastete sich die dunkle Treppe hinauf, klopfte an eine Tür und rief:

„Sind Sie da, Frieda?“

„Ja, komm nur herein, Jakob“, antwortete von innen eine zitterige Stimme.

Mit seiner Karte in der Hand stand er vor der alten Frau, die bei Kerzenlicht an einem wackeligen Tisch saß und las.

„Ich wollte Sie bitten, Frieda“, sagte er höflich, „mir diese goldenen Worte einmal vorzulesen. Ich weiß sonst keinen Menschen, der es tun könnte.“

„Das will ich gern tun, mein Junge“, erwiderte die Alte freundlich. „Ich würde auch noch mehr



als das für dich tun, Jakob, da du immer gefällig und dienstbereit gegen mich bist.“

Damit nahm sie ihm die Karte ab, und nachdem sie sie einen Augenblick bewundert hatte, las sie langsam:

„Glaube an den Herrn Jesus, und du wirst errettet werden.“

„Was bedeutet das, Frieda?“ fragte Jakob.

„Ich fürchte, das kann ich dir auch nicht so recht sagen. Ich weiß nicht viel über diese Dinge.“

„Wer ist denn der Herr Jesus?“

„Das ist der Sohn Gottes, der oben im Himmel wohnt“, lautete die Antwort.

„Ich möchte wohl wissen, was „errettet werden“ bedeutet“, fuhr der Junge fort. „Wo von müssen wir denn errettet werden?“

„Vielleicht kann ich dir das sagen, Jakob“, sagte die Alte. „Als ich ein Kind war wie du, besuchte ich eine Zeitlang die Sonntagschule. Da habe ich manches gelernt, aber das meiste wieder vergessen. Wenn ich mich aber recht entsinne, haben sie uns manchmal erzählt, daß alle Menschen, die böse sind und Gott nicht dienen, wie sie sollten, einmal in ein großes Feuer geworfen würden, ein Feuer, das sie Hölle nannten. Und ich glaube, das ist es, wovon wir errettet werden müssen.“

„D“, sagte Jakob, seine Karte wieder in die Tasche steckend, „wenn ich doch mehr über den Herrn Jesus erfahren könnte, damit ich an Ihn glauben und errettet werden kann! Ich habe Angst, in die Hölle geworfen zu werden. Gute Nacht, Frieda!“

Es dauerte lange, bevor Jakob an diesem Abend einschlief. Immer wieder mußte er an seine Karte denken und an die goldenen Worte und das, was die alte Frieda darüber gesagt hatte.

Als er am nächsten Morgen wach wurde, nahm er sich vor, nicht zu ruhen, bis er jemand gefunden hatte, der ihm Näheres von dem Herrn Jesus sagen

konnte. Da begegnete ihm, als er über den Hof ging, seine alte Freundin, und er fragte sie, ob sie nicht jemand kenne, der mehr von dem Herrn Jesus wisse und davon, wie man errettet werden könne.

Sie erwiderte, sie kenne einen Herrn, der in einem der Häuser wohne, in denen sie Apfelsinen verkaufe. Der könne ihm gewiß alles über Jesus sagen, was er wissen wolle. Sie beschrieb ihm, wo der Herr wohnte, und Jakob eilte davon, um ihn aufzusuchen.

Eine ganze Weile stand der arme Junge vor dem bezeichneten, vornehm aussehenden Hause, ehe er den Mut fand, zu schellen. Endlich wagte er es. Ein Mädchen öffnete. Als sie den zerlumpten Jungen sah, wollte sie die Tür wieder zuschlagen. Da kam glücklicherweise der Hausherr selbst an die Tür und erkundigte sich nach seinem Begehr.

Jakob zog seine Karte hervor und fragte höflich, ob der Herr nicht so gut sein und ihm sagen wolle, was die Worte bedeuteten.

Der Herr nickte freundlich, nahm Jakob an die Hand, führte ihn in ein Zimmer und ließ ihn dort Platz nehmen. Dann sagte er ungefähr folgendes:

„Mein Junge, Gott hat alles gemacht. Er hat diese Welt gemacht. Er hat uns gemacht. Er ist aber nicht nur ein großer und allmächtiger, sondern auch ein heiliger Gott und haßt die Sünde. All die bösen Dinge, die wir tun, sind Sünde. Und Gott muß die Sünde bestrafen. Das ist Er Seiner Heiligkeit schuldig. Niemand kann das Böse, das er tut, vor dem allsehenden Auge Gottes verbergen. Auch du nicht. Er weiß sogar alle deine Gedanken. Aber Gott ist Liebe. Und Er sandte Seinen eigenen Sohn in diese Welt, um den Menschen zu erretten. Der Herr Je-

Jesus ist dieser eingeborene geliebte Sohn Gottes. Er kam vor beinahe neunzehnhundert Jahren aus dem Himmel zu uns auf die Erde herab. Er wurde ein Mensch wie wir, jedoch ohne daß Er je aufgehört hätte, Gott zu sein. Er kam, um uns von der Liebe Seines Vaters zu erzählen. Aber Er kam auch, um die Strafe für all die vielen und schrecklichen Sünden, die wir getan hatten, und die den heiligen Gott beleidigten und erzürnten, auf sich zu nehmen. Es war furchtbar, Jakob, was der Herr Jesus hat erdulden müssen, damit wir von jeder Strafe frei ausgehen konnten! Böse Menschen, die Ihn haßten und Ihn zu töten suchten, hängten Ihn an ein Kreuz. Dort hat Er die Strafe für unsere Sünden getragen. Wir lesen in Seinem Wort, daß Er „um unserer Übertretungen willen verwundet, um unserer Missetaten willen zerschlagen war. Die Strafe zu unserem Frieden lag auf Ihm, und durch Seine Striemen ist uns Heilung geworden.“

„Nachdem der Herr Jesus gestorben war“, fuhr der Erzähler nach einer Pause fort, „wurde Er in ein Grab gelegt. Aber Gott hat Ihn nach drei Tagen aus den Toten auferweckt. Und nun ist Er allezeit im Himmel droben zur Rechten Gottes. Dorthin möchte Er in Seiner Liebe und Seinem Erbarmen am liebsten alle Menschen ziehen. Er möchte ihnen allen ihre Sünden vergeben, möchte sie gern alle glücklich machen, wenn sie nur an Ihn glauben. Er wartet auch auf dich, mein Junge, daß du zu Ihm kommst mit deinen Sünden, damit Er sie abwaschen und dich für den Himmel passend machen kann. Siehst du, das bedeuten die goldenen Worte: „Glaube an den Herrn Jesus, und du wirst errettet werden“!“

Jakob hatte mit gespanntester Aufmerksamkeit zugehört. Als Herr B. jetzt schwieg, strahlte sein Gesicht vor Freude. Er fühlte, er hatte jemand gefunden, der ihn lieb hatte. Rindlich und einfältig tat er, wie ihm gesagt wurde. Er glaubte an den Herrn Jesus. Und noch ehe der kleine Betteljunge an diesem Morgen das Haus des freundlichen Herrn verließ, wußte er, daß der Heiland der Sünder auch seine Sünden getragen hatte, und daß er für alle Ewigkeit errettet war.

Was machte ihn so glücklich?

[Eine Begebenheit aus Korea.]

Ein Mann, namens Pak, predigte auf dem Marktplatz von Chungju. Ein Christ, der unter der Menge stand, hörte, wie einer der heidnischen Zuhörer zu seinem Nachbar sagte: „Ich kannte einst diesen Mann. Er war einer der stärksten Trinker, Raufhelden und Spieler an diesem Ort. Schau sein Gesicht, wie verändert es ist! Ich möchte wohl wissen, was ihn so glücklich macht.“

Paks Gesicht war an jenem Morgen vor zehn Jahren nicht so fröhlich gewesen, als er wie im Fieber in sein strohgedecktes Haus an der Ecke des Marktplatzes lief und begann, seine wenigen Habseligkeiten zusammenzupacken.

„Was ist mit dir? Was machst du da?“ fragte ihn ängstlich seine Frau. Sie hatte immer Angst vor ihm, wenn sein Gesicht vom Alkohol gerötet war.

„Wir wollen nach dem Kongnim-Kloster und der Farm dort ziehen“, erklärte er. „Es hat keinen Zweck, hier zu leben, wo ich meinen Monatslohn in

einer Nacht im Spiel verliere. Mir ist Land vom Priester versprochen worden, und ich will Buddhist werden und sehen, ob ich dadurch vom Spiel freierwerden kann."

So zogen sie nach dem Kloster. Dort gab es harte Arbeit für Paß beim Bebauen seines Feldes. Er entzog sich ihr nicht. Aber nur zu oft, wenn er seine Bohnen oder seine Gerste auf den Markt gebracht hatte, kam er schwankend heim und hatte alles Geld vertrunken und verspielt. War er wieder nüchtern, so sagte er wohl:

"Der Buddhismus ist wie der Konfuzianismus. Er sagt: Sei gut, sei gut! Aber er gibt nicht die Kraft, gut zu sein. Ich brauche keine Gebote und keine Lehre, ich brauche Kraft."

Eines Tages beobachtete Paß auf dem Markt einen Mann, wie er seinen Esel anband und sich anschickte, kleine Bücher in den Gasthöfen zu verkaufen.

"Was sind das für Bücher?" erkundigte er sich.

"Frohe Botschaft für arme Sünder", antwortete der reisende Kaufmann. "Sie erzählen, wie Gott uns liebt und uns von dem Bösen errettet, das uns für dieses Leben und das Leben nachher ruiniert."

Paß blickte sich um, um zu sehen, ob ihn jemand beobachtete; dann zog er den Kaufmann beiseite und fragte ihn ängstlich:

"Werden die Bücher mir sagen, wie ich von Trunk und Spiel freierwerden kann?"

"Ganz bestimmt. Kaufe diese vier und lies sie durch! Wenn du glaubst, was Jesus sagt, so wirst du Kraft gewinnen, deine schlechten Gewohnheiten zu lassen."

Dieser Kaufmann war ein Bibelbote. Paß zahlte

seine acht Sen*) und verbarg die Bücher in seiner Tasche. Diesen Abend kam er nüchtern und früh vom Markte heim, so begierig war er zu sehen, was die Bücher enthielten. Seine Frau goß Öl in eine Schale, steckte einen Wollfaden hinein, machte Licht und begann zu nähen. Paß setzte sich neben sie auf den Boden, hielt das Evangelium dicht an das trübe Licht und las ihr laut vor. Je mehr er las, desto eifriger wurde er. Abend für Abend eilte er heim vom Felde, um weiter zu lesen.

Eines Abends sagte er zu seinem Weib:

„Ich kenne einen Mann in Chungju, der tut nichts, als daß er von Dorf zu Dorf geht und den Leuten von diesem Jesus erzählt. Ich will ihn bitten, hierherzukommen und uns Dorfbewohner zu lehren.“

So brachte er den Kolporteur herbei, und dieser erzählte den Leuten dicht unter den Mauern des buddhistischen Klosters von Jesus, und der Priester nahm keinen Anstoß daran.

Etwa sechs Monate später sagte der Kolporteur zu Paß:

„Am dritten Tage des nächsten Monats, spät am Abend, wird der Missionar hier in der Nähe vorbeikommen. Willst du und deine Gruppe ihn besuchen?“

„Sicher“, antwortete Paß.

Als der Missionar am Fuß der steinigen Schlucht ankam, an deren oberem Ende das Kloster lag, sah er fünf Leute über die Steine herabkommen. Sie trugen lange Fackeln, mit denen sie den Weg beleuchteten.

*) Sen = japanisches Geldstück im Wert von etwa 3 Pfennig.

„Gebt uns die Lasten!“ sagten sie zu den müden Kulis, nahmen die Traggestelle auf ihre Schultern und führten den Missionar zu ihren Häusern hinauf.

Jeden Frühling und jeden Herbst, mehrere Jahre hindurch, empfing die kleine Gruppe in dieser Weise den Missionar. Dann sagte man ihnen, daß sie, wenn sie Christen werden wollten, woanders hinziehen müßten. Sie kauften Häuser und Land in der Nähe der benachbarten Kirche. Paß wurde bald getauft und Leiter dieser Gruppe. Was er unternahm, führte er so gut aus, daß die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft ihn zu ihrem Kolporteur machte.

Kolporteur Paß ist vor kurzem heimgegangen. Ein Koreaner erzählt:

„Ich war neulich in Chungju und habe die Beerdigung von Kolporteur Paß gesehen. Wenn ich eine Beerdigung wie diese haben könnte, so wäre es darum schon wert, ein Christ zu werden.“

Aus „Bibelarbeit“.

Wie jemand ohne Füße zu Jesu kam

Sie hatte keine Füße. Das mußte jeder, dem sie glückstrahlend erzählte, was Jesus, der große Heiland der Sünder, an ihr getan hatte. Einst hatte sie sich vor einen Eisenbahnzug geworfen, weil sie ihr Leben, das keinen Wert mehr für sie hatte, wie ein abgetragenes Kleid wegwerfen wollte. Die Schuld an dem Unglück dieses armen Geschöpfes trug die in jedem Menschenherz wohnende Sünde. Es war die alte Geschichte gewesen, wie sie

sich wieder und wieder in einer Welt abspielt, in der Satan, der „Lügner“ und „Menschenmörder von Anfang“, der Fürst ist. Ein junger Mann, der versprochen hatte, sie zu heiraten, hatte sie, nachdem er all ihr Erspartes aufgebraucht, mit roher Hand von sich gestoßen. In ihrer Not und Verzweiflung hatte sie den furchtbaren Schritt getan. Aber Gott in Seiner Gnade hatte ihren sündigen Plan vereitelt. Ihr Leben wurde erhalten. Als sie aus schwerer Betäubung in einem Krankenhaus erwachte und imstande war, sich des Geschehenen zu erinnern, stieß sie einen Schrei aus, wie ihn nur ein Mensch aus tiefster, innerster Not ausstoßen kann. Der furchtbare Schrei, der durch Saal und Gänge hallte, ließ die Kranken in ihren Betten entsezt in die Höhe fahren.

Seitdem die Ärmste wußte, daß ihr die Füße abgenommen worden waren, weinte und jammerte sie unaufhörlich. Ihr Klaggeschrei wurde den übrigen Kranken bald so unerträglich, daß sie aus dem Saal entfernt und in ein besonderes Zimmer gelegt werden mußte. Hier wurde sie mit rührender Liebe von einer Schwester gepflegt, die den Herrn Jesus als ihren Heiland kannte, und deren Wunsch es war, Ihm zu dienen. Es verlangte sie, für die bedauernswerte Kranke alles zu tun, was in ihren Kräften stand, um sie zu Jesu zu führen. Sie wollte es machen wie jene Männer in Luk. 5, die, alle Beschwerden und Hindernisse überwindend, einen Gelähmten durch das Dach zu Jesu brachten.

Lange fand die Schwester keine Gelegenheit, ein Wort mit der Kranken zu reden, da diese jede Annäherung zurückwies. Aber Schwester Johanna konnte warten. Still und treu versorgte sie den so

traurig zugerichteten Leib, geduldig auf den Tag hoffend, an dem sie der in noch viel traurigerem Zustand befindlichen Seele dienen durfte.

Und dieser Tag kam. An einem Abend, als Schwester Johanna alles für die Nacht bereit gemacht hatte, klagte die Kranke:

„Ach, Schwester, warum bin ich nicht auf den Eisenbahnschienen umgekommen? Warum mußte ich in dieses Leben zurückkehren? Nun kann ich nicht mehr gehen, wohin ich will. Ich bin ein Krüppel für allezeit!“

Die Schwester streichelte sanft, wie eine zärtliche Mutter, die Hand der Kranken.

„Wohin gingen Sie gewöhnlich, als Sie Ihre Füße noch hatten?“

„Morgens ging ich zur Arbeit, und am Abend kam mein Verlobter und holte mich ab.“

„Und wohin gingen Sie dann miteinander?“ fuhr die ruhige, sanfte Stimme fort.

„Zum Tanz“, lautete die Antwort, „einmal hierhin und einmal dahin.“

„Und wenn Sie jetzt noch Füße hätten?“

Tränen erstickten die Stimme der Kranken, als sie erwiderte:

„Ich — habe es nicht gewußt — — ich würde besseren Gebrauch von meinen Füßen machen — — aber ich kann nicht mehr gehen — — nie, nie mehr!“

„Einen Weg können Sie noch gehen, und zwar den besten und herrlichsten Weg, einen Weg, den Sie mit gesunden Füßen wahrscheinlich nie gegangen wären.“

„Was für einen Weg meinen Sie?“ forschte die Kranke.

Da erzählte Schwester Johanna ihrer still lauschenden Patientin die wunderbare Geschichte von der Heilung des Gelähmten, der von vier Männern auf einem Bett durch das Dach zu Jesu gebracht wurde, und dessen Herz sich mit Frieden und Freude füllte, als der Heiland zu ihm sagte: „Deine Sünden sind dir vergeben“.

Die Kranke erwiderte nichts. Aber in dieser Nacht konnte sie nicht schlafen. Ihre Gedanken waren fortwährend mit dem Weg beschäftigt, den auch ein Gelähmter gehen kann, ein Mensch ohne Füße. Wieder und wieder erzählte Schwester Johanna ihr von dem Heiland, dem wunderbaren Erretter Jesus Christus, der gekommen ist, Sünder selig zu machen. Und eines Tages kamen stammelnd die Worte über die Lippen des armen Mädchens:

„O Herr, erbarme Dich über mich Sünderin!“

Und der Herr antwortete auch ihr:

„Kind, deine Sünden sind dir vergeben.“

Von diesem Tage an ist sie immer wieder den Weg gegangen, den der Herr Jesus, jetzt ihr Heiland, ihr durch Seinen Opfertod erschlossen hatte — den Weg zum Vaterherzen Gottes.

„Es ist der schönste Weg“, so bezeugte sie nach Monaten, „den ich je gegangen bin. Und nie bin ich auf diesem Wege müde geworden.“

Vielen, die sie besuchten, erzählte sie, wie sie ohne Füße zu Jesu kam. Und manche derer, die dieses Zeugnis aus ihrem Munde vernahmen, und die ihr Glück und ihre Freude sahen, „ergriff Staunen, und sie verherrlichten Gott“. So durfte sie vielen ein Wegweiser zu Jesu werden.

„Wer glaubt, wird nicht ängstlich eilen“

Ein Christ erzählt:

Mein Vater hatte eine kleine Fabrik. Seine Hauptabnehmer waren zwei Kölner Großkaufleute. Hatte er eine größere Zahlung zu leisten, ohne gerade über die betreffende Summe zu verfügen, so pflegte er an einen dieser Herren zu schreiben und um eine Vorauszahlung zu bitten. Gewöhnlich trafen die erbetenen Beträge pünktlich ein.

Eines Tages aber, an dem wieder eine größere Schuld fällig war, war das Geld nicht eingegangen. Meine Mutter sagte zum Vater:

„Um elf Uhr kommt der Kassenbote, und das Geld ist nicht da. Geh doch zu meinem Vetter Ferdinand! Er kann dir sicher die Summe leihen.“

„Nein, Frau“, versetzte mein Vater ruhig, „das möchte ich nicht. Ich habe es dem Herrn gesagt.“

Die Stunden vergingen. Um zehn forderte meine Mutter nochmals den Vater dringend auf, sich den Betrag beim Vetter Ferdinand zu borgen. Seine Antwort war die gleiche.

Um elf Uhr sieht meine Mutter den an diesem Tage so gefürchteten Kassenboten in der Ferne auftauchen. Ganz aufgereggt läuft sie aus dem Haus, um ihren Mann zu suchen. Er hat sich irgendetwo eingeschlossen, und als sie ihn findet, sieht sie, daß er geweint hat. Schweren Herzens geht sie mit ihm ins Haus. Da kommt — der Geldbriefträger und bringt die zur Zahlung der Schuld nötige Summe.

„Frau“, sagt mein Vater ruhig wie zuvor, „tu das nie wieder, daß du mich in meinem Glauben wankend machst.“

Ich meine, ich hörte die Worte heute noch. Immer noch steht er vor mir, der liebe Vater, der so in Glauben und Vertrauen seinen Weg ging.

Eine ähnliche Erfahrung darf ich aus meinem eigenen Leben berichten. Ich hatte ein größeres Geschäftshaus gebaut, und verschiedene Beträge waren noch rückständig. Eines Morgens war ein hoher Wechsel fällig, zu dessen Deckung mir noch etwa dreihundert Mark fehlten. Woher das Geld nehmen? Ich hatte es nicht, hatte auch in den nächsten Tagen nichts zu erwarten. Zu Fremden gehen und Geld borgen mochte ich ebensowenig wie weiland mein Vater. Ich wußte einen besseren Ausweg. Der, welcher meinem Vater geholfen hatte, war auch heute noch reich und gnädig genug, um mir das Fehlende verschaffen zu können. Ich ging in mein Schlafzimmer, schloß die Tür und sagte meinem Gott und Vater in aller kindlichen Einfalt, wie die Dinge lagen. Wie einst König Hiskia den Brief Sancheribs, so legte ich Gott die fällige Rechnung vor, die ich nicht bezahlen konnte. Noch lag ich auf den Knien, als es klopfte. Ich sollte in den Laden kommen. Hier wartete einer meiner Mieter auf mich. Er sagte, er habe gerade eine größere Summe eingenommen und wolle mir deshalb schon heute die am nächsten Ersten fällige Miete zahlen; so spare er sich den Weg zur Bank und wieder zurück.

Mit diesen Worten zählte er das Geld auf den Ladentisch. Es war gerade die Summe, die mir fehlte.

Großmütterchen

„**G**roßmütterchen“ — so nannte ich die liebe alte Frau, obwohl keinerlei Blutsbande uns einigten. Sie war die Großmutter einer früh verstorbenen Freundin und hatte die Liebe für ihr heimgegangenes Enkelkind auf mich übertragen. Ich empfand dies besonders dankbar, da ich ohne Eltern aufwuchs. Vater und Mutter waren bei einem Eisenbahnunglück ums Leben gekommen, und ich wurde von einem entfernten Verwandten meines Vaters erzogen. Dieser meinte es sicher gut mit mir, ließ mir die denkbar beste Ausbildung geben und sorgte reichlich für mein leibliches Wohl. Im übrigen aber kümmerte er sich nicht allzu viel um mich und ließ mich tun, was mir gefiel.

So war es gut, daß sich Großmütterchen liebevoll meiner annahm. Es verging kaum ein Tag, an dem ich nicht ihr freundliches kleines Heim betrat, um ihr von meinen harmlosen Freuden und Leiden zu erzählen. Sie hatte immer ein liebes Wort, einen guten Rat bei der Hand. Besonders schön war es am Sonntag bei ihr. Dann lasen wir gemeinsam ein Kapitel aus der Bibel und besprachen nachher, was wir gelesen hatten. Großmütterchen liebte Gott von ganzem Herzen, obwohl Er ihr manches Schwere im Leben zu tragen gegeben hatte. Aber sie hatte trotz Leid und Kummer die Größe Seiner Liebe erkannt, die sich

so herrlich darin geoffenbart hat, daß Er Seinen eingeborenen Sohn in die Welt sandte, um durch das Opfer Seiner selbst Sünder zu erretten. Die Erkenntnis dieser Liebe gab ihr Kraft und Freudigkeit, alles aus der Hand ihres Gottes zu nehmen und nicht an Seiner Treue zu zweifeln. Großmütterchens klares Zeugnis machte tiefen Eindruck auf mich, und ich kann sagen, daß ich zu jener Zeit den Heiland von ganzem Herzen gesucht habe.

Da gab es eine Änderung in meinem Leben. Ich war herangewachsen, und mein Vormund hielt es für seine Pflicht, mich in die sogenannte Gesellschaft einzuführen. Ich war als eine reiche Erbin bekannt und so bald von einem Kreis lebenslustiger junger Leute umgeben, die mich in einen Strudel weltlicher, eitler Vergnügungen zogen. Leider war ich töricht genug, Gefallen an diesem bunten Treiben zu finden. Es schmeichelte meiner Eitelkeit, der gefeierte Mittelpunkt eines glänzenden Kreises zu sein, und ich betäubte die Stimme meines Gewissens durch laute Lustbarkeit. Die Bibel, in der ich sonst täglich gelesen hatte, lag unbenutzt auf ihrem Platz. Wie sollte ich jetzt Zeit dafür haben, wo der Tag so mit Spiel und Tanz ausgefüllt war? Anfangs versuchte ich noch mein Abendgebet zu sprechen, aber auch das vergaß ich bald.

Und Großmütterchen? Ach, das liebe Großmütterchen sah voll Trauer die unselige Wandlung, die mit mir vorging, denn anfänglich besuchte ich sie noch häufiger. Aber ich hatte keinen Sinn mehr für ernste Gespräche, sondern prahlte mit meinen Erfolgen in der Gesellschaft. Zuerst schwieg Großmütterchen dazu und sah mir nur traurig nach, wenn ich nach kurzer Zeit davoneilte, um irgend einer Einladung zu fol-

gen. Eines Tages jedoch, als ich in einem sehr auffallenden, modischen Anzuge vor sie trat, konnte sie nicht länger schweigen. Sie fragte mich, ob ich denn alles vergessen habe, was mir einst lieb gewesen sei, und ob ich wirklich Gefallen an solch einem leichtfertigen Leben ohne Gott finden könne. Die Sünde hatte mich schon so umstrickt, daß ich die sorgende Liebe nicht fühlte, die aus ihren Worten sprach. Ich antwortete mit häßlichem Spott und sagte, sie gönne mir wohl meine Jugend nicht. Beten und Bibellesen sei gut für alte Leute, die nicht mehr wüßten, wie sie sich die Langeweile vertreiben sollten. Großmütterchen war ganz blaß geworden bei meinen unartigen Worten. Aber sie wurde nicht böse, sondern antwortete ruhig:

„Nun, mein Kind, ich will nur hoffen, daß der Weg, den du jetzt gehst, dich nicht ins Verderben führt. Ich werde nicht aufhören, für dich zu beten, daß der Heiland, dessen teures Blut auch für dich geflossen ist, dich dahin bringe, wo die wahre Freude und das wahre Leben zu finden ist.“

Ich zuckte die Achseln und verabschiedete mich mit flüchtigem Gruß. Innerlich aber dachte ich: Das ist das letzte Mal gewesen, daß du dir eine solch langweilige Predigt angehört hast. Allerdings war eine leise mahnende Stimme in mir, die mich davor warnte, auf dem gefährlichen Wege zu bleiben, aber im Taumel des Vergnügens verstummte sie bald wieder. Noch nie war ich so ausgelassen gewesen wie an diesem Abend.

So vergingen die Tage wie im Fluge. Lustbarkeiten, Reisen und Sport füllten jede Minute aus. Satan sorgte dafür, daß mir keine Zeit zu stillem Nachdenken blieb.

Mittlerweile nahte der Tag heran, an dem ich mündig wurde und in den Besitz meines Vermögens gelangen sollte. Mein Vormund hatte es verwaltet und mir bisher immer mit vollen Händen gegeben, was ich für mein verschwenderisches, leichtfertiges Leben brauchte. Zwei Tage vor der Mündigkeitserklärung kehrte ich von einer kleinen Reise zurück. Am Bahnhof erwartete mich nicht wie sonst der Oheim selbst, sondern sein alter, treuer Diener Karl. Das blasser, verstörte Gesicht des Mannes ließ mich nichts Gutes ahnen. Ich selbst war den ganzen Tag seltsam unruhig gewesen. Als ich nun hastig fragte, ob es dem Onkel nicht gut gehe, stürzten Tränen aus den Augen des treuen Mannes, und mit abgerissenen Worten berichtete er, daß er heute früh seinen Herrn tot im Schlafzimmer gefunden habe. Mir war, als ob eine eiserne Hand mein Herz umkrampfe, und ein Wort, das Großmütterchen oft gesagt hatte, ging mir durch den Kopf: „Ach, wie arm und nichtig sind doch alle die Menschen, die so sicher dahinleben!“ Auf dem Heimweg erzählte mir Karl noch, daß bereits mehrere Herren, darunter Dr. Werker, der Rechtsanwalt meines Onkels, in der Wohnung gewesen seien und den Schreibtisch durchsucht hätten. Dr. Werker sei auch jetzt wieder da und warte auf meine Rückkehr.

Diese Mitteilung steigerte meine Besorgnis ins Ungemessene. Was mochte das alles zu bedeuten haben? Als ich dann an das Lager des stillen Schläfers trat, den ich gesund und froh verlassen hatte, brach ich gänzlich zusammen. Nachdem ich mich ein wenig gefaßt hatte, fragte Dr. Werker, ob ich stark genug sei, die ganze Wahrheit zu hören.

„Sagen Sie mir alles“, rief ich mit bebender

Stimme, „damit ich erfahre, was hier vor sich gegangen ist!“

Dr. Werker sah mich mitleidig an und berichtete dann in möglichst schonender Weise, daß mein Oheim in der letzten Zeit bedeutende Vermögensverluste gehabt habe. Um diese auszugleichen, habe er sich in eine gewagte Spekulation eingelassen und dabei nicht nur sein, sondern auch mein ihm anvertrautes Vermögen aufs Spiel gesetzt. Die Spekulation sei fehlgeschlagen und das ganze Geld verloren. In seiner Verzweiflung habe der unglückliche Mann zum Revolver gegriffen und seinem Leben ein Ende gemacht.

Der Rechtsanwalt brauchte nicht mehr zu sagen. Ich wußte, was seine Mitteilung bedeutete. Statt einer reichen Erbin war ich arm, bettelarm. Wie im Traum vernahm ich noch, daß der Erlös aus dem Verkauf des Hauses und der Möbel des Onkels kaum hinreichen würde, die laufenden Verbindlichkeiten zu decken.

Die folgenden Tage waren furchtbar. Ich hatte alle meine kostbaren Schmucksachen mit zum Verkauf gegeben — was sollte ich jetzt noch damit? Auch wollte ich nicht, daß ein Makel auf dem Namen des Mannes zurückbliebe, dem ich trotz allem Dank schuldete, da er mir einst sein Haus als Heimat angeboten hatte. Nachdem alles, die Beerdigung usw., vorüber war, trat die Frage an mich heran, wohin ich mich wenden, und was ich beginnen sollte. Die vielen Freunde, die sich sonst um mich drängten, beobachteten merkwürdige Zurückhaltung. Da, wo ich am ehesten Rat und Hilfe erwartet hatte, vernahm ich leere Worte. Dr. Werker hatte mir Gastfreundschaft angeboten, aber er war Junggeselle und hätte mir nur vorübergehend Unter-

kunft gewähren können. Er schien auch sichtlich erleichtert, als ich sein Anerbieten freundlich, aber entschieden ablehnte. Nach dem Verkauf alles Überflüssigen, das mir persönlich gehört hatte, blieb mir eine kleine Summe, die mich zunächst vor der äußersten Not schützte.

Es war ein trüber Herbstabend, als ich im schlichten schwarzen Kleid, mein Kofferchen an der Hand, das Haus verließ, das mir so lange eine Heimat gewesen war. Der alte Karl nahm weinend Abschied von mir. Er blieb im Dienste des neuen Hausbesizers; so hatte er wenigstens nicht sein Brot durch uns verloren. Es war meine Absicht, ein nahegelegenes, bescheidenes Gasthaus aufzusuchen, um dort während der nächsten Tage zu bleiben. Während ich durch die dunklen, stillen Straßen schritt, fand ich mich plötzlich vor Großmütterchens Haustür. Großmütterchen — sie, die ich so gekränkt und dann trotzig gemieden hatte, was würde sie wohl sagen, wenn sie mich hier so einsam und gedemütigt vor ihrer Schwelle sehen würde? Halb im Traum war ich die Stufen, die zu der Wohnung führten, emporgestiegen und hatte den Koffer niedergesetzt. Nur ausruhen wollte ich, nur einen Augenblick verweilen, denn dieses Haus war mir ja ebenso verschlossen wie mein bisheriges Heim. Ob ich laut aufgeschluchzt habe, oder ob Großmütterchen sonst ein Geräusch gehört hatte — ich weiß es nicht, habe auch nie danach gefragt —, plötzlich öffnete sich die Tür, und ein heller Schein fiel auf die Treppe. Ehe ich den Koffer ergreifen und davoneilen konnte, hörte ich eine liebe, ach, so liebe, gütige Stimme, die sanft und ohne jede Verwunderrung zu mir sprach:

„Du bist es, mein Kind? Also hat Gott dich doch zu mir zurückgeführt! Ich habe alle diese Tage schon auf dich gewartet.“

Ehe ich recht wußte, wie mir geschah, lag ich in Großmütterchens Armen und schluchzte fassungslos. Ohne Widerstreben ließ ich mich ins Haus führen und kam erst wieder zur Besinnung, als ich in dem warmen, hellen Wohnzimmer in einem Sessel am Ofen saß.

„Großmütterchen“, rief ich, „du zürnst mir nicht? Du wendest dich nicht von mir? Weißt du denn, was inzwischen geschehen ist?“

„Ich weiß alles, mein Kind, und ich weiß auch, daß Gott dir nicht umsonst diese Prüfung schickt. Sei getrost, Er meint es gut mit dir.“

Sie hatte mittlerweile mit geschäftigen Händen eine Tasse Tee und ein Butterbrot für mich zurechtgemacht, und obwohl ich vorher nicht den geringsten Hunger verspürt hatte, griff ich gern zu. Die leibliche Stärkung tat mir gut. Als ich dann aber Miene machte, wieder fortzugehen, drückte Großmütterchen mich in den Sessel zurück und sagte in entschiedenem Ton:

„Liebes Kind, du bleibst bei mir! Ich kann dir zwar nur ein bescheidenes Heim bieten, aber wir beide werden schon miteinander fertig werden. Morgen reden wir weiter über deine Zukunft. Jetzt wollen wir wie früher ein Kapitel zusammen lesen.“

Sie griff nach der Bibel, die aufgeschlagen auf dem gewohnten Platz lag, und las das erste Kapitel der Bergpredigt (Matth. 5) und dann 1. Korinther 13. Diese Abschnitte der Heiligen Schrift waren mir immer besonders lieb gewesen, und als ich sie jetzt

aufs neue von Großmütterchens Lippen hörte, erschienen sie mir trotz meines langen Irrweges wie vertraute Freunde. Großmütterchen schloß mich noch einmal in die Arme und zog sich dann in ihr Schlafzimmer zurück. Auch ich suchte mein schnell hergerichtetes Nachtlager auf. Dabei fiel mein Auge auf den Wandspruch, der über meiner Schlafstätte hing. Ich las die Worte: „Danket dem Herrn, denn Er ist freundlich, und Seine Güte währet ewiglich“. Unwillkürlich faltete ich die Hände und sprach die Worte leise nach. Hatte Seine Güte mich nicht hierher geführt, wo ich geborgen war nach all dem Sturm, und wo ich mich getragen wußte von den Gebeten einer Frau, die längst ihren Anker in Christo Jesu gefunden hatte?

In dieser Gewißheit schlief ich bald fest ein und erwachte am nächsten Morgen frisch und gestärkt. Großmütterchen hielt schon das Frühstück bereit, und so kleidete ich mich schnell an. Aber bevor wir uns zu unserem Morgenimbiss niederließen, setzte sie sich an ihr Harmonium und spielte ein schönes Morgenlied. Ich begann zu singen, erst leise und schüchtern, dann aber voller und freudiger. Als wir das Lied beendet hatten, küßte Großmütterchen mich auf die Stirn, und ich sah, daß Tränen in ihren Augen schimmerten. Während des Frühstücks sprachen wir wenig, aber als wir das Geschirr fortgeräumt hatten, begann Großmütterchen:

„Jetzt, mein liebes Kind, wollen wir einmal dein künftiges Leben ins Auge fassen. Wie ich dir gestern schon sagte, steht dir mein Heim offen. Wenn es auch sehr verschieden ist von dem, das du bisher gehabt hast, hoffe ich doch, daß du dich bei mir wohl-

fühlen wirst. Allerdings kannst du fortan nicht müßig gehen, und wir müssen versuchen, eine dir zusagende Tätigkeit zu finden. Du fürchtest dich doch nicht vor der Arbeit?“

Sie sah mich fragend an, während es heiß in mir emporstieg. Arbeit!? Dieses Wort bedeutete für mich etwas Fremdes, nur dem Namen nach Bekanntes. Wenn ich auch eine gute Ausbildung genossen und mancherlei gelernt hatte, so war das doch mehr zu meinem Vergnügen, ohne einen bestimmten Zweck, geschehen. Da ich zudem eine leichte Auffassungsgabe besaß und das Lernen mir nie Schwierigkeit gemacht hatte, so war mir der wahre Begriff des Wortes „Arbeit“ unbekannt. Es erschien mir als etwas Seltsames, vor dem ich eine gewisse Scheu hatte, und das mich doch wiederum lockte.

So antwortete ich denn nach kurzem Zögern:

„Fürchten? Nein, Großmütterchen, das wäre töricht. Ich will versuchen, arbeiten zu lernen und etwas Gutes zu leisten.“

Großmütterchen war mit dieser Antwort zufrieden. Es erwies sich, daß die schlichte, bescheidene Frau gute Beziehungen zu einflußreichen Männern unserer Stadt hatte. Durch ihre Fürsprache erhielt ich bald eine Tätigkeit, die meinen Fähigkeiten entsprach und mir ein bescheidenes Auskommen sicherte.

Zuerst natürlich wurde es mir nicht leicht, mich in das ungewohnte, geregelte Arbeitsleben zu finden. Es kostete mich manch stillen Seufzer, manch heimliche Träne, aber allmählich wurde mir meine Tätigkeit lieb. Ich erinnere mich noch heute der Freude, die ich empfand, als ich von meinem Vorgesetzten das erste Lob für meinen Eifer erhielt.

Doch von noch Größerem und Schönerem aus jener Zeit darf ich berichten. Ich kann meinem Großmütterchen garnicht genug danken für die Art, wie sie damals, ich darf wohl sagen, mein äußeres und inneres Leben geleitet hat. Ist es nicht seltsam, daß ich unter ihrem Einfluß ganz ohne jedes Bedauern an mein früheres, sorgloses Leben zurückzudenken gelernt habe, ja, daß es mir immer unverständlicher wurde, wie ich an jenem eitlen Treiben überhaupt Gefallen hatte finden können? Der Grund ist, daß Großmütterchen es verstand, mir die herrliche Person des Herrn Jesus so vorzustellen, daß es mir von Tag zu Tag klarer wurde, wieviel ich dadurch verloren hatte, daß ich Ihm den Rücken gewandt. Gott gab Seinen Segen zu ihrem stillen Zeugnis, das so gar nichts Aufdringliches hatte, was mehr abstößt als anzieht. Er tat mir das Herz auf. Bitter bereute ich meinen selbstgewählten Weg der Weltlust und Sünde. Aber dann wußte Großmütterchen mich so liebevoll darauf hinzuweisen, daß der eingeborene Sohn Gottes sich auch zur Rettung solcher hingegeben hat, die, wie ich, b e i n a h e bekehrt waren, aber dann die Welt wieder lieb gewonnen hatten, daß ich ganz von mir und meiner Unwürdigkeit absehen und glaubend hinaufschauen konnte zu dem an das Kreuz erhöhten Gottes- und Menschensohn. Es waren unvergeßliche Stunden, die ich in jener Zeit nach beendeter Tagesarbeit mit meinem lieben Großmütterchen verleben durfte, gebeugt über Gottes unvergängliches Wort, das uns Seine Gnadenratschlüsse offenbart, und wie sie in Christo Jesu ihre herrliche Erfüllung gefunden haben. Jetzt w u ß t e ich, daß der Herr auch für mich alles gut gemacht hatte. Ich w u ß t e, daß Er auch

meine Schuld getilgt und mich als Eigentum angenommen hatte. „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“, war jetzt die Sprache meines glücklichen Herzens, und: „Das Alte ist vergangen, siehe, alles ist neu geworden“, konnte ich auch in bezug auf mich dankbar rühmen.

Wie glücklich Großmütterchen über diese gründliche Umkehr war, ist kaum zu sagen. So lebten wir ein stilles, aber frohes und gesegnetes Leben miteinander.

Es war um diese Zeit, daß ich in Großmütterchens Hause den Mann kennen lernte, der mich zu seiner Lebensgefährtin beehrte. Er war ein Verwandter ihres verstorbenen Mannes, ein gläubiger Christ, der seinen Heiland von Herzen liebte. Mit irdischen Gütern reich gesegnet, verwendete er diese nicht wie so viele reiche Leute zu eitlen, weltlichen Freuden, sondern im Dienste seines Herrn und Heilandes. Ich war dankbar und glücklich, daß ich ihm in dieser Arbeit zur Seite stehen sollte und so durch die Tat beweisen konnte, daß auch ich den Herrn Jesus liebte.

Als wir in unser trautes Heim übersiedelten, war es selbstverständlich, daß Großmütterchen mit uns kam, und wir es ihr in dem freundlichen Hause mit dem schönen Garten so behaglich wie möglich machten.

Auch heute noch, wenn unsere Arbeit uns den Abend freiläßt, ist es uns ein Vorrecht, in Großmütterchens traulichem Zimmer beieinander sein und gemeinsam in der Schrift lesen zu dürfen. Wir nennen dieses Zusammensein unsere „Feierabendstunden“ und schöpfen stets neue Kraft und Liebe zu unserer Arbeit daraus. Großmütterchen, die nun schon ein wenig

müde geworden ist von der Last der Jahre, bedauert immer, daß sie an unserer Arbeit nicht mehr teilnehmen kann. Sie freut sich aber in dem Gedanken, daß für sie bald der Feierabend ihres Lebens kommen wird und sie dann heimgehen darf zu ihrem Heiland, dem sie in ihrer stillen Weise so treu gedient hat, und der sicher auch einmal zu ihr sagen wird: „Wohl, du gute und treue Magd! Gehe ein in die Freude deines Herrn!“
E. L. H.

Der verlorene Hunderttalerschein

Jemand erzählt: Mein Vater war zur Zeit dieser Begebenheit als Lehrling bei seinem ältesten Bruder in Rendsburg (Holstein) angestellt, wo der letztere ein großes Möbelgeschäft leitete. Die verwitwete Mutter wohnte bei den Söhnen und führte den Haushalt.

Eines Tages nun erteilte der Bruder meinem Vater den Auftrag, zur Bank zu gehen und dort für die am nächsten Tage fällige Löhnung einen Hunderttalerschein in kleines Geld umzuwechseln zu lassen. Dabei gab er ihm strenge Weisung, ja recht vorsichtig und behutsam mit dem Geld umzugehen, was natürlich bestens versprochen wurde.

Der Weg zur Bank führte über den Eiderfluß. An der Brücke traf mein Vater eine Anzahl ehemaliger Schulkameraden bei eifrigem Spiel. Er wollte an ihnen vorbei, aber sie versperreten ihm den Weg und drängten ihn, an ihrem Spiel teilzunehmen. Nach einigem Sträuben gab er nach. Seine Mütze legte er derweil auf das breite Brückengeländer und unter

die Mütze den Hunderttalerschein. Dort glaubte er ihn sicher geborgen.

Und nun ging's ans Spielen, freilich nicht lange, und doch zu lange. Denn inzwischen war, unbenutzt von den spielenden Knaben, ein Windstoß gekommen und hatte die Mütze samt dem Hunderttalerschein in den Fluß geweht. Als der Eigentümer der Mütze sich wieder auf den Weg zur Bank machen wollte, fand er zu seinem furchtbaren Schreck das Geländer leer und Mütze und Geld verschwunden.

Nach langem Suchen gelang es ihm mit Hilfe der anderen Knaben, die Mütze wiederzufinden. Aber das Geld, das Geld, wo war das? Und was war nun zu tun? Er wußte, daß sein Bruder den Verlust des Scheines sehr schmerzlich empfinden würde. Auch kannte er diesen, wenn auch als durchaus rechtlichen, so doch strengen Mann, und mit Zittern und Zagen dachte er daran, was ihm bevorstand, wenn er nach Hause kam und den durch seinen Leichtsinns verursachten Verlust eingestehen mußte. Lange wagte er gar nicht, sich auf den Heimweg zu begeben. Erst nach geraumer Zeit schlich er durch die Hintertür ins Haus, traf die Mutter in der Küche und bat sie, mit ihm in seine Schlafstube zu gehen. Er sei in großer Not und Angst und wisse nicht, was er anfangen solle.

Als die Mutter kam, sah sie gleich an dem verstörten Gesicht ihres Sohnes, daß etwas ganz besonders Schlimmes vorgegangen sein müsse; und als er dann unter vielen Tränen ein offenes Geständnis seiner Schuld ablegte, konnte sie nicht anders als mitweinen, in tiefem Mitleid mit dem armen, reumütigen Jungen. Dann sagte sie:

„Mein armes Kind, ich weiß dir keinen Rat in

dieser Not, weiß auch keinen Menschen, der uns jetzt helfen könnte, doch — Einen weiß ich. Komm, knie mit mir nieder! Wir wollen beten und Den anrufen, der gesagt hat: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen“.“

Sie knieten miteinander nieder. Die Mutter betete, „und dieses Gebet der Mutter“, so hat mein Vater uns Kindern erzählt, „war der Wendepunkt in meinem inneren Leben. Es gab mir den ersten wirklich nachhaltigen Anstoß zu einem neuen Leben und wurde somit die erste Veranlassung, daß ich später, unter Gottes wunderbarer Leitung, in den Dienst der Brüdermission in Südafrika eintreten konnte“. — Doch zurück zu meiner Erzählung.

Nachdem Mutter und Sohn sich von ihren Knien erhoben hatten, sagte jene:

„Ich will gleich mit dir gehen und dir noch einmal am Fluß suchen helfen. Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Vielleicht läßt Er uns das Geld doch wiederfinden.“

Mein Vater war natürlich mit Freuden einverstanden. So verließen sie das Haus und gingen durch den Garten zum Fluß.

Dort suchten sie eine Zeitlang vergeblich das Ufer ab in der Hoffnung, unter den angeschwemmten Blättern den verlorenen Schein wiederzufinden. Zuletzt kamen sie an eine Stelle, wo ein Strauch seine Zweige ins Wasser tauchte. Ein Büschel Gras und Laub hatte sich an der Spitze des Hauptzweiges gefangen. Mit einem langen Stock gelang es ihnen, den Zweig zu sich heranzuziehen, so daß sie ihn untersuchen konnten. Und da, unter Gras und Laub, fanden sie ein Stück durchnäßtes Papier. Sie sahen es sich genau an,



und siehe da, es war der verlorene Hunderttalerschein — vom Wasser durchweicht, aber sonst noch ganz unversehrt.

Sie eilten nach Hause. Dort trocknete die Mutter das kostbare Blatt sorgfältig am Ofen, glättete es mit einem Bügeleisen und lief dann mit ihrem Jungen

noch schnell zur Bank, ehe diese geschlossen wurde. Dessen erzählte sie die ganze Begebenheit. Der Geldschein wurde untersucht, als noch vollwertig angenommen und wunschgemäß gewechselt. Mit dem gelösten Kleingeld in der Tasche und mit überströmenden Dankgefühlen im Herzen kehrten Mutter und Sohn nach Hause zurück.

Ein Traum und seine Wirklichkeit

Bemeinsam gingen wir unseren Weg, als gute Freunde, die noch besonders verbunden waren durch die gemeinsame Liebe zu ihrem Herrn und Heiland Jesus Christus.

Es hatte schwer gehalten, ihn auf diesen Pfad zu bringen, und manchmal wollte ein leises Bangen in mir aufsteigen, ob er treu bleiben und nicht wieder zu eigenen Wegen zurückkehren werde, Wegen, die an den Ort führen, wo „das Weinen und das Zähneknirschen ist“.

Ein harter Kampf lag hinter mir, ein wirkliches Ringen um des Freundes Seele. Ich hatte viel für ihn zum Herrn gerufen, und endlich, endlich war er zusammengebrochen und hatte sich glaubend zum Heiland gewandt. Gott hatte mein Flehen erhört. Zu zweit gingen wir den schmalen Pfad des Glaubens.

Wir sprachen kein Wort miteinander. Er ging gesenkten Hauptes, nachdenklich, und, wie mir schien, nicht mit der Freude, die ich im Herzen hatte.

Plötzlich blieben wir beide zugleich stehen. Er wandte sich mir zu, schaute mir voll ins Gesicht — tieftraurig war sein Blick. Ich erschrak in banger

Vorahnung des Kommenden. Er bewegte die Lippen, und leise kam es aus seinem Munde: „Ernst, tröste dich, ich kann — nicht mehr!“ Es klang, als wäre ihm erst in diesem Augenblick all mein Ringen und Kämpfen um ihn offenbar geworden.

„Ich kann nicht mehr!“

Mir gingen seine Worte wie ein glühendes Schwert durch die Seele. Unsere Hände lösten sich. Ich merkte es kaum. Und da, ich hätte aufschreien mögen vor Schmerz, da entschwand der so schwer gewonnene Freund meinen Blicken. Bald sah ich ihn nicht mehr. Leer war der Platz, auf dem er eben noch gestanden hatte. Einsam und allein fand ich mich auf rauhem, steilem Pfade.

Nun aber begann mein Gewissen mich zu peinigen. „Hättest du ihn festgehalten, hättest du seine Hand nicht losgelassen! Du, du bist schuld daran, wenn er ins Verderben geht!“

Da erwachte ich, in Schweiß gebadet. Meine Pulse hämmerten. In den Ohren lag mir noch immer das harte: „Hättest du ihn festgehalten! Hättest du seine Hand nicht losgelassen!“ Ein Glück, daß alles nur ein Traum gewesen war!

Nun aber umfing mich die Wirklichkeit. Ich kam zu ernstem Nachsinnen. Da standen sie auf einmal alle vor mir, die vielen jungen Seelen, die zum Teil noch in finsterner Ode tappten, zum Teil aber auch den schmalen Pfad eingeschlagen hatten, der zum Leben führt. Ja, da standen sie alle, die Sorglosen und Gleichgültigen, die Zagenden und Gequälten, und dann die Fröhlichen, Glücklichen, Geborgenen. Sie sind ja überall zu finden. Sie gehen mit uns, schreiten an unserer Seite, manche unbekümmert, nicht nach

Gott fragend, die Welt und ihre Genüsse liebend; andere seufzend unter dem Druck irgend einer Sünde, einer bösen Neigung, von der sie nicht lassen können; wieder andere froh und gutes Mutes im Bewußtsein des erworbenen Heils, und dann noch die, welche, wie mein Freund im Traum, wohl Jesum ihren Heiland nennen, die aber doch nicht recht glücklich sind in Ihm, nicht völlig befriedigt, weil der Pfad ihnen zu eng ist, und ihre Blicke immer wieder hinüberirren zu den „breiten, lichten, vollen Straßen“, auf denen die große Menge dem Verderben entgegenwandert.

Der letztgenannten Klasse gilt vor allem mein Wort. Ihnen möchte ich die Mahnung Dessen zurufen, „der starb und wieder lebendig wurde“: „Sei getreu bis zum Tode, und ich werde dir die Krone des Lebens geben!“ (Offbg. 2, 10), und sie dringend bitten, sich nicht durch das, was die Welt zu bieten sucht, von dem schmalen Pfade ablenken zu lassen. Mag es noch so herrlich glänzen und flimmern, es ist nicht von Bestand, häufig genug nur Schein; es hat keinen Wert für die Ewigkeit. Selbst der Welt Herrlichstes und Schönstes: ihre Schätze, ihr Wissen, ihre Künste, ihre Ehre, oder was sonst den Ehrgeiz befriedigen mag, kann dem Herzen kein dauerndes Glück gewähren. Im Grunde bleibt alles ein Rennen nach dem Glück, ein Streben nach Erfolg und oft ein zielloses Umherirren. Bedeutet das Erreichen eines Zieles nicht gar oft schon das **E n d e** der Freude, die man vom Erfolg erhofft hatte?

Lauft daher nicht den Verführern und Lügner nach, liebe Freunde, die sich und euch um eine herrliche Ewigkeit betrügen! Laßt uns lieber, „indem wir die leicht umstrickende Sünde ablegen, mit Ausharren

laufen den vor uns liegenden Wettlauf, hinschauend auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens". (Hebr. 12, 1. 2.) Wie ermutigend für einen jeden der Seinigen ist der Gedanke, daß Jesus, ihr Herr und Heiland, Gottes Sohn, selbst den Glaubensweg gegangen ist! Er thront bereits zur Rechten Gottes in Ehre und Herrlichkeit, und wer den Weg des Glaubens vollendet, ist dazu berufen, einst mit Ihm Krone und Szepter zu teilen. Was nützt einst droben aller Ruhm, alle Ehre der Welt und alles Ansehen vor den Menschen? „Die Welt vergeht und ihre Lust; wer aber den Willen Gottes tut, bleibt in Ewigkeit.“ (1. Joh. 2, 17.)

Darum laßt euch nicht blenden von der Welt! Folgt ungeteilten Herzens dem Herrn, dem gütigen Hirten, der euch liebt, der euch auf Seinen Armen tragen will bis dahin, wo nach manchem Ungemach und vielleicht auch einiger Entsagung um Seines Namens willen „ew'ge Freuden folgen“ werden. Schaut nicht zurück auf das, was ihr verlassen habt! „Gedenket an Lots Weib!“ (Luk. 17, 32.) Diese unglückliche Frau hatte Sodom bereits verlassen, aber anstatt nach Gottes Gebot nicht stehen zu bleiben in der Ebene, sondern eiligst ihr Leben in Sicherheit zu bringen, sah sie sich um und — ward zu einer Salzsäule, einem bleibenden Denkmal des göttlichen Gerichts.

Aber auch du „gedenke an Lots Weib“, der du Gottes Erbarmen noch nicht geschmeckt hast! rette dich um deines Lebens willen! Christus ruft dich. Er bittet dich, dich mit Gott versöhnen zu lassen. Willst du dein Herz verhärten, willst du warten, warten auf eine gelegener Zeit?

Liebe, teure Seele, warte nicht länger! Die gelegene Zeit ist heute. „Heute, wenn ihr Seine Stimme hört, verhärtet eure Herzen nicht!“ (Ps. 95, 7. 8; Hebr. 3, 7. 15.) Kostbares Heute! „Nein, morgen“, sagst du, „weshalb sich so rasch entscheiden?“ Aber weißt du, wie das Morgen aussieht? Nein. Einmal wird die Gnadentür geschlossen. Wann, weiß Gott allein. Einmal hat auch Seine Langmut ein Ende. Wann, ist auch Ihm nur bekannt. Gott hat dich gerufen, höre auf Seine Stimme! „Siehe, das alles tut Gott zwei-, dreimal...!“ (Hiob 33, 29.) Und was dann? „Es ist den Menschen gesetzt, einmal zu sterben, danach aber das Gericht.“ (Hebr. 9, 27.) Ja, Der, welcher einst hienieden war, um das Werk der Erlösung zu vollbringen, und der auch heute noch rettet und von der Knechtschaft der Sünde befreit, wird einmal kommen, um Gericht zu halten. Er kommt bestimmt, denn Er hat es gesagt: „Wundert euch darüber nicht, denn es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, Seine Stimme hören und hervorkommen werden: die das Gute getan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber das Böse verübt haben, zur Auferstehung des Gerichts.“ (Joh. 5, 28. 29.)

Darum, o Seele, tu das Gute! Das bedeutet zunächst für dich: Nimm Jesus an als deinen Erretter! Entsage aber dem Bösen: der Welt und allem, was in ihr ist: Lust des Fleisches, Lust der Augen und Hochmut des Lebens! Noch ist die Zeit der Gnade. Die Tür steht offen. Willst du warten, bis es für ewig zu spät ist? Nein, „suche Jehova, während Er sich finden läßt; rufe Ihn an, während Er nahe ist! Der Gefesselte verlasse seinen Weg und der Mann des

Frevels seine Gedanken; und er kehre um zu Jehova, so wird Er sich seiner erbarmen, und zu unserem Gott, denn Er ist reich an Vergebung." (Jes. 55, 6. 7.)

Denke auch an Noahs Arche! (1. Mose 6—8.) Wie werden die Menschen gespottet und gehöhnt haben, als Noah auf trockenem Lande seine Arche baute! Aber als dann die Flut kam und alles überschwemmte, o wie werden sie da händeringend gestanden und Einlaß erfleht haben! Aber es war zu spät. Sie waren alle dem Verderben preisgegeben. Die Tür war zu. Gott hatte sie geschlossen. (1. Mose 7, 16.)

Darum benutze das „Heute“ der Gnade, die „wohlangenehme“ Zeit! Flieh zu dem R e t t e r, damit nicht dereinst der R i c h t e r dir sagen muß: „Du hast nicht gewollt. Ich k e n n e dich nicht!“

Befreit

Vor einer Reihe von Jahren hätte man Abend für Abend eine kleine Gesellschaft junger Männer in einem englischen Landstädtchen beim Kartenspiel beobachten können.

Sie waren Freunde. Noch kurz zuvor hätte ihnen nichts so fern gelegen wie Kartenspielen, denn sie alle bekannten — Christen zu sein. Einer von ihnen besuchte regelmäßig christliche Versammlungen und hielt selbst Sonntagschule. Auch die anderen beteiligten sich mehr oder weniger an der Sonntagschularbeit, und einer sang mit im Chor einer christlichen Gemeinschaft. Bei ihren Bekannten wollten sie alle als gute Christen gelten, und in der Tat konnte ihnen, was Wandel und Verhalten betraf, nichts Böses nachge-

sagt werden. Nichts hätte sie z. B. des Sonntags von dem Besuch der Predigt oder ihren übernommenen kleinen Pflichten abhalten können.

Ganz plötzlich war die Spiellust über sie gekommen. Als sie einmal einige gleichalterige Bekannte besuchten und bei dieser Gelegenheit sahen, wie sehr diese sonst sittlich hochstehenden jungen Leute dem Kartenspiel ergeben waren, wurde mit einemmal auch in ihnen die Spiellust wach. Sie wurden alle vier davon erfaßt, und bald gewann diese Lust eine solche Macht über sie, daß sie nur noch Freude daran fanden, um Geld zu spielen. Wohl hatten sie sich oft gefragt und die Frage auch untereinander besprochen, ob es sich für christliche junge Leute, für die sie sich doch hielten, gezieme, Karten zu spielen, vor allem um Geld. Aber einstimmig waren sie zu der Meinung gekommen, daß, solange kein Betrug vorliege, am Kartenspiel nichts Böses sein könne. Der Umstand, daß sie, was Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit anging, einander völlig vertrauen konnten, trug dazu bei, sie nur noch mehr zu verblenden. Das Spielen wurde ihnen zur Leidenschaft, und so kam es dahin, daß sie sich Abend für Abend zu diesem einen Zweck zusammenfanden.

Die treibende Kraft unter ihnen war K., ein bleich aussehender junger Mann, vielleicht der religiöseste von allen. K. rühmte sich mehr als die übrigen, daß er Karten spielen könne, ohne sich durch sein Gewissen verurteilt zu fühlen. Aber der arme junge Mensch betrog sich selber, denn im stillen hatte er sich oft die bittersten Vorwürfe darüber gemacht. Seit mehreren Jahren schon war er im Blick auf das Heil seiner Seele in Unruhe. Da er von zarter Gesundheit war, hatte er manchmal das Gefühl, daß er

nicht lange leben werde. Den sonntäglichen Predigten lauschte er stets mit größter Aufmerksamkeit, auch las und studierte er alle religiösen Schriften, die ihm in die Hand kamen, aber Friede, wahrer Friede war noch nicht in sein Herz eingezogen. Manchmal wohl glaubte er, Frieden mit Gott zu haben, Vergebung seiner Sünden zu besitzen und sich deshalb nicht mehr vor dem Tode und dem danach kommenden Gericht fürchten zu müssen. Dann aber konnte ihn wieder der größte Schrecken erfüllen, wenn er ans Sterben dachte und daran, was nach dem Tode seiner wartete.

Eines Montagabends, als K. sich gegen elf Uhr von seinen Freunden trennte und allein durch die dunklen, menschenleeren Straßen schritt, um sein einsames Zimmer aufzusuchen, befiel ihn die Furcht vor einem plötzlichen Tode und vor der Ewigkeit von neuem mit Schreckens-Gewalt. Er beschleunigte seine Schritte, hastete die Treppe zu seiner Wohnung hinauf, warf sich, wie er war, vor seinem Bett auf die Kniee und betete unter heißen Tränen. Lange blieb er auf den Knieen liegen und faßte dabei von neuem die besten Vorsätze. Nie wieder wollte er, wenn Gott ihn am Leben erhielt, eine Karte anrühren.

Während des ganzen folgenden Vormittags stand es in seinem Innern fest: Ich spiele nicht mehr. Doch am Abend waren alle Bedenken überwunden, und zur festgesetzten Stunde war K. auf seinem gewohnten Platz und mischte die Karten eifriger denn je. Aber ehe die Mitternachtsstunde schlug, erlebte er das gleiche wie am Abend vorher. Neue, Furcht vor der Begegnung mit dem heiligen Gott, Tränen, Gebete und gute Vorsätze lösten einander in bitterem Wechsel ab. Am Mittwoch wiederholte sich alles in derselben

Weise, ebenso am Donnerstag, Freitag und Samstag. Die Woche schloß, wie sie begonnen hatte. Als der Sonntagmorgen kam, war N. pünktlich in der Kirche. Er verlebte den Tag in gewissenhafter Ausübung der übernommenen Pflichten und faßte am Abend von neuem den festen Entschluß, nie wieder Karten zu spielen.

Der Montagabend nahte heran, und mit ihm kamen die alten Versuchungen. Sie gewannen rasch wieder die Oberhand, und das ganze Elend der vergangenen Woche schien von neuem beginnen zu sollen. Es schien, als gebe es für N. kein Entrinnen mehr aus der Schlinge, die sicherlich Satan ihm gelegt hatte, und es wurde ihm klar, daß es eine furchtbare Macht sein mußte, die ihn gefesselt hielt.

Während der vergangenen Woche hatte ein Evangelist im Städtchen Vorträge gehalten. Diese Versammlungen sollten auch noch weiterhin stattfinden. Ein alter, verkrüppelter Mann, der N. kannte und bemerkt hatte, in welcher großen Gefahr er schwebte, hatte ihm nach vielem ernstem Zureden endlich das Versprechen abgenommen, das Kartenspiel für einen Abend zu lassen und in die Versammlung zu gehen, um zu hören, was der fremde Prediger zu sagen habe.

Es war Dienstagabend, als N. es über sich gewann, seinem Versprechen nachzukommen und die Evangeliumsverkündigung zu besuchen. An diesem Abend kehrte er mit anderen Gefühlen als bisher in seine Wohnung zurück. Das gehörte Wort war ihm ins Herz gedrungen. Der Evangelist hatte in überzeugender Weise von der Liebe des Heiland-Gottes geredet, der Den, welcher „Sünde nicht kannte, für

uns zur Sünde gemacht hat, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm". Er hatte den Seelen die Person des Heilandes Jesus Christus vor Augen gestellt und ihnen Seine freundliche Einladung gebracht: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben". Das vernommene Wort hatte K. derart gefaßt, daß er ihm noch am gleichen Abend zu folgen vermochte. Er war zu Jesu gegangen. Und der gnädige Heiland hatte ihn angenommen und statt Reue und Schrecken Frieden in seine Seele gesenkt.

An den folgenden Abenden war K. ebenfalls in der Versammlung, und mit jedem Male wurde der empfangene Segen gefestigt und vermehrt. Seine Spiel-Leidenschaft war völlig dahin, und ich darf hinzufügen, daß sie nie mehr wiedergekommen ist. Mit seiner Bekehrung war der kleine Spielklub aufgelöst.

Wenige Tage später wohnte K. einer Nachmittagsversammlung bei, die dazu angesetzt worden war, Gott für das zu danken, was Er in den vergangenen Wochen geschenkt hatte. Es war ein kalter, rauher Tag. Auf dem Rückwege von der Versammlung hatte K. einen leichten Blutsturz. Er war erst kürzlich bei einem Arzt gewesen, der ihm nach sorgfältiger Untersuchung gesagt hatte, daß sein Leben an einem Faden hänge. Heute hatte diese Eröffnung, die ihre Bestätigung in dem Blutsturz zu finden schien, nichts Erschreckendes mehr für ihn. Sein Gewissen und sein Herz waren durch den Glauben an das Blut Jesu, das von aller Sünde reinigt, zur Ruhe gekommen, und jede Spur von Furcht bei dem Gedanken, Gott begegnen zu müssen, war damit geschwunden. Im Gegenteil, er freute sich, zu Jesu gehen zu dürfen, der für

Ihn gestorben war. Nichts konnte sein neugefundenes Glück mehr beeinträchtigen. Das Wort des Apostels Paulus: „Alles ist euer . . . es sei Welt oder Leben oder Tod“, vermochte er aus Erfahrung zu bestätigen. Aber seine und der Ärzte Erwartungen erfüllten sich nicht. Der Herr hatte noch etwas für ihn zu tun. Seine Gesundheit kräftigte sich auffallend, und er hat noch viele Jahre zur Ehre des Herrn gelebt.

Ist das Evangelium nicht in Wahrheit Gottes Kraft zum Heil für den Glaubenden? Was sonst hätte diesem Mann helfen können? Er war völlig in der Macht seiner Leidenschaft, und weder Reue noch die besten Vorsätze hatten ihn von ihr zu befreien vermocht. Aber

Das Wort vom Kreuze,
Im Glauben erfaßt,
Bracht' Heil ihm zur selbigen Stund'.

Sich anvertrauen

In einer Abendversammlung, so teilt ein Prediger mit, fiel mir eine Dame auf, deren Augen unausgesetzt auf mich gerichtet waren. Nach Schluß des Vortrags mischte ich mich, wie gewohnt, unter meine Hörer, die hie und da bei dieser Gelegenheit meinen Rat begehrten. So trat ich denn auch auf besagte Dame zu.

„Sie sind eine gläubige Christin, nicht wahr?“ fragte ich sie.

„Nein, das kann ich nicht sagen; ich möchte es aber gern sein. Drei Jahre lang suche ich schon den Herrn Jesus.“

„Da wird wohl ein Mißverständnis Ihrerseits obwalten“, bemerkte ich.

Sie schaute mich verwundert und anscheinend etwas aufgebracht an und entgegnete:

„Glauben Sie mir nicht?“

„Ich glaube Ihnen schon, aber es überrascht mich, daß ein Sünder, der gerettet werden möchte, drei lange Jahre braucht, bis er den Retter wirklich findet. Und doch steht dieser Retter da und verlangt nichts anderes, als die Ihn suchende Seele für sich zu gewinnen. Sie kennen doch gewiß Sein freundlich einladendes Wort: ‚Wenn jemand dürstet, so komme er zu mir und trinke!‘?“

„Aber was muß ich denn tun?“

„Ihr Fehler liegt gerade darin, daß Sie etwas tun wollen, während Sie doch nur von Herzen an den Herrn Jesus glauben müssen.“

„Ach, das Wort glauben! glauben! glauben! Es hat mich ganz müde gemacht. Ich weiß auch gar nicht, was es bedeutet, zu glauben!“

„So wollen wir denn ein anderes Wort wählen und statt „glauben“ „anvertrauen“ sagen.“

„Wenn ich nun sage: „Ich will mich Ihm anvertrauen“, wird mich das retten?“

„Nein, das wird Sie auch nicht retten. Sie können tausend und aber tausendmal etwas sagen und werden damit doch nicht weiterkommen. Es handelt sich nicht darum, daß Sie sagen: „Ich will mich Ihm anvertrauen“, sondern daß Sie es in Wirklichkeit tun.“

„Nun denn“, sprach sie, „ich vertraue mich Ihm an... Aber“, fügte sie sogleich hinzu, „ich fühle mich dadurch nicht besser.“

„Aha“, rief ich, „jetzt kenne ich Ihre Schwierigkeit! Sie haben drei Jahre lang ein Gefühl gesucht, statt Jesum zu suchen. Lassen Sie nun einmal Ihre Gefühle beiseite, und sprechen Sie mit Hiob: ‚Siehe, tötet Er mich, ich werde auf Ihn hoffen‘...“ (Hiob 13, 15.)

Sie schaute mich ein paar Augenblicke schweigend an. Dann legte sie ihre Hand in die meinige und erwiderte:

„Mein Herr, ich vertraue mich dem Herrn Jesus an. Ich lege mein Leben in Seine Hand und überlasse Ihm die Sorge, mich zu retten.“

Am nächsten Abend sah ich sie wieder an dem gleichen Platz sitzen. Aber jetzt strahlte ihr ganzes Gesicht.

Nach Schluß meiner Ansprache begab sie sich mit anderen in das neben dem großen Saal liegende kleinere Zimmer. Als ich eintrat, umarmte sie gerade eine Freundin, und ich hörte sie sagen:

„Weißt du, man braucht sich nur dem Herrn Jesus anzuvertrauen, um die Gewißheit der Vergebung und vollen Frieden zu empfangen. Ich habe es erfahren.“

O blick hinauf zum Kreuze,
Du banges, müdes Herz,
Nimm Jesum an im Glauben,
Er heilet deinen Schmerz!
Sein Blut erwarb dir Frieden,
Er schenkt ihn deiner Brust,
Er gibt dir ew'ges Leben
Und Freud' und Himmelslust.

Erhörung und Rettung

Eine liebe, gottesfürchtige Witwe, die vergangenes Jahr in Frieden entschlafen ist, hat mir einiges aus ihrem Leben berichtet, das ich zu Nutz und Frommen der Leser der „Samenkörner“ niedergeschrieben habe, mit dem herzlichen Wunsch, daß es dem einen und anderen dienlich sein möge, um selbst den Heiland der Seelen zu finden.

Als Kind sehr armer Eltern in Ungarn geboren, empfand ich schon in jungen Jahren die Bitterkeit eines Lebens ohne Gott und ohne Hoffnung. Ohne Gott? War ich ganz ohne Gott? Ja und nein. Ich wurde von Jugend an unterrichtet in den Heilswahrheiten der allgemeinen Kirche meiner Heimat, hörte also genug von Gott. Aber das, was man uns lehrte, übte keinerlei Einfluß auf unser Denken und Leben aus. Kaum einer meiner Verwandten und Bekannten fragte ernstlich nach Gott. Trotz empfangenen Unterrichts lebten wir in Aberglauben und Unwissenheit über alles Göttliche dahin, verfinstert am Verstande.

Als ich älter wurde, machten mir meine Sünden manchmal zu schaffen. Dann ging ich zur Beichte, und das im Beichtstuhl abgelegte Bekenntnis brachte mir eine gewisse Erleichterung. Aber es gab meinem Herzen keine wahre Ruhe, noch die Gewißheit, daß meine Sünden jetzt wirklich vergeben waren.

Gute Vorsätze faßte ich kaum, da sie mir in der Jugend fast unausführbar schienen. Im Alter mochte man mehr Erfolg damit haben. Lesen und schreiben konnte ich nicht. Trotzdem aber — oder vielleicht auch gerade deswegen — betrachtete ich das mir geschenkte Gebetbuch als ein Heiligtum. Am liebsten betete ich, wie die meisten Kirchenbesucher es taten, die fast alle nicht lesen konnten, mit dem aufgeschlagenen Gebetbuch in der Hand. Das gab der Handlung so etwas Feierliches.

Ich war noch jung, als ich einen Mann mit guten Fähigkeiten und einträglichem Geschäft heiratete. Die Zukunft hätte sich angenehm für uns gestalten können. Doch Wein und Most nehmen den Verstand weg, und „ein Säufer und ein Schlemmer verarmen“ (Spr. 23, 21). Mein Mann wurde ein Trinker. Die Folge war Not und ein elendes Dasein. Es war, als ob die Hölle in unser Haus eingezogen wäre. Alle natürlichen Gefühle schienen bei meinem Mann mehr und mehr zu ersterben. Statt Liebe waren häufige Schläge mein Teil. Ich litt unsäglich mit meinen Kindern, deren Gott mir im ganzen acht schenkte. Da ich gesund war und gern arbeitete, kam mir manchmal der Gedanke, diesen harten Mann und grausamen Vater mit meinen Kindern zu verlassen und mich mit meiner Hände Arbeit durchzuschlagen. Aber der Gedanke: Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden, hielt mich davon ab, meinen Plan auszuführen. Den Höhepunkt erreichte der Jammer, als unser gutes Fuhrgeschäft infolge des kiederlichen Lebens seines Besitzers einging, und wir an den Bettelstab kamen. Da habe ich oft, den Rosenkranz in der Hand, zu Gott um Hilfe geschrien und

unzählige Vater Unser gebetet. Aber alles Beten schien umsonst zu sein. Manchmal hieß es in mir: Du betest vielleicht nicht richtig und andächtig genug, und ich gab mir dann Mühe, es besser zu machen, denn auch in dieser schrecklichen Zeit hielt ich daran fest, daß Gott alles sah und wußte, und daß Er auch einmal eine Änderung geben würde.

Da trat eines Tages mein Mann mit einem Ansinnen an mich heran, über das ich mich zunächst wunderte, da ich ihm garnicht mehr so viel Entschlußkraft zugetraut hätte. Auf Veranlassung einer Fabrik, mit der er nach Auflösung des eigenen Geschäfts in Verbindung getreten war, forderte er mich auf, mit ihm nach Amerika auszuwandern. In der neuen Umgebung hoffte er, vom Trinken loszukommen. Die Fabrik trug die Reisekosten und wollte auch nach dreijähriger Arbeit drüben auf Wunsch freie Rückfahrt gewähren. Zuerst konnte ich mich nicht zu der großen Änderung entschließen. Als aber mein Vater starb und zugleich eine schlimme Teuerung über Ungarn kam, wurde ich anderen Sinnes. Von Amerika wußte ich nur, daß man dahin über ein großes Wasser fahren mußte, und daß man da viel Geld verdienen konnte. Die Not drängte. Alles, was wir noch an Land und Geräten besaßen, wurde verkauft. Die Kinder brachten wir bei einer verheirateten Schwester und anderen Verwandten unter. So war alles vorbereitet. Trotzdem wurde mir der Entschluß, die Heimat zu verlassen, unsäglich schwer. Ich betete, wie ich nie in meinem Leben gebetet hatte. Eine innere Unruhe, daß auch Amerika uns das Glück nicht bringen würde, wollte nicht weichen. Erst als unser vierjähriges Kind, das im Krankenhaus an Nieren- und Wassersucht

hoffnungslos daniederlag, wie durch ein Wunder in kurzer Zeit gesund wurde, so daß es als geheilt entlassen werden konnte, faßte ich Mut. Ich sah in dieser unerwarteten Wendung die gute Hand Gottes, und im Vertrauen, daß Er auch Seinen Segen zu der weiten Reise geben würde, reiste ich mit meinem Mann ab.

Die Reise verlief gut. Wohlbehalten kamen wir in Akron im Staate Ohio an. Mein Mann war erst achtundvierzig Jahre alt und noch gesund und kräftig. Der Anfang war vielversprechend. Aber die Fortsetzung entsprach nicht dem Beginn. Schon bald mußte ich erkennen, daß ich alle meine Hoffnungen zu Grabe tragen konnte. Mein Mann hielt sein Versprechen nicht. Er geriet immer mehr in die Knechtschaft des Alkohols und wurde härter und böser als je. Die Liebe zu meinen armen Kindern, und der Wunsch, wieder mit ihnen vereint zu werden, gab mir Kraft, fast Übermenschliches zu leisten und durch Waschen und andere Nebenarbeit das für sie zur Überfahrt nötige Geld zu verdienen. Ich schaffte fast Tag und Nacht, und im Frühjahr 1913 hatte ich das Geld beisammen. Gute Freunde sorgten für die Beschaffung der nötigen Papiere usw. Und so erlebte ich denn noch im gleichen Jahr die große Freude, meine Kinder wieder bei mir zu haben. Da sie alle fleißig und arbeitssam waren, gelang es uns nach einiger Zeit, eine Farm in der Nähe von Akron zu erwerben. Mein Mann trug dazu nichts bei, zeigte auch wenig Interesse. Doch wurde unser Zusammenleben von jetzt an wenigstens erträglich. Infolge Fleiß und Sparsamkeit vermehrte sich unser Viehbestand beträchtlich. Plötzlich aber kam eine gefährliche Seuche, und der

ganze Bestand ging ein. Da infolgedessen unsere Einnahmen durch Milchverkauf ganz aufhörten, beschloßen wir, die Farm wieder zu verkaufen und in die Stadt zurückzukehren.

Um diese Zeit starb mein Mann. Wir alle betrachteten seinen Tod als eine Erlösung. Keine Träne kam in mein Auge. Daß der Unglückliche ewig verloren war, kam mir nicht in den Sinn. Hätte mir damals jemand gesagt: Er ist in der Hölle, so würde ich wahrscheinlich erwidert haben: „Das hat er auch verdient. Er hat mich zu schlecht behandelt!“ Zwar hatte ich unzählige Male gebetet: „Vergib uns unsere Schulden, wie wir unseren Schuldigern vergeben!“ aber darüber, was diese Worte bedeuten, hatte ich mir nie Rechenschaft gegeben und tat es auch jetzt nicht. Auch kam mir gar nicht der Gedanke, daß ich mich doch selbst oft schuldig gefühlt, und daß auch ich vor Gott nichts anderes als die ewige Strafe verdient hatte. So blind ist der Mensch über seinen eigenen Zustand.

In der Stadt wohnten manche Bekannte und auch Verwandte aus Ungarn, mit denen wir verkehrten. Einer unserer Landsleute hieß J. Bei diesem Mann und auch bei seiner Frau machte ich bald nach unserer Rückkehr in die Stadt eine Entdeckung, die mich zuerst erschreckte, mit der Zeit aber einen richtigen Haß gegen die Leute in mir wachrief. J. und Frau waren katholisch wie wir alle. Ich selbst hing mit ganzem Herzen an unserer großen, allein seligmachenden Kirche, der ich schon mit vierzehn Jahren und später am Traualtar Treue gelobt hatte. Und was mußte ich nun bei J. und seiner Frau entdecken? Nichts Geringeres, als daß sie sich von der katholi-

schen Kirche abgewandt und einen neuen Glauben angenommen hatten. Beide gingen so weit in ihrem Hochmut und ihrer Verblendung, daß sie behaupteten, durch den Glauben an Jesus Christus die Vergebung ihrer Sünden erlangt zu haben und dieser Vergebung völlig gewiß zu sein. Des weiteren sprachen sie von Bekehrung und Wiedergeburt und maßten sich an, in den Himmel zu kommen ohne vorherige Läuterung durch das Fegfeuer. Das alles sagten sie mir, die ich mir doch so viel Not wegen meiner Sünden gemacht und deswegen so viele Vater Unser gebetet hatte, ohne dadurch zur Ruhe gekommen zu sein! Selbstverständlich war ich fortan vor diesen Leuten sehr auf der Hut. Nach Möglichkeit ging ich ihnen aus dem Wege.

Und nun ereignete sich folgendes. Kommt da eines Tages meine eigene leibliche Schwester, die eine sehr fromme Katholikin war, zu mir und teilt mir freudestrahlend mit, sie könne jetzt glauben, daß Gott alle ihre Sünden vergeben habe. Der Herr Jesus habe sie alle am Kreuze getragen, und sie sei unaussprechlich glücklich.

Auf meine erschrockene Frage, wie man nur so etwas sagen könne, erzählte sie mir folgendes:

„Als wir seiner Zeit von Ungarn auswanderten, lag eins unserer Kinder fieberkrank und ohne Bewußtsein darnieder, und doch mußten wir am anderen Morgen früh aufbrechen. Was sollte werden? Wir waren wirklich ratlos. In der Not meiner Seele stand ich des Nachts auf, ging in den Obstgarten und warf mich unter einem Baum auf die Kniee, um Gott wegen des Kindes anzurufen. Ich betete lange und ernstlich. In dem Gefühl: Gott hat dich erhört! kehrte ich

schließlich ins Haus zurück. Da saß das kleine Kranke fieberfrei im Bettchen und fragte: Mutter, wann fahren wir? Das war damals. Und nun habe ich mich in meiner Seelennot wieder an Gott gewandt und Ihn gebeten, Er möge mir klar machen, ob das, was F. und seine Frau über die Gewißheit der Sündenvergebung sagen, göttliche Wahrheit sei. Und denke dir nur, da bin ich mit einemmal ganz gewiß geworden, daß der Herr Jesus auch für meine Sünden gestorben ist, und daß man einzig und allein durch Sein Werk errettet werden kann, und nicht durch unsere Werke und unsere Gebete. — O liebe Schwester“, schloß sie ihren Bericht, „mach es doch auch wie ich! Wende dich zu Gott und bitte Ihn, daß Er dir Licht geben möge in dieser Sache!“

Ich stand wie an den Boden gewurzelt. Nach F. und seiner Frau nun auch meine eigene geliebte Schwester! Was sollte ich zu dem allen sagen? Daß sie glücklich war, sah ich an ihren leuchtenden Augen. Und ich wollte doch auch so gern glücklich sein! Ach, hätte ich doch nur lesen können — später hab' ich's ja noch gelernt —! Frau F. und ihr Mann hatten mehr als einmal gesagt: „So steht's im Worte Gottes!“ Sollten sie am Ende doch recht haben, und sollte ich von Jugend an verkehrt unterwiesen worden sein? Der Gedanke kam mir: Sie bringen ja keine neue Religion, bringen keinen neuen Glauben. Sie reden ja immer nur von dem Heiland Jesus Christus, an Den du dich doch auch so oft gewandt hast, und von dem Kleide der Gerechtigkeit, das Gott umsonst gibt! Und merkwürdig, noch während ich so in meinem Herzen sann, wurde es mir, ohne daß nur ein Gebet, nur ein Wort über meine Lippen gekommen wäre, mit ei-

nemmal klar, daß der Herr Jesus auch für mich am Kreuz von Golgatha alles gut gemacht, daß Er auch für meine Sünden dort gelitten hatte und auch für mich gestorben war. Mit einemmal konnte ich glauben, daß Gott alle meine Sünden auf Sein auserwähltes Lamm, den eingeborenen Sohn, gelegt hatte. Ja, es ist alles Gnade, alles Gnade! rief es in mir. Das Blut Jesu Christi reinigt von aller Sünde. Ich glaube, ich glaube.

Tiefer Friede, wie ich ihn nie für möglich gehalten hätte, kehrte in mein Herz ein. Alle Angst und Unruhe schwanden dahin, und sie sind nicht mehr wiedergekommen.

Wie gesagt, habe ich in meinem Alter noch lesen gelernt, um selbst in Gottes Wort forschen zu können, und mein Glück ist immer größer, meine Sicherheit immer fester geworden. Jetzt bin ich am Ende meines dornenvollen Lebens, dessen letzte Wegstrecke durch Gottes Gnade ganz neu und herrlich geworden ist. Ich sehne mich nach dem Augenblick, wo ich meinen Herrn sehen werde von Angesicht zu Angesicht. Ich sehne mich nach der Sabbathruhe des Volkes Gottes droben. —

Unsere liebe alte Schwester hat, wie bereits im Anfang erwähnt, mittlerweile das Ziel erreicht. Sie sowohl als auch ihre Schwester, durch deren klares Zeugnis sie nach Golgatha geführt worden war, weilen schon bei Christo und warten dort mit der unzähligen Schar der in Ihm Entschlafenen auf den herrlichen Tag der Auferstehung.

„Du hast den Schlüssel zu unseren Herzen gefunden“

Vor nicht langer Zeit ritt ein bekehrter Hindu durch die einsamen Berge eines Waldgebiets in Indien. Als es Abend wurde und anfing, dunkel zu werden, sprengten plötzlich sechs berittene Straßenräuber heran und versperrten ihm den Weg. Einer ergriff den Zaum seines Pferdchens und gebot ihm abzustiegen.

„Wer bist du?“ fragten sie in rauhem Ton.

„Ich bin ein Hindustani Padri“, antwortete er.

„Was seid ihr denn?“

„Das geht dich nichts an. Gib uns dein Geld!“

„Ich habe nicht viel, nicht einmal fünf Annas,*) aber die könnt ihr gern bekommen!“

„Dann gib deinen Rock her!“

Er zog seinen Rock aus und noch dies und jenes Kleidungsstück, alles, was sie ihm abverlangten, bis er beinahe entblößt vor ihnen stand.

Beim Durchsuchen seiner Taschen fanden sie eine Uhr, die ihm vor einigen Jahren von dem Missionar geschenkt worden und ihnen ein unbekanntes Ding war.

„Was ist das?“ fragten sie. Er erklärte ihnen, wozu eine Uhr dient.

„Aber das Beste, was ich besitze, habt ihr noch nicht gefunden“, fuhr jetzt der arme, ausgeplünderte Mann fort. Erstaunt blickten sie ihn an und riefen:

„Dann aber schnell heraus damit!“

*) etwa 40—50 Pfennig.

„Einen Augenblick“, erwiderte er, faltete die Hände und begann, ein christliches Lied zu singen. Die Männer hörten still und scheinbar bewegt zu. Darauf versuchte er, ihnen die Bedeutung der gesungenen Worte zu erklären. Als er damit fertig war, sagte der Anführer:

„Bruder, du hast den Schlüssel zu unseren Herzen gefunden. Aber du mußt mit uns gehen!“

Sie gaben ihm seine Kleider zurück, ließen ihn wieder auf sein Pferd steigen und galoppierten eine weite Strecke mit ihm durch die Wildnis, bis sie in ein Dorf kamen.

„Wir sind am Ziel“, sagte der Anführer, „und du mußt in meinem Hause bleiben. Meine Frau ist krank. Du bist ein Mann Gottes. Kannst du sie gesund machen?“

Glücklicherweise verstand er ein wenig von Medizin, da er dem Missionar oft geholfen hatte. Er richtete eine Mischung zu und gab sie der Frau unter Gebet. Gott segnete die Arznei, und die Kranke genas. Dieser Umstand erhöhte sein Ansehen bei den Räubern beträchtlich. Ein Kranker nach dem anderen kam, und es gelang ihm, vierzehn Personen zu heilen. So vergingen drei Wochen. Da sagte der Anführer:

„Jetzt darfst du uns verlassen und zu deiner Frau und deinen Kindern zurückkehren. Du hast uns viel Gutes getan. Wir wollen dir alles wiedergeben, was wir dir genommen haben, und zwanzig Rupien*) außerdem!“

So wurde der Name Jesu in dem Räuberneft verherrlicht.

*) Eine Rupie = 16 Annas.



„Einen Augenblick!“ erwiderte er und begann, ein christliches Lied zu singen. Die Männer hörten still und scheinbar bewegt zu. Darauf versuchte er, ihnen die Bedeutung der gesungenen Worte zu erklären. Als er damit fertig war, sagte der Anführer:

„Bruder, du hast den Schlüssel zu unseren Herzen gefunden . . .“

Begnädigt

In den Häusern eines großen Heims, in welchem junge Mädchen nach Erfüllung ihrer beruflichen Pflichten Unterkunft und angenehmen Aufenthalt fanden, war nach den vielen Aufregungen des Tages wieder einmal Ruhe eingelehrt. In allen Räumen herrschte nächtliche Stille. Nur Schwester Dora, die Vorsteherin des Heims, ging unruhig in ihrem Zimmer auf und ab. Sie dachte nach über die Vorkommnisse der letzten Zeit. Fast schon ein Jahr war es, daß die Heimbewohnerinnen durch Vermissten von wertvollen Gegenständen oder von Speisevorräten, die in verschließbaren Fächern untergebracht waren, in steter Unruhe gehalten wurden. Es war ein Dieb im Hause. Aber alle Beobachtungen hatten nicht vermocht, den Täter zu ermitteln. Doch dieser mußte endlich gefunden werden. So konnte es nicht weitergehen. Bis dahin hatte Schwester Dora vermieden, den Vorstand des Heims von den Vorfällen zu benachrichtigen. Aber es war ihr klar geworden, daß längeres Schweigen unrecht sein würde.

Sie trat hinaus auf den Balkon ihres Zimmers. Unzählige Sterne funkelten am dunklen Himmelsgewölbe. Der herrliche Anblick lenkte ihr Herz empor zu Dem, der in Seiner Allmacht all diese Wunder erschaffen hat, und dessen Rat und Leitung sie zur Zeit in besonderer Weise bedurfte. Die stille Zwiesprache mit ihrem zur Rechten Gottes erhöhten Herrn machte sie ruhig und gab ihr Kraft, den unangenehmen Brief an den Vorstand zu schreiben, ihn eingehend über die

dunklen Borgänge zu unterrichten und um eine Haus-suchung zu bitten.

Schon in den Nachmittagstunden des folgenden Tages erschienen mehrere Beamte in Uniform. Auf ihrem Gang durch die Häuser kamen sie an eine verschlossene Tür, die trotz starken Klopfens nicht geöffnet wurde. Erst nach längerer Zeit schien die Zimmerbewohnerin aus anscheinend tiefem Schlaf zu erwachen. Die Tür öffnete sich.

„Fräulein, wir kommen im Auftrag der Behörde, Haus-suchung zu halten, und müssen Sie ersuchen, Schrank und Koffer zu öffnen.“ Es klang hart und geschäftsmäßig.

Des jungen Mädchens frische Farben wichen einer Totenblässe. Ihre Glieder zitterten. Schwester Dora, welche die Beamten begleitete, entging diese Veränderung in Else Kleins Erscheinung nicht. Es schwindelte ihr, denn die vor ihr stand, war ein Kind ehrbarer, christlicher Eltern. Zögernd öffnete die Angeredete den Schrank. Es wurde nichts gefunden. „Den Koffer, bitte!“ drängten die Männer. Alles Widerstreben half nichts. Ein Stück nach dem anderen wurde ihm entnommen — kein Zweifel, die Diebin war gefunden. Mancher Gegenstand kam zum Vorschein, den andere als vermißt gemeldet hatten. Außerdem wurden noch vielerlei Dinge zutage befördert, die, wie sich herausstellte, Else Klein ihrer früheren Herrschaft entwendet hatte.

Das Mädchen hatte sich an die Wand gelehnt. Sie suchte nach Halt. Anfänglich versuchte sie zu leugnen, doch vor den scharfen, durchdringenden Blicken der Männer mußte sie die Augen niederschlagen. Sie rang die Hände. „O Gott!“ kam es verzweifelt über

ihre Lippen. Sie war eine überführte Diebin. Die Begierde nach dem Besitz von Dingen, die rechtmäßig zu erwerben ihr unmöglich gewesen war, hatte sie dahin gebracht, ihre Hände nach fremdem Gut auszustrecken. Auf die mahnende Stimme des Gewissens hatte sie nicht gehört. Es bewahrheitete sich an ihr das Wort aus Sprüche 5, 22: „Die eigenen Missetaten werden ihn, den Gefesselten, fangen, und in seiner Sünde Banden wird er festgehalten werden“.

Als die Männer sich zu einer kurzen Besprechung zurückzogen, benutzte das junge Mädchen den Augenblick, warf sich vor der Schwester nieder, umklammerte ihre Kniee und rief in markerschütterndem Ton: „Gnade, Gnade! Retten Sie mich!“

Sanft richtete die Schwester die Schluchzende auf, legte den Arm um sie und sagte mit Tränen in den Augen:

„Mein armes Kind, hier ist meine Macht und Befugnis zu Ende. Folgen Sie ruhig den Beamten. Bekennen Sie Gott Ihre Schuld und Ihre vielen Verfehlungen! Bei Ihm ist Gnade und Vergebung zu finden.“

Die Männer kehrten zurück und forderten Else auf, mit ihnen zu gehen. Im Gefängnis wies man ihr eine Zelle an. Nachdem die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte, bemächtigte sich des armen Mädchens aufs neue die Verzweiflung. Als Diebin überführt, sie, die Tochter christlicher Eltern, welch schreckliches Ende eines leichtsinnigen Weges! Die Wände hallten wider von ihrem Rufen: „O Mutter! O Vater!“ Endlich warf sie sich ermattet auf das harte Lager. Der Schlaf der Jugend ließ sie für einige Stunden ihre Lage vergessen, aber der dämmernde Morgen

fand sie wieder weinend auf dem Bett sitzen. Die kommenden Tage verliefen langsam und eintönig, nur unterbrochen durch die üblichen, mageren Mahlzeiten.

Inzwischen erhielt Schwester Dora eine Vorladung zum Gericht, und nicht viel später wurde ihr das Urteil zugestellt, daß die Angeklagte wegen jahrelanger Diebereien nach Deutschland ins Gefängnis überführt werden solle. *) Diese niederschmetternde Nachricht erschütterte Schwester Dora aufs tiefste, und sie versäumte nicht, ein Gesuch an den ersten Vorsitzenden des Gerichts zu richten mit der dringenden Bitte, die Gefangene in der Strafanstalt der Stadt zu belassen. Zu ihrer großen Erleichterung wurde dieses Gesuch genehmigt.

Es war Schwester Doras Wunsch, sich, soviel es ihre Zeit erlaubte, der Gefangenen zu widmen. Regelmäßig besuchte sie sie, und wenn sie je verhindert wurde, ihren Besuch zur gewohnten Stunde zu machen, so suchte sie dem Mädchen ihre Liebe und Fürsorge dadurch zu beweisen, daß sie ihr gutes Essen aus dem Heim ins Gefängnis sandte. Das war jedesmal eine große Ermunterung für die arme Gefangene. Doch weit größer war ihre Freude, wenn sich die Tür ihrer Zelle öffnete und Schwester Dora eintrat. Diese wurde nicht müde, die Tiefgebeugte immer wieder auf die vergebende Gnade und Liebe Gottes hinzuweisen und ihr passende Abschnitte aus Seinem Wort vorzulesen. Und ganz allmählich machte sich ein Leuchten in den traurigen Augen bemerkbar. Wie lauschte Else den für jedes gebrochene Sünderherz so kostbaren Worten aus dem Propheten Je-

*) Die Begebenheit hat sich während des Weltkrieges im besetzten Gebiet zugetragen.

sajas: „Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden; wenn sie rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden!“ (Kap. 1, 18), oder jener ergreifenden Einladung unseres Herrn und Heilandes selbst: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben!“ (Matth. 11, 28.) Mit tiefer Freude und Dank gegen Gott beobachtete Schwester Dora das zunehmende Interesse ihrer Schutzbefohlenen, und so wurde es ihr nicht schwer, sich von ihrem eigenen Testament zu trennen, das ihr schon manches Jahr Tröster und Führer auf ihrem Wege gewesen war, und es Else Klein zu schenken. Überrascht und sichtlich erfreut nahm diese das kleine Buch entgegen.

Von diesem Tage an hatte die Gefangene keine Langeweile mehr. Stundenlang las sie in ihrem Testament. Sie hatte den Ruf vernommen: „Wer da dürstet, der komme; wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst“, und sie folgte ihm. Ihre Seele trank am Born des Wassers des Lebens. Tränen benetzten oft die Blätter des teuren Buches. Sie erkannte im Lichte Gottes ihre vielen Sünden, ihr verlorenes Leben. Tief beugte sie sich vor dem Kreuz von Golgatha, wo der Sohn Gottes auch einst für ihre unzähligen Sünden gelitten hatte. Dann kam der Tag, wo sie, wenn auch zunächst unter Zagen, sich gestand: Meine Sünden sind vergeben. Glaubend durfte sie die göttliche Verheißung für sich in Anspruch nehmen: „Ihrer Sünden und ihrer Gesetzlosigkeiten werde ich nie mehr gedenken“. (Hebr. 10, 17.) Sie erkannte, daß das fleckenlose Lamm Gottes auch für sie geopfert worden war, und hielt sich an das Wort: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt

uns von aller Sünde“. So empfing sie die Gewißheit, daß auch sie „begnadigt war in dem Geliebten, in welchem wir die Erlösung haben durch Sein Blut, die Vergebung der Vergehungen, nach dem Reichtum Seiner Gnade“. (Eph. 1, 7.)

Bei dem nächsten Besuch von Schwester Dora herrschte eitel Jubel und Freude in der sonst so stillen Zelle. Ein gemeinsames, inniges Dankgebet stieg empor zu dem Gott der Liebe und der Erbarmungen. „Ach“, sagte die jetzt Glückliche unter Tränen, „diesen schweren Weg hätte ich mir ersparen können. Doch ich erkenne ihn als letzten Versuch der suchenden Gnade Gottes an. Wenn doch nur alle Menschen den Weg der Sünde verlassen und Heil und Vergebung bei Jesu Christo suchen wollten!“

An diesem Tage verließ Schwester Dora überglücklichen Herzens das dunkle Gefängnis.

Einige Tage später erschien sie wieder, und diesmal war ihr Herz fast noch froher als bei dem letzten Abschied. Nachdem sie sich noch einmal vergewissert hatte, daß ihr Schützling wirklich ihres Heils in Christo gewiß war, sagte sie:

„Heute habe ich noch eine zweite Freudenbotschaft für Sie. Nicht nur bei Gott haben Sie Gnade gefunden, sondern auch bei den Menschen. Das weltliche Gericht hat Sie auch begnadigt. Sie sind frei! Auch soll in Ihrem Führungsbuch Ihrer Vergehungen nicht gedacht werden. Sie werden von Ihrer Strafzeit nichts darin finden. Frei dürfen Sie ins Leben zurückkehren.“

Die Wirkung dieser unerwarteten Mitteilung zu schildern, erlasse mir der Leser. Ich würde es doch nur unvollkommen vermögen.

„Alles ist neu geworden!“ Dieses Wort konnte man fortan auch über Else Kleins Leben schreiben. Frei in jeder Hinsicht, „eine neue Schöpfung“, reiste sie in die Heimat zu den geliebten Eltern.

„Gleichwie in den Tagen Noahs“

I.

Der Kluge sieht das Unglück und verbirgt sich; die Einfältigen gehen weiter und leiden Strafe.“ (Spr. 27, 12.) Zu diesem Ausspruch des weisen Salomo finden wir in der Sintflut ein treffendes Beispiel. Noah fand einen Bergungsort in der Arche, während die Welt der „Toren“, die nicht nach Gott fragen (vergl. Ps. 14, 1—3), vom göttlichen Gericht ereilt wurde. Noah war der Kluge. Nachdem Gott ihm eine Warnung hatte zuteil werden lassen, „bereitete er, von Furcht bewegt, eine Arche zur Rettung seines Hauses“. Er nahm Gott bei Seinem Wort, gehorchte im Glauben und war geborgen, als die Flut kam. Das einfältige, törichte Volk dagegen ging gleichgültig und gedankenlos weiter und — litt Strafe. Gottes Wort ist immer wahr. Wie könnte es anders sein? Und Gott meint, was Er sagt. So sehen wir hier auf der einen Seite die Klugheit Noahs, der, „das Unglück sehend“, nach Gottes Geheiß die Arche baute, und auf der anderen die Torheit der „Einfältigen“, die der Warnung nicht achteten und umkamen.

Doch was veranlaßte Gott, ein solch „befremdendes Werk“ zu tun, wie es das Ausüben von Gericht für Ihn ist? (Vergl. Jes. 28, 21.) Die Bosheit

der Menschenkinder. „Und Jehova sah, daß des Menschen Bosheit groß war auf Erden, und alles Gebilde der Gedanken seines Herzens nur böse den ganzen Tag. Und es reute Jehova, daß Er den Menschen gemacht hatte auf der Erde, und es schmerzte Ihn in Sein Herz hinein. Und Jehova sprach: Ich will den Menschen, den ich geschaffen habe, ... vertilgen ... Noah aber fand Gnade in den Augen Jehovas.“ (1. Mose 6, 5—8.)

So lautete das Urteil Gottes über die damalige Welt. Und denkst du, lieber Leser, daß Sein Urteil über die heutige etwa anders lautet? Schau dich um! Ist die Gottlosigkeit in der Welt rings um dich her etwa geringer geworden? Hinzu kommt, daß die Verantwortung der Menschen heute weit, weit größer ist als damals. Damals erfüllten Gewalttat und Verderben die Erde. Das gleiche ist heute der Fall. Aber während die Menschen in Noahs Tagen weder von einem Gesetz Gottes noch von einem Evangelium des Heils wußten — sie besaßen nur ihr Gewissen, um Gutes und Böses zu unterscheiden —, lassen sie heute bewußt Gottes Verordnungen unbeachtet und verachten Seine Gnade. In ihrem Herzen kreuzigen sie den Sohn Gottes heute genau so, wie die Menschen Ihn vor neunzehnhundert Jahren ans Kreuz geschlagen und umgebracht haben. Sie widerstehen dem Heiligen Geist, treten Gottes Gnade mit Füßen und lachen über das „törichte Gerede“ von einem kommenden Gericht. Glattzüngige, falsche Propheten, die da verkünden: „Friede, Friede! — und da ist doch kein Friede“, fesseln die Ohren von Millionen. Man rühmt sich seiner Kulturfortschritte, der hohen Stufe erreichter Bildung und Wissenschaft — und wer wollte leug-

nen, daß gerade auf dem letztgenannten Gebiet Großes erreicht worden ist? — aber nach Gott fragt man nicht. Wann wäre je den Bemühungen der göttlichen Gnade so mit Spott und Verachtung begegnet worden wie heutzutage?

„Es wird eine Zeit sein, da sie die gesunde Lehre nicht ertragen, sondern nach ihren eigenen Lüsten sich selbst Lehrer aufhäufen werden, indem es ihnen in den Ohren kitzelt; und sie werden die Ohren von der Wahrheit abkehren und zu den Fabeln sich hinwenden“, schrieb einst der große Apostel an Timotheus. (2. Tim. 4, 3. 4.) Kann man nicht mit vollem Recht sagen, daß dieser Zustand heute vorhanden ist? Die heutige Welt, von Satan verblendet, weiß gar nicht, in welch furchtbarer, finsterner Gewalt sie sich befindet. Die „geistlichen Mächte der Bosheit“, die „Gewalten der Finsternis“ halten die Menschen in Knechtschaft, ohne daß sie es ahnen: Okkultismus, Spiritismus, astrologische Wahrsagereien usw. usw. Ach, die Armen, welche diesen Listen Satans zum Opfer fallen! Erfahrungen beweisen, wie unsagbar schwer es ist, je wieder von solch dämonischen Banden befreit zu werden! Der „freie Mensch“ von heute ist in Wirklichkeit ein rettungslos gebundener Sklave Satans, des Fürsten dieser Welt und der Finsternis.

„Das Ende alles Fleisches ist vor mich gekommen“, hatte Gott zu Noah gesagt, „denn die Erde ist voll Gewalttat durch sie; und siehe, ich will sie verderben mit der Erde. Mache dir eine Arche von Gopherholz... Denn ich, siehe, ich bringe die Wasserflut über die Erde, um alles Fleisch unter dem Himmel zu verderben... Aber mit dir will ich meinen Bund errichten, und du sollst in die Arche gehen, du

und deine Söhne und dein Weib und die Weiber deiner Söhne mit dir.“ (1. Mose 6, 13—18.)

Die Welt war reif zum Gericht. Das Maß ihrer Bosheit war voll. Nur ein gerechter Mensch lebte damals auf Erden, nur einer, auf dem Gottes Auge mit Wohlgefallen ruhen konnte. „Noah fand Gnade in den Augen Jehovas“, und ihm wies Gott daher, nachdem Er ihn von Seinem Vorhaben unterrichtet hatte, einen Weg der Rettung. Und Noah glaubte und — g e h o r c h t e Gott. Wir lesen von ihm: „Nach allem, was Gott ihm geboten hatte, also tat er“. (B. 22.) Ohne Zögern machte er sich an das Bauen der Arche. Noch harrte die Langmut Gottes. Noch schob Gott das Gericht hinaus. Nach 1. Mose 6, 3 können wir annehmen, daß die göttliche Langmut dem Menschengeschlecht damals noch eine Gnadenfrist von hundertzwanzig Jahren gewährt hat. In diesen Jahren wurde „die Arche zugerichtet“, wie der Apostel Petrus sich ausdrückt. Es war eine lange, lange Zeit, in der wohl mehr als eine Arche hätte gebaut werden können. Aber Gott schob absichtlich das Gericht hinaus. Er ließ die Menschen in diesen vielen Jahren durch Noah, den „Prediger der Gerechtigkeit“, warnen und sie zur Buße von ihren bösen Werken auffordern. Aber die Welt setzte ihren Weg fort. Sie entfernte sich weiter und weiter von Gott.

Wenn wir sehen, wie die Welt heute dem teuren Evangelium, dem Zeugnis Gottes in unseren Tagen, begegnet, so können wir uns wohl die Gedanken und das Verhalten jener Gottlosen zu Noahs Zeiten vorstellen. Noah war ohne Zweifel ein Narr in ihren Augen. Denn nur einem solchen konnte es in den Sinn kommen, das größte Schiff, das die Welt je

gesehen hatte, zu bauen, ohne daß Wasser da war, auf dem es hätte fahren können. Hätte Noah seinen Bau irgendwo am Meeresstrande ausgeführt und die Welt dabei, sagen wir, von einem neuen Handelsplan in Kenntnis gesetzt, von dessen Ausführung Reichtum und Ansehen zu erhoffen waren, so würde man ihn sicher für einen klugen Mann gehalten haben. Aber ein Schiff auf trockenem Lande zu bauen, unter der Behauptung, die Welt werde einmal durch Wasser untergehen — welch eine Torheit und welch ein Unsinn! Und das Unerhörteste von allem war, daß dieser Noah, dieser Tor, ihnen immer wieder ihr gottloses Leben vorhielt.

Es war damals wie heute. „Ruhe aus, iß, trink, sei fröhlich!“ Diese Worte könnte man als Wahlspruch der Welt bezeichnen. (Vergl. auch Matthäus 24, 38.) Weshalb sich stören lassen in seiner beschaulichen Ruhe? Denn „morgen sterben wir!“

„Durch G l a u b e n“, lesen wir in Hebr. 11, „bereitete Noah, als er einen göttlichen Ausspruch über das, was noch nicht zu sehen war, empfangen hatte, von Furcht bewegt, eine Arche zur Rettung seines Hauses.“

Noah besaß das Wort Gottes für das, was er tat und anderen verkündigte. Sonst nichts. Ein Zeichen hatte Gott ihm nicht gegeben. Aber Sein Wort genügte ihm. Ungeachtet alles dessen, was um ihn her vorgehen mochte, unbekümmert um den Spott der Welt, ging der Mann des Glaubens seinen Weg. Jahr für Jahr, Jahrzehnt für Jahrzehnt rollte dahin. Stetig ging die Bauarbeit vonstatten — bis die Arche vollendet war. Da war die Zeit erfüllt. Lange, sehr lange hatte Gottes Langmut geharrt. Jetzt aber war

die Gnadenfrist abgelaufen. Das mehr als hundert Jahre vorher verkündigte Wort stand vor seiner Erfüllung. Das Gericht war bereit, über eine gottlose Welt hereinzubrechen — ein sicheres, schnelles, schonungsloses Gericht, dem niemand entging. „Vom Wasser überschwemmt, ging die damalige Welt unter.“ (2. Petr. 3, 6.)

Und was wartet der heutigen Erde und ihrer Bewohner? Gott hat uns darüber nicht im unklaren gelassen. Ein noch weit schrecklicheres Schicksal, entsprechend der größeren Verantwortung des gegenwärtigen Menschengeschlechts, steht der heutigen Welt bevor. „Die jetzigen Himmel und die Erde“, so sagt Gottes untrügliches Wort, „sind für das Feuer behalten auf den Tag des Gerichts und des Verderbens der gottlosen Menschen.“ Und dieses Verderben ist ewig. „In flammendem Feuer“, schreibt Paulus an die Thessalonicher, „wird der Herr Jesus vom Himmel, mit den Engeln Seiner Macht, Vergeltung geben denen, die Gott nicht kennen, und denen, die dem Evangelium unseres Herrn Jesus Christus nicht gehorchen, welche Strafe leiden werden, ewiges Verderben vom Angesicht des Herrn ...“ (2. Thess. 1, 9.) Ewiges Verderben, bleibender göttlicher Zorn (Joh. 3, 36), ewiges Feuer (Matth. 25, 41) — das ist's, was das gottlose Menschengeschlecht zu erwarten hat. Und der dieses Gericht ausüben wird, ist derselbe, den Gott einst gesandt hat, „auf daß die Welt durch Ihn errettet werde“ (Joh. 3, 17), ist unser Herr und Heiland Jesus Christus, der heute noch den Menschen zurufen läßt: „Laßt euch versöhnen mit Gott!“ (2. Kor. 5, 20.)

„Du Sturmwind, der du ausrichtest Sein Wort!“

Seit der Revolution des Jahres 1911 ist die Provinz Hopei*) in China ein wahres Räubergebiet. Ihre Bewohner stehen, wenn sie nicht selbst Räuber sind, oft genug mit Räuberbanden in Verbindung.

Auf merkwürdige Weise wurden einst die Kinder eines Waisenhauses in Weihhsien, einer in dieser Provinz gelegenen Stadt, vor solch einer Räuberbande beschirmt.

Eines Tages kam ein Eilbote aus einem abgelegenen Dorfe nach Weihhsien mit der erschreckenden Nachricht, daß eine Räuberbande unterwegs sei, die in der kommenden Nacht die Stadt überfallen und ausplündern wolle. Da diese nur geringe Verteidigungsmittel besaß, mußten die Bewohner sich darauf gefaßt machen, daß es ihnen übel ergehen würde.

Dem Waisenhaus in Weihhsien stand eine amerikanische Missionarin vor. Diese hielt es für ihre Pflicht, die Kinder im Hause auf die drohende Gefahr vorzubereiten. Zugleich aber bemühte sie sich, die Blicke ihrer Schutzbefohlenen auf Gott, den Vater der Waisen, zu lenken, zu dessen Flügeln sie vertrauensvoll Zuflucht nehmen dürften. Darauf befahl sie in einem einfältigen, vertrauensvollen Gebet, an dem alle Kinder teilnahmen, das Haus, sowie die ganze Stadt dem Schutze des Herrn.

*) Hopei bedeutet: gen Norden des Flusses, d. i. des gelben Flusses.

Begreiflicherweise begannen die Kinder, als sie zu Bett gegangen waren, sich auszumalen, wie furchtbar es sein würde, wenn die Räuber in dieser Nacht das Haus überfielen. Vor Angst krochen sie so tief wie möglich unter die Decken, und aus manchem Kinderherzen stieg ein Gebet um Bewahrung zu Gott hinauf.

Doch was geschah? Die Missionarin selbst berichtet darüber wie folgt:

Als die Sonne unterging, erhob sich ein starker Wind, der fortwährend an Kraft zunahm, bis er zuletzt zu einem heftigen Sturm wurde. Stürme sind in unserer Gegend nichts Besonderes. Doch gewöhnlich sind es Sandstürme ohne Regen, die zwei bis drei Tage andauern. Selbst bei Stürmen, die von einem Gewitter begleitet sind, regnet es hier fast nie — im günstigsten Falle erst nach zwei bis drei Stunden.

In dieser Nacht nun, in der meine Waisen Kinder voll Furcht in ihren Betten lagen, überzog sich der Himmel plötzlich mit schwarzen Wolken, aus denen schon bald der Regen in Strömen herniederprasselte. Es gab einen wahren Wolkenbruch, der ganz Weizsien wegzuschwemmen drohte. Die Bewohner erklärten später, so etwas noch nie erlebt zu haben. Das Unwetter dauerte bis Mitternacht. Dann beruhigte es sich, und am folgenden Morgen, als die Sonne aufging, lag die Stadt wieder in strahlendem Lichte da.

Was war nun aus den gefürchteten Räubern geworden? Im Laufe des Morgens kamen Leute aus der Umgegend in die Stadt, die erzählten, sie seien von Räubern heimgesucht worden, denen sie zu essen und zu trinken hätten vorsehen müssen. Den Ge-

sprächen der ungebetenen Gäste konnten sie entnehmen, daß die Räuberbande den Plan hatte, in weitem Bogen um die Stadt herumzumarschieren und an der Ostseite, wo, wie ihnen verraten worden, ein Einbruch am leichtesten möglich war, in sie einzudringen. Zugleich sollte ein anderer Teil der Angreifer von der entgegengesetzten Seite gegen die Stadt vorrücken, um einen Angriff an dieser Stelle vorzutäuschen. Auf diese Weise gedachten sie am mühe-
lofesten ihr Ziel zu erreichen.

Der Plan war nicht schlecht ausgedacht, doch der Mensch denkt, und Gott lenkt, auch in China. Als die Räuber sich bis auf etwa zwei Kilometer der Stadt genähert hatten, war die Finsternis gekommen und hatte alles ringsumher in tiefes Dunkel gehüllt. Schon das war für diese meist sehr abergläubischen Menschen ein schlechtes Vorzeichen gewesen. Sollte der Himmel gegen sie sein und die Stadt beschützen wollen? Der gleich darauf einsetzende Sturzregen, begleitet von dem ungewöhnlich starken Wind, hatte das übrige getan. Der Sturm hatte ihnen die kalten Regenschauer ins Gesicht gepeitscht, so daß die Bösewichter bald bis auf die Haut durchnäßt waren.

Daß unter diesen Umständen die abergläubischen und an Widerstände solcher Art nicht gewöhnten Banditen von einer Verfolgung ihres Planes Abstand genommen hatten, ist nicht zu verwundern. Vor dem Unwetter flüchtend, hatten sie sich in alle Windrichtungen zerstreut. So war der ganze räuberische Plan ins Wasser gefallen. Weihsien blieb verschont. Gott, der das Rufen der Kinder gehört, hatte geantwortet. Durch den Sturm, der Seinen Willen ausrichten mußte, war Er ins Mittel getreten.

Ja, es ist Gott, der sowohl den Sturm herbeiruft als ihn auch beschwichtigt, wie wir in Psalm 107 lesen: „Er spricht und bestellt einen Sturmwind“ (V. 25), und „Er wandelt den Sturm in Stille“ (V. 29). Alle Dinge sind in Seiner Hand. Wohl den Menschenkindern, die da „Zuflucht nehmen zu Seiner Flügel Schatten“!

Wir können uns vorstellen, was am Tage nach der gefürchteten Nacht im Waisenhaus zu Weisshaus vorging, nachdem die Kinder wohlbehalten aus ihren Bettlein aufgestanden waren. In frohen Liedern und Dankesagungen wurde Gott verherrlicht. Aber auch außerhalb des Hauses, in der Stadt, standen die Menschen unter dem Eindruck einer wunderbaren, göttlichen Beschirmung.

Das Blut, das von aller Sünde reinigt

Einem alten, sehr kranken Manne las ein junges Mädchen, seine Enkelin, aus der Bibel vor. Als sie an den Vers kam: „Das Blut Jesu Christi, Seines (Gottes) Sohnes, reinigt uns von aller Sünde“ (1. Joh. 1, 7), hieß der Kranke die Leserin einhalten und fragte ernst:

„Steht das da, mein Kind?“

„Ja, Großvater“, war die Antwort.

„Dann lies es noch einmal! Ich habe es nie vorher gehört.“

Das junge Mädchen las wieder:

„Das Blut Jesu Christi, Seines Sohnes, reinigt uns von aller Sünde.“

„Stehen diese Worte wirklich da?“ fragte der alte Mann zum zweiten Mal.

„Ja, ganz gewiß, Großvater“, antwortete das Mädchen.

„Dann nimm meine Hand und lege sie auf die Stelle. Ich möchte die Worte fühlen“, sagte der Kranke. Als dies geschehen war, bat er: „Nun, bitte, lies es noch einmal!“

Mit vor Bewegung zitternder Stimme las das Mädchen zum dritten Mal:

„Das Blut Jesu Christi, Seines Sohnes, reinigt uns von aller Sünde.“

Der Sterbende war noch immer nicht beruhigt.

„Ist es auch ganz sicher, daß diese Worte dastehen?“ fragte er nochmals eindringlich.

„Ja, Großvater, sie stehen ganz gewiß da“, erwiderte das Kind.

„Dann ist es gut“, sagte der Sterbende erleichtert. „Sollte jemand fragen, wie ich gestorben sei, so sage ihm, ich sei im Glauben an die Worte gestorben: ‚Das Blut Jesu Christi, Seines Sohnes, reinigt uns von aller Sünde.‘“

Damit zog der alte Mann seine Hand zurück. Sein Haupt sank ins Kissen, und sein Geist war entflohen.

Ja, es ist ganz gewiß wahr:

„Wer an den Sohn glaubt, h a t ewiges Leben.“
(Joh. 3, 36.)

„Das Wort ist gewiß und aller Annahmewert, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, Sünder zu erretten.“ (1. Tim. 1, 15.)

Das Branntweinsäßchen des Schiffers

Es war am 9. April des Jahres 1888. Auf dem Landungsdam in Glasgow hatte sich eine aus vielen Volksschichten zusammengewürfelte Menschenmenge angesammelt und harrete auf das Zeichen, das die Passagiere an Bord des „Sibirier“, eines großen Auswanderer-Schiffes, rief, das an diesem Tage seine Reise nach dem fernen Westen antreten sollte.

Unter den Wartenden, die in größeren und kleineren Gruppen umherstanden, um die letzten Abschiedsworte miteinander zu wechseln, befanden sich zwei Männer, deren hohe Gestalten und gesunde, gebräunte Gesichtsfarbe vermuten ließen, daß sie dem schottischen Gebirge entstammten. Der ältere von ihnen, ein rüstiger Landmann, mochte die Fünzig überschritten haben. Seine offenen, klarblickenden Augen füllten sich wieder und wieder mit Tränen, wenn er auf den kräftigen jungen Mann an seiner Seite sah, seinen ältesten, nahezu sechsundzwanzigjährigen Sohn, der im Begriff stand, Eltern und Heimat zu verlassen, vielleicht auf Nimmerwiedersehen.

„Tom“, sagte er, „Tom.“

Er wollte dem Sohn noch allerlei gute Worte mit auf den Weg geben, aber die Stimme versagte ihm. Statt dessen erhob sich sein Herz in inbrünsti-

gem Flehen zu Gott. Er befahl den Scheidenden den Händen Dessen, den er selbst seit Jahren als seinen Vater in Christo Jesu kannte, und bat Ihn, seinen Sohn, der noch nicht errettet war, auf seinem Wege zu geleiten, sich seiner zu erbarmen und ihn zu Sich zu ziehen.

Als die Ladung des Schiffes beendet und das erwartete Zeichen gegeben war, begaben die Fahrgäste sich an Bord. Tom schüttelte dem Vater noch einmal die Hand, nahm seinen mit zitternder Stimme gesprochenen Segen entgegen und eilte, um die hervorbrechenden Tränen zu verbergen, rasch der Schiffstreppe zu. Noch einige Minuten, und das große Schiff setzte sich in Bewegung und fuhr unter dem Winken von Hüten, Mützen und Taschentüchern langsam aus dem Hafen hinaus.

Tom stand auf Deck und betrachtete wehmütig die immer mehr zurücktretenden Berge seines Heimatlandes. Es war nicht das erstemal, daß er den zerklüfteten Ufern seiner schönen schottischen Heimat Lebewohl sagte. Schon einmal war er — es waren jetzt fünf Jahre her —, von jugendlicher Abenteuerlust getrieben, nach dem fernen Westen gereist. Er hatte in Amerika eine gute Stelle gehabt. Aber die Erinnerung an das Elternhaus hatte ihn während jener ganzen Zeit nicht verlassen. Um die Sehnsucht seines Herzens zu stillen, hatte er noch einmal den Atlantischen Ozean durchquert und seine Eltern durch einen Besuch überrascht. Die Freude des Wiedersehens war groß gewesen, und nur allzu rasch war die schöne Zeit dahingegangen. Tom hätte nie gedacht, daß ihm der Abschied von daheim je so schwer fallen könnte, wie es diesmal der Fall war. Aber es war nicht

nur der Schmerz der Trennung, der ihn so niederdrückte. Mit einem Seufzer kam es halblaut von seinen Lippen: „Ich hatte gehofft, daheim Frieden für meine Seele zu finden“.

Obwohl ein Kind vieler Gebete, hatte Tom in seinen Jünglingsjahren dem Evangelium eine unverhohlene Abneigung entgegengebracht. Das war nun freilich schon längere Zeit nicht mehr der Fall. Zur nicht geringen Freude seiner Eltern hatte er, einige Monate vor Beginn unserer Erzählung, von Amerika aus geschrieben: „In diesen Tagen war Herr Moody hier. Tausende haben seine Versammlungen besucht, und viele sind bekehrt worden. Doch — woran es liegt, weiß ich nicht — ich selbst kann nicht mit der Sache ins reine kommen.“ Das war allerdings kein glückliches Bekenntnis, aber das Gewissen des Schreibers war doch allem Anschein nach erwacht, und er hatte die Notwendigkeit eingesehen, einen Heiland zu besitzen. In ihrem Antwortschreiben hatten die Eltern ihrem Ältesten durch Anführung zahlreicher Schriftstellen zu zeigen gesucht, daß die große Frage der Sünde kraft des Sühnopfers Christi für immer vor Gott geordnet ist, und daß er selbst, um Frieden für seine Seele zu empfangen, nichts anderes zu tun habe, als im Bewußtsein seines verlorenen Zustandes mit allen seinen Sünden zu Gott zu gehen, damit Er sie auf Grund des vergossenen Blutes Seines geliebten eingeborenen Sohnes für immer aus tilge. Auch sie hatten an Toms Besuch in der Heimat die bestimmte Erwartung geknüpft, er werde in dieser Zeit völlig aus der Finsternis zum Licht durchdringen, aber ihre Hoffnungen hatten sich leider nicht erfüllt. Wohl hatte Tom viel von Bekehrung gespro-

chen und den Wunsch geäußert, der Gnade des ewigen Lebens teilhaftig zu werden, aber Heilsgewißheit hatte er nicht erlangt. Noch war kein Friede in sein Herz eingekehrt, der dieses trozige, verzagte Ding zur Ruhe gebracht hätte. Und nun war es der bitterste Stachel in seinem Trennungsschmerz, daß er in das Getriebe des amerikanischen Lebens zurückkehren sollte — nicht errettet, ohne innere Ruhe, ohne den so heiß begehrten Frieden.

Gegen Abend durchfurchte der „Sibirier“ schon die stürmischen Wasser des Nordkanals, jener Meerenge zwischen Schottland und Irland, die die Irische See mit dem Atlantischen Ozean verbindet. Die Umrisse des Heimatlandes hüllten sich mehr und mehr in Dunkel, und Tom begab sich in seine Kabine. Ein junger Mann saß darin mit einer aufgeschlagenen Bibel in der Hand.

„Ich denke, wir haben — vermutlich auf lange Zeit — das Letzte von unserem alten Vaterland gesehen“, bemerkte Tom, einen gleichgültigen Ton anschlagend.

„Schon möglich“, erwiderte der andere, ohne sich beim Lesen stören zu lassen.

Eine Pause entstand. Tom setzte sich und schaute nachdenklich vor sich hin. Dann zog auch er seine Bibel aus der Tasche und begann darin zu blättern. Sogleich änderte sich das Wesen des anderen.

„Ich darf wohl annehmen, einen Glaubensgenossen in Ihnen zu sehen?“ fragte er erfreut.

„Ich fürchte, Sie täuschen sich“, erwiderte Tom, „aber solch ein Abschied kann einem das Herz zerreißen, und da scheint mir das Natürlichste, zu diesem Buch zu greifen, um Trost darin zu finden.“

„Ich freue mich, daß Sie T r o s t in Gottes Wort suchen“, entgegnete der Fremde, der ungefähr im gleichen Alter mit Tom stehen mochte, freundlich. „Ich würde mich aber noch mehr freuen, wenn Sie sagen könnten, daß Sie E r r e t t u n g darin gefunden hätten, d. h. Gottes wunderbares Heil, das Er dem Sünder aus freier Gnade anbietet.“

„Niemand verlangt mehr danach als ich“, versetzte Tom niedergeschlagen. „Ich habe die Schrift wieder und wieder gelesen, habe gebetet und alles getan, was ich vermag, aber ich kann den Frieden, der andere so glücklich macht, nicht erlangen.“

„Und doch wird er dem einfältig Glaubenden ohne Mühe zuteil“, versicherte der andere. „Nicht durch Beten oder unser Mühen erlangen wir ihn. Der Herr Jesus hat das Werk vollbracht, das der Vater Ihm zu tun gegeben hatte, das Werk der „Ab-schaffung der Sünde durch Sein Opfer“. Alle unsere Anstrengungen können jenem bewunderungswürdigen Werk nichts hinzufügen. Das ein für allemal geschehene Opfer des Leibes Jesu Christi macht auf immerdar einen jeden vollkommen, der es im Glauben annimmt. „Durch Seinen Namen empfängt jeder, der an Ihn glaubt, Vergebung der Sünden.““ (Apstgsch. 10, 43.)

Es war für den jungen Gläubigen sichtlich eine große Freude, eine Seele gefunden zu haben, zu der er von Christo und Seiner Liebe reden durfte, und er wurde nicht müde, es zu tun. Tom war dankbar für die Begegnung, wurde aber trotz aller Unterhaltungen nicht glücklich. Er schien außerstande, einfältig das Wort vom Kreuz anzunehmen, und glitt unversehens mehr und mehr in einen Zustand der Un-

entschiedenheit hinein, der je länger desto gefährlicher wurde.

Unterdes mochte das Schiff etwa die halbe Fahrt zurückgelegt haben. Da brach eines Tages ein heftiger Sturm los. Glücklicherweise war das Schiff seefest, hatte einen fähigen Kapitän und eine wackere Mannschaft. So bot es dem Unwetter erfolgreichen Widerstand. Nicht so glücklich war ein anderes Schiff gewesen, das der „Sibirier“ beim Morgengrauen in der Ferne gewahrte. Auf dessen Notsignale änderte der Kapitän den Kurs und fand eine russische Barke, die dem Versinken nahe war.

Ein Duzend Matrosen sprangen ohne Verzug in ein Boot und brachten es trotz des Sturmes an das sinkende Schiff heran. Sie fanden die fremde Mannschaft bereits mit dem Herablassen der Boote beschäftigt, leisteten ihr tatkräftigen Beistand und ruderten mit den Russen zum „Sibirier“ zurück. Auf die Frage, wer von den Geretteten der Kapitän sei, berichtete der Obersteuermann der Schiffbrüchigen, ihr Schiffsherr sei derart betrunken, daß er, in der Einbildung, alles sei in Ordnung, sich geweigert habe, sein Schiff zu verlassen. Sofort befahl der Kapitän seinen Leuten, noch einmal an das Wrack zu rudern und den Mann mit Gewalt zu retten. Die wackeren Matrosen gehorchten ohne Zögern, und unter nicht geringen Schwierigkeiten wurde der Befehl ausgeführt. Als der arme Schiffer, der seiner Sinne nicht mehr mächtig war, an Bord des „Sibirier“ gezogen wurde, sah man ein Fäßchen Branntwein in seinen Armen, das er krampfhaft festhielt. Entrüstet befahl der Kapitän, es dem Mann abzunehmen und über Bord zu werfen.

Aufmerksam hatten die Passagiere auf Deck das Rettungswerk beobachtet. Tom und sein neuer Freund Georg standen nebeneinander. Als das dem Meer übergebene Fäßchen in den Wellen verschwand, sagte Georg laut, wie zu sich selbst:

„Du hast alle meine Sünden in die Tiefen des Meeres geworfen.“ (Bergl. Mich. 7, 19.)

„Und die meinen auch!“ rief Tom. Es war, als ob die gehörten Worte mit einemmal den Schleier von seinen Augen weggezogen hätten. Er glaubte und — war glücklich. Dort, auf dem menschengefüllten Deck des Dampfers, mitten auf dem Ozean, wurde er „von neuem geboren“. Tief bewegt drückten die beiden jungen Leute einander die Hände und dankten Gott. Tom konnte seine Tränen nicht zurückhalten.

„Wie froh werden meine Eltern sein“, rief er aus, „wenn sie die Nachricht erhalten, daß der gute Hirte mich endlich gefunden und zu Seiner Herde gebracht hat!“

Meine Erzählung ist hiermit eigentlich zu Ende. Doch möchte ich zum Schluß noch einen Vorfall berichten, der mit ihr in Verbindung steht, da er zeigt, in welcher freundlicher Weise der Herr des Weinbergs manchmal Seine Arbeiter ermuntert.

Georg teilte kurz nach seiner Ankunft in Amerika einem gläubigen Freund, der als Verkündiger der Frohen Botschaft in Schottland umherreiste, die oben erzählte Begebenheit brieflich mit. Bald nach Empfang des Briefes wurde dieser Freund von einigen jungen Leuten, die durch seinen Dienst zum Heiland geführt worden waren, gebeten, einmal in ihrem Heimatort das Evangelium zu verkündigen. Herr R. folg-

te dem Ruf und reiste in das etwa fünfzig Kilometer entfernt gelegene Gebirgsdorf. Im Hause einer gläubigen Familie wurde er gastlich aufgenommen. Im Laufe der Tischunterhaltung, die sich um die oft wunderbaren Wege der errettenden Gnade drehte, holte die Hausmutter einen Brief herbei, den sie kürzlich von ihrem Sohn aus Amerika erhalten hatten, und in dem der junge Mann seinen Eltern seine Bekehrung mitteilte. Beim Vorlesen wurde Herrn M.'s Aufmerksamkeit immer mehr gefesselt. Der Brief berichtete von einem Sturm auf dem Meer und einem stürmisch bewegten, sündenzer Schlagenen Menschenherzen, von der tatkräftigen Rettung einer schiffbrüchigen Mannschaft vom sicheren Tode und der Erlösung einer Seele vom ewigen Verderben. Kein Zweifel, das war der gleiche Bericht, den er von seinem Freunde Georg empfangen hatte. An diesem Abend vernahm er ihn in einem entlegenen Gebirgsdörfchen von den Lippen der Mutter des betreffenden Mannes. Dieses merkwürdige Zusammentreffen belebte den jungen Prediger außerordentlich und erweckte in besonderer Weise sein Interesse für den Ort, an dem Loms Eltern wohnten. Obwohl die erste Evangeliumsversammlung nicht besonders ermutigend gewesen war, blieb er längere Zeit. Ein Zelt wurde auf der Dorfwiese errichtet, und viele Abende nacheinander vernahmen die Bewohner des Dorfes das lebenspendende Evangelium. Seine Wirkung auf die Hörenden war die gleiche wie in den Tagen vor alters. Manche „glaubten nicht“, aber „etliche wurden überzeugt von dem, was gesagt wurde“. Unter ihnen befand sich eine von Loms Schwestern.

„Gleichwie in den Tagen Noahs“

II.

Und Jehova sprach zu Noah: Gehe in die Arche, du und dein ganzes Haus; denn dich habe ich gerecht vor mir erfunden in diesem Geschlecht. . . Denn in noch sieben Tagen, so lasse ich auf die Erde regnen vierzig Tage und vierzig Nächte und werde vertilgen von der Fläche des Erdbodens alles Bestehende, das ich gemacht habe. — Und Noah tat nach allem, was Jehova ihm geboten hatte.“ (Kap. 7, 1. 4. 5.)

„Noch sieben Tage“ — eine letzte Frist! Ist es ein letztes Gnadengeschenk für die ungläubige Menge?

„Jetzt wollen wir einmal sehen, was aus den Träumen des Schiffserbauers werden wird! Törichtester Mensch, wieviel unnütze Mühe hat er sich gemacht! Was für einen Spaß werden wir in einer Woche auf seine Kosten erleben!“ so mag die im Unglauben verharrende, gottlose Welt höhnend gesprochen haben.

Die Tage rollen langsam dahin. Einer, zwei, drei, vier, fünf, sechs sind vorüber. Der siebente bricht an und geht zu Ende. — Da, was ist das? Ein plötzlicher Windstoß. Noch einer. Wie dunkel und tief hängt die Wolke dort am Horizont! Es wird dunkler und dunkler. Die Sonne ist verschwunden. Der Himmel hüllt sich in Schwarz. Alle Anzeichen eines starken Regens sind vorhanden. Noch einige Minuten, und auch der siebente Tag ist vorbei. Die Zeit ist ab-

gelaufen. Hundertundzwanzig Jahre sind dahin. Der Tag der Langmut Gottes ist vorüber. Die Stunde des Gerichts hat geschlagen.

Ein Wassertropfen fällt aus den Wolken, noch einer, und dann viele, viele. Und was ist das für ein seltsames Getöse, welch ein merkwürdiges Rauschen? „Es hat nichts zu sagen. Es ist nur ein vorübergehender Sturm. Fürchtet nichts“, sucht ein Mutiger die zaghaft werdenden um sich her zu beruhigen. Doch die Himmel werden immer dunkler. Und je schwärzer sie werden, umso blasser werden die Gesichter. Der Lärm des geschäftigen Lebens ist verstummt. Lähmende Beklemmung legt sich auf die Gemüter. Die Regentropfen verwandeln sich in Schauer, die Schauer in Regengüsse, der Regen wird zur Flut. Die Fenster des Himmels sind geöffnet.

Und was bedeutet jenes seltsam brausende Getöse, das die Menschen zurückbeben und auch den Stärksten erzittern macht? Es kommt näher und näher. Lauter und lauter wird der unheimliche Ton. Es ist das Getöse mächtiger, überschwemmender Wasser. Die Quellen der großen Tiefe sind aufgebrochen. Das Meer überflutet das Land. Es kommt in jedes Tal, bedeckt jeden Hügel. Wasser, Wasser, überall, wohin das Auge blickt!

„Wie, ist es nach allem doch wahr? Sollen sich Noahs Worte erfüllen? Ist dies das Gericht, das wir verlacht haben? Sind wir die Toren und die Narren, und ist er am Ende doch der Weise?“

Ja, du arme, blinde, gottlose Welt, deine Zeit ist um. Und jetzt, wo willst du Zuflucht suchen in deiner fürchterlichen Not, in der Stunde deines Schreckens und deiner Verzweiflung?

„Nun, laßt uns nicht verzagen! Solange noch Leben da ist, gibt es noch Hoffnung!“

Nachdem die lähmende Angst überwunden ist, sucht jeder Zuflucht auf dem höchsten zu erreichenden Punkt. Ich meine die erschreckten Massen vor mir zu sehen, wie sie hierhin und dorthin flüchten, wie Schafe vor dem reißenden Wolf. Man klettert auf die Dächer der Häuser, ersteigt die Hügel und die Spitzen der Berge. Väter und Mütter, Kinder, reich und arm, hoch und niedrig: alle teilen das gleiche Schicksal. Doch in allen lebt noch die schwache Hoffnung, daß die Wasser nachlassen werden, daß der Regen in kurzem aufhören wird. Aber noch sind die Quellen der großen Tiefe geöffnet, und die geheimnisvollen Ströme fluten. Noch sind die Himmel in dichte Wolken gehüllt, die sich mit fortwährend zunehmender Hestigkeit entladen. Felder, Weinberge und Häuser verschwinden mehr und mehr, und mit ihnen verzweifeln Menschen: die Welt der Gottlosen. Todesseufzer, gellende Schreckensrufe und wilde Angstschreie zerreißen die Luft — umsonst. Der Tag der harrenden Langmut ist endgültig vorüber. Es ist zu spät!

Die Wasser strömen unaufhaltsam, der Regen rauscht fort. Sieh dort die schreckgelähmte Schar auf dem höchsten der Berge!

„Gibt es für uns denn gar keine Hoffnung mehr? Ist denn gar kein Entrinnen möglich? Wo ist die Arche? Wo ist Noah? Können nicht wir wenigstens noch Zuflucht in Noahs Arche finden?“

Nein, ihr Verwerfer und Verächter der Predigt der Gerechtigkeit, ihr, die ihr ohne Gott gelebt, für euch alle ist es zu spät! Als die Gnade euch such-

te, wolltet ihr nicht, und jetzt, wo ihr wollt, ist keine Gnade mehr zu finden! Eine mächtige Woge rollt heran und reißt die verzweifelt um ihr Leben Ringenden in den Abgrund.

Und noch immer regnet es. Höher und höher steigen die Wasser. Vierzig Tage und vierzig Nächte ergießt sich die Flut. Hügel auf Hügel, Berg auf Berg verschwindet in den überhandnehmenden Wassern, bis alles, in „dessen Nase ein Odem des Lebenshauches war, von allem, was auf dem Trockenen war“, den Tod gefunden hat. Fünfzehn Ellen über die hohen Berge nahmen die Wasser überhand, „und die Berge wurden bedeckt“. Gott hatte es gesagt, und es geschah.

Doch wo ist Noah?

Mit seinem ganzen Hause ist er sicher geborgen in der Arche. Der Herr hatte hinter ihm zugeschlossen. Die Wogen des Gerichts für die Welt sind die Wogen der Gnade für ihn. Als die Wasser zunahmen, hoben sie die Arche auf und ließen sie in Sicherheit fahren. Noah hatte Gott geglaubt, das „Unglück vorausgesehen“ und „sich verborgen“. Und anstatt mit den Gottlosen umzukommen, geht er unbeschadet durch das schreckliche Gericht hindurch, und nach Ablauf der von Gott bestimmten Zeit, als die Wasser angefangen haben, sich zu verlaufen, landet die Arche mit ihrem Inhalt unversehrt auf dem Gebirge Ararat.

Und nun, mein Leser, haben dir diese grauenvollen Bilder und das dem glaubenden, gerechten Noah bewiesene Erbarmen Gottes nichts zu sagen? Höre, was der Herr Jesus an einem späteren Tage

verkündigt hat. Er, Gott selbst, geoffenbart im Fleische, warnt dich vor dem kommenden Zorn, einem Gericht Gottes, das ganz nahe ist — wenn auch Gottes Langmut in unseren Tagen noch eine Zeitlang harren mag —, das im Begriff steht, über eine moderne Welt der Gottlosen hereinzubrechen: „Gleichwie die Tage Noahs waren, also wird auch die Ankunft des Sohnes des Menschen sein. Denn gleichwie sie in den Tagen vor der Flut waren: sie aßen und tranken, sie heirateten und verheirateten, bis zu dem Tage, da Noah in die Arche ging, und sie es nicht erkannten, bis die Flut kam und alle wegraffte, also wird auch die Ankunft des Sohnes des Menschen sein. Alsdann werden zwei auf dem Felde sein, einer wird genommen und einer gelassen; zwei Weiber werden an dem Mühlstein mahlen, eine wird genommen und eine gelassen. Wachtet also, denn ihr wisset nicht, zu welcher Stunde euer Herr kommt.“ (Matth. 24, 37—42.)

Faß die furchtbare Wirklichkeit ins Auge, du, der du noch ohne Christum bist! Geh nicht einen Augenblick länger gleichgültig deines Weges, sondern eile, suche Schutz in der einzigen Arche unbedingter Sicherheit, in den ewigen Armen eines liebenden Heiland-Gottes! Er lädt dich heute noch ein, zu Ihm zu kommen. Du hast gehört, wie Er vor Jahrtausenden im voraus vor der kommenden Flut gewarnt, hast gesehen, wie sich Sein Wort, wenn auch nach langem Zögern, pünktlich erfüllt hat. Jetzt warnt Er dich vor einem Gericht, desgleichen nicht gewesen ist, solange die Erde besteht. (Vergl. Matth. 24, 21; Luk. 21, 25. 26.) Und nur eins kann vor diesem Gericht sicherstellen, nur eins kann bewahren vor dem kom-

menden Zorn: das Blut Jesu Christi, des fleckenlosen Lammes Gottes. Der Tag der Gnade eilt dahin. Zwar ist Gott auch heute langmütig, wie Er es vor alters war. Er will nicht, daß irgendwelche verloren gehen, sondern daß alle zur Buße kommen. (2. Petr. 3, 9.) Aber sei auf deiner Hut! Die Gnade wird ein Ende nehmen. Das Gericht wird hereinbrechen, rasch, unaufhaltsam, schonungslos, wenn die von Gott bestimmte Zeit da ist. Längst ist die Welt reif zum Gericht, und nur die Gnade hält Gottes Nacheschwert noch zurück. Diese Gnade gibt dir heute noch die Möglichkeit, dem Verderben zu entinnen. Der Zufluchtsort für den Verlorenen ist unser Herr und Heiland Jesus Christus. Nur Er. Aus freier Liebe ist Er für Sünder gestorben. Um sie mit Gott zu versöhnen, hat Er das gerechte Gericht Gottes über die Sünde erduldet. Am Kreuz auf Golgatha hat Ihn, den Reinen, Fleckenlosen, der Zorn Gottes wider die Sünde getroffen. Dort sind alle die Wogen und Wellen dieses Zornes über Seine heilige Seele hingegangen. Dort hat Er den ganzen Preis bezahlt. Seine Auferstehung aus den Toten bestätigt, daß das Opfer Seiner selbst von Gott angenommen ist, und durch den Glauben an Ihn kannst du frei ausgehen. Aber du mußt durch Ihn zu Gott kommen. Nur Er ist „der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater als nur durch Ihn“. Nur Er ist „die Tür“, von der Er selbst gesagt hat: „Wenn jemand durch mich eingeht, so wird er errettet werden“. (Joh. 10, 9.) Nur wer an Ihn glaubt, empfängt ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht.

Wie Jakobles Gebet Erhörung fand

Jakoble, ein Hirtenbüblein aus den Graubündner Alpen, hatte seines Vaters Vieh in die Berge getrieben, hatte seiner den Tag über treulich gewartet und wollte es nun, als die Sonne im Westen sich anschickte, in ihre Kammer zu gehen, wieder in den Stall zurücktreiben. Aber einer der Kühe wollte das Eintreiben nicht gefallen. Sie wandte sich um und lief wie ein Hirsch die Berge hinan. Umsonst war des Kleinen Hirten Rufen, Springen, Locken und Drohen. Bald war ihm das mutwillige Tier ganz aus den Augen, und jetzt — wohin sollte er sich bei anbrechender Nacht in dem Labyrinth der Felsen wenden? Klügere Leute als er hätten auf diese Frage keine Antwort gewußt.

Es war ihm bange ums Herz. Was würde der Vater sagen? Wie würde die Mutter betrübt sein! und dann — wie würde das Schläge absetzen!

Dies, zusammen mit der eigenen Bekümmernis um das liebe Stück Vieh, das in der Dunkelheit verunglücken konnte, macht dem Knaben schwere Not. In seiner Ratlosigkeit wirft er sich weinend an einer Felswand auf die Kniee und betet herzlich und kindlich, der liebe Gott, der ja wohl wisse, wo seine Kuh jetzt sei, solle sie ihn doch heute noch finden lassen. Und siehe da — Muh! Muh! tönt es dem betenden Knaben aus nächster Nähe in die Ohren. Die Gesuchte hat ihm das Amen zugerufen, noch ehe er mit seinem Gebet ganz fertig ist. Da steht die vorhin so mutwillige Kuh, schaut auf ihren betenden Hirten so ruhig



hin, als wollte sie sagen: „Da bin ich ja; was weinst du doch?“ und geht willig voran zum bekannten Stall.

Das Hirtenbüblein hat diese Erfahrung in gutem Andenken bewahrt. Aus seinem späteren Leben

weiß ich nichts weiter mitzuteilen, als daß ein tüchtiger Mann aus ihm geworden ist, der gesucht hat, irrende Schafe der Herde des guten Hirten zuzuführen. Und wenn er es auch später so gemacht hat wie damals, als er noch der Hirtenbub war, so ist gewiß zu hoffen, daß Gott seine Bitten genau so erhört hat wie dort an der Felsecke in den Graubündner Alpen.

Genesen

Maria war die Tochter eines reichen Kaufmanns in Amsterdam. Seitdem Herr v. B. seine Gattin verloren hatte, war Maria sein ein und alles. Er umgab sie mit der zärtlichsten Liebe. Alles, was ihr nur Freude bereiten konnte, tat er für sie und versagte ihr keinen Wunsch. Ihre Zimmer waren aufs reichste ausgestattet. Nichts fehlte, was irgendwie geeignet war, es der jungen Dame behaglich zu machen. Aber inmitten all der Pracht, zwischen seltenen Pflanzen und leuchtenden Blumen, war Maria selbst wie eine geknickte Blume, die langsam dahinwelkt. Sie fühlte sich beständig müde und matt und ohne jede Lebensfreude.

Schon lange hatte sie das Haus kaum mehr verlassen. Sie fürchtete, die kalte Luft könne ihrer Gesundheit schaden. Nur wenn die Sonne schien, wagte sie es, im geschlossenen Wagen für eine halbe Stunde auszufahren. Ihr Leiden nahm immer neue Formen an. Jeden Tag klagte sie über etwas anderes, und schließlich fühlte sie sich so elend, daß sie gar keinen Lebensmut mehr hatte. Sie glaubte nicht anders, als daß sie bald sterben werde, aber sie dachte mit Grauen an Tod und Grab.

Der besorgte Vater hatte natürlich nicht verzäumt, die tüchtigsten Ärzte über das Leiden seiner Tochter zu befragen. Aber bis jetzt hatte keiner mit seinen Mitteln irgendeinen Erfolg gehabt. Der letzte Arzt hatte gemeint, eine Luftveränderung könne möglicherweise einen Wechsel bewirken, und empfohlen, die Kranke für längere Zeit aufs Land zu schicken.

Obgleich der Vater sich nur ungern von seinem Kinde trennte, war er doch sofort bereit, auch dieses Opfer zu bringen. Aber wo sollte Maria hin? Er selbst konnte sie nicht begleiten. Nach einigem Überlegen fiel ihm eine alte treue Magd ein, die lange Jahre in seinen Diensten gestanden hatte, und die nun, nachdem sie alt geworden war, in ihrem eigenen Häuschen draußen auf dem Lande wohnte, wo sie, dank Herrn v. B.'s Fürsorge, ohne Sorgen ihren Lebensabend verbringen konnte. Katchens Häuschen war reizend unweit des Waldes gelegen. Von oben bis unten von Grün umspinnen, machte es einen recht freundlichen Eindruck. Dort würde es Maria gefallen. Vor allem war es für Herrn v. B. ein beruhigender Gedanke, sein Kind bei der alten, treuen Magd in guter Hut und Pflege zu wissen.

Der Plan, der auch Marias Beifall fand, wurde ohne Zögern ausgeführt, und Maria siedelte in Katchens bescheidenes, aber behagliches Heim über.

Da saß sie nun in dem kleinen Wohnzimmer — unglücklicher denn je. Sie fühlte sich zu schwach, um nur eine leichte Handarbeit vornehmen zu können. Auch zum Lesen verspürte sie keine Lust. Das strengte sie zu sehr an. Nein, auch die neue Umgebung würde ihren Zustand nicht bessern, eher das Gegenteil.

Herr v. B. besuchte sein Töchterchen fast täg-

lich. Aber schon bald mußte er mit Sorgen erkennen, daß auch dieser Versuch, wie schon so viele, seinen Zweck zu verfehlen schien.

In Katchens Nachbarschaft wohnte ein alter Mann, der ein fröhlicher Christ war. Er kannte den Herrn Jesus als seinen Heiland und liebte Ihn in Tat und Wahrheit. Herr S. war Landwirt gewesen. Nachdem er so viel erarbeitet hatte, daß er von dem Erlös ohne Sorgen leben konnte, hatte er seinen Hof verkauft und brachte nun seine Zeit damit zu, Arme, Kranke und Alleinstehende zu besuchen.

Gelegentlich eines Besuchs bei Katchen lernte Herr S. auch Fräulein Maria kennen. Befremdet von dem leidenden Ausdruck in dem noch so jugendlichen Antlitz, richtete der alte Herr einige teilnehmende Fragen an das junge Mädchen, erhielt aber kaum eine Antwort. Herr S., der kein Arzt, aber ein guter Seelenkenner war, hatte bald heraus, an welchem Übel Fräulein v. B. krankte, und für dieses Übel glaubte er ein sicheres Heilmittel zu kennen, ein Mittel zwar, das weder ein Arzt verschreiben, noch eine Apotheke liefern konnte.

„Ich verstehe sehr gut, daß Sie sich nicht wohl fühlen, gnädiges Fräulein“, sagte er nach einer Pause freundlich, „auch daß die Ärzte nichts weiter für Sie tun können.“

„Wie, Sie glauben, daß ich nicht mehr besser werden kann?“ fuhr Maria auf, mit einemmal sehr lebendig werdend.

„Nein, das glaube ich nicht“, entgegnete Herr S. „Im Gegenteil habe ich alle Hoffnung, daß Sie auf Grund eines mir bekannten einfachen Mittels mit Gottes Hilfe noch ganz gesund werden können.“

Wenn Sie sich mir anvertrauen und mir pünktlich gehorchen wollen, will ich mein Heilmittel an Ihnen erproben, aber, wie gesagt, nur unter der Bedingung genauester Befolgung. Sonst hilft mein Mittel nicht. Wollen Sie? Ja. Gut, dann werden wir morgen mit der Erprobung des Mittels beginnen, und zwar zunächst damit, daß wir einen kleinen Ausgang miteinander machen.“

„Einen Ausgang?“ rief Maria, die Hände zusammenschlagend. „Seit Monaten habe ich keinen Fuß mehr vor die Tür gesetzt.“

„Wenn Sie sich mir nicht fügen wollen, kann ich Ihnen nicht helfen“, erklärte Herr S. kurz. „Morgen um zehn Uhr bin ich wieder hier. Dann werden wir unseren Gang antreten. Bitte, versprechen Sie mir noch einmal, sich ganz nach meinen Anweisungen zu richten.“

„Gut, ich verspreche es Ihnen“, antwortete das junge Mädchen nach einigem Zögern, und Herr S. verabschiedete sich.

Maria hatte längst allen Glauben an die Kunst der Ärzte aufgegeben. Alle ihre Mittel hatten ja nichts genützt. Das Auftreten des Herrn S. aber flößte ihr Achtung und Vertrauen ein. Gütig und bescheiden in seinem Wesen, wirkten seine Worte doch so bestimmend, daß sie ihnen nicht zu widerstehen vermochte. Sie fühlte, sie mußte wenigstens den Versuch machen, sich dem einfachen, ehrlichen Manne anzuvertrauen und sein Mittel zu erproben.

Um die vereinbarte Zeit am nächsten Morgen stand Herr S. vor Katchens Haus.

„Wie“, rief er, „das Fenster zu bei dieser herrlichen Frühlingsluft?“

Maria schaute ganz bestürzt darein.

„Öffnen Sie das Fenster nur“, klang es ermunternd von draußen. „Es wird Ihnen nicht schaden. Die Luft ist so mild.“

Langsam machte Maria einen Fensterflügel auf, und Herr S. reichte ihr mit freundlichem Gruß ein Feldblumensträußchen.

„Nun“, fragte er, „zum Ausgehen bereit?“

„Ja, ich will es einmal wagen“, tönte es zaghaft zurück.

Damit setzte Maria ihren Hut auf, und das ungleiche Paar machte sich auf den Weg.

„Wir wollen heute nicht weit gehen“, sagte Herr S., während er in eine Seitenstraße einbog. Einige Augenblicke später machte er vor einem ärmlichen Häuschen halt und klopfte an die niedrige Tür.

Auf ein leises Herein betraten sie die armselige Wohnung einer kranken Witwe, die mit ihren Kindern infolge der schon lange anhaltenden Krankheit in große Not geraten war. Die Frau lag mit Schmerzen zu Bett. Die Kleinen standen hilflos um sie her. Kummer und Entbehrung sprachen aus den bleichen Gesichtchen. Es war ein trauriger Anblick.

Herr S. entnahm seiner Tasche einige Erfrischungen für Mutter und Kinder und sprach der kranken Frau Trost und Mut zu. Dem ältesten Kinde trug er auf, zu ihm zu kommen und etwas für die kranke Mutter abzuholen.

Noch nie in ihrem Leben hatte Maria etwas dergleichen gesehen. Mit großen Augen schaute sie sich in der elenden Behausung um, und ihr Herz wurde weit. Als Herr S. mit dem Kinde sprach, legte sich die kleine Hand seiner Begleiterin auf seinen Arm, und

während eine leichte Röte ihre blassen Wangen färbte, sagte sie lebhaft:

„Herr S., hier könnte doch auch mein Vater helfen.“

„Ja“, meinte Herr S., „Sie können mit Ihrem Herrn Vater ja einmal darüber sprechen. Aber wir wollen nicht vergessen, daß der beste Helfer im Himmel wohnt. Er vermag noch mehr als Ihr Vater, und Ihn wollen wir deshalb vor allen Dingen um Seine gnädige Hilfe für diese Armen bitten.“

Einige Augenblicke später standen die beiden wieder draußen. Herr S. hatte noch einen anderen Besuch zu machen, und Maria sprach jetzt selbst den Wunsch aus, ihn zu begleiten. Ein zweites Mal war sie Zeugin der bittersten Not. Dann begleitete Herr S. sie nach Hause zurück. Die folgenden Stunden hatte Maria nötig, um die neuempfangenen Eindrücke zu verarbeiten, wobei sie ganz vergaß, an ihren eigenen bedauernswerten Zustand zu denken.

Am Abend kam Herr v. B. zu Besuch. Mit Staunen sah er die Veränderung, die mit seinem Kinde vorgegangen war. Lebhaft berichtete Maria ihrem Vater, daß sie an diesem Tage ausgegangen sei. Auf die besorgten Fragen, ob sie auch nicht zu viel gewagt, und ob die Luft ihr nicht geschadet habe, ging sie garnicht ein, sondern begann dem Vater so lebendig die Not und Armut zu schildern, die sie heute mit eigenen Augen geschaut hatte, daß Herr v. B. ohne weiteres in die Tasche griff und seiner eifrigen Tochter eine beträchtliche Summe für ihre Armen zur Verfügung stellte.

In den nächsten Tagen wanderten Herr S. und Maria wieder zusammen in die Hütten der Armen.

Auch die Kranken besuchten sie gemeinsam. Eine ganz neue Welt tat sich für die junge Dame auf.

„Alles, was die Armen nötig haben, müssen Sie ihnen selbst bringen“, sagte Herr S. „Ratschen kann wohl mit Ihnen gehen und Ihnen tragen helfen, aber Sie müssen selbst zu den Leuten gehen. Sie werden auch gut tun, den Armen im allgemeinen kein Geld zu geben, sondern alles, was sie nötig haben, Kleidungsstücke, Heil- und Nahrungsmittel, selbst für sie einzukaufen.“

Treulich kam Maria allen diesen Anweisungen nach. Es bereitete ihr nicht nur große Freude, sondern wurde ihr mit der Zeit geradezu ein Bedürfnis, für andere sorgen und, anstatt selbst gepflegt zu werden, anderen helfen und dienen zu können. Ihr Lebenlang war sie gewohnt gewesen und dazu erzogen worden, nur an sich zu denken. Sie selbst hatte ihren eigenen Mittelpunkt gebildet. Zum erstenmal in ihrem Leben lernte sie jetzt die tiefe Freude kennen, die darin liegt, für andere etwas zu sein. So lernte sie l i e b e n und sich selbst vergessen.

Mit der zunehmenden Lebensfreude nahmen auch ihre Körperkräfte zu. Ihre bleichen, schmalen Wangen rundeten sich und nahmen ihre frühere gesunde Färbung an. Aber nicht nur körperlich genas das junge Mädchen. Auch ihre Seele wurde gesund. Im Umgang mit dem einsichtsvollen, gereiften Christen lernte sie Den kennen, der sich so gern zu den Geringen herabneigt und sich nach Seiner Verheißung besonders der Waisen und Witwen annimmt — Jesum, den Heiland der Sünder. Durch das Lesen in Seinem Wort, wozu Herr S., ihr geschätzter Führer und Berater, sie ermunterte, erkannte Maria, daß sie eine

Sünderin war und der Reinigung durch das Blut Dessen bedurfte, von dem die Schriften des Neuen Testaments auf jeder Seite zeugen. So kam sie zum Heiland.

Von nun an gehörte ihr ganzes Leben Dem, der sie gesund und glücklich gemacht hatte, und Ihm hat sie an den Armen und Kranken gedient bis an ihr Lebensende.

Des alten Juden Erzählung

Ein Rabbiner aus den ehemaligen deutschen Ostsee-Provinzen, der Christ geworden und in Mitau als Pfarrer tätig war, erhielt einst von einem seiner Amtsbrüder folgenden Brief, den wir etwas gekürzt wiedergeben:

... Vor einigen Tagen erfuhr ich, daß unter den zahlreichen Gliedern meiner Gemeinde, welche so schrecklich unter der jetzigen Hungersnot leiden, sich auch eine jüdische Familie in der äußersten Not befinde. Ich ging hin und fand in der Tat das Elend unaussprechlich. Der Vater, ein alter Mann von zweiundachtzig Jahren, lag krank auf einem Bund Stroh, mit Lumpen zugedeckt. Die erbärmliche Hütte war nicht geheizt. Fünf Kinder und vier Enkel waren blaß vor Hunger, Kälte und Elend. Ich suchte den Greis mit Worten aus dem Alten Testament zu trösten. Nachdem der Kranke eine Weile aufmerksam zugehört hatte, sagte er bewegt: „Das sind schöne, tröstliche Worte, die Sie mir altem Juden aus dem Alten Testament zur Heilung meiner Seele zurufen, und ich danke Ihnen dafür. Aber ich weiß eine noch

bessere Medizin, die nicht nur die Not der Seele lindern hilft, sondern die die schlimmste Wunde gänzlich heilt, nämlich das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, das uns rein macht von aller Sünde!"

Als ich ihn fragte, wie er zu dieser Erkenntnis gekommen sei, ging ein Freudenstrahl über sein Gesicht, und seine matten Augen glänzten. Während er mit zitternder Hand aus seinem Strohlager ein vielbenutztes hebräisches Neues Testament zog, sagte er zu mir: „Das ist die Lebensquelle, aus der meiner Seele Licht und Trost zugeflossen ist. Das ist Immanuel, Gott mit uns! Moses und die Propheten und die Psalmen haben wohl oft erquickt, aber Jesus allein kann selig machen.“

„Wie kommt Ihr zu dem Neuen Testament?“ fragte ich.

Der alte Mann lächelte und sagte:

„Vor zwei Jahren reiste ich mit meinem ältesten Sohne Saul nach Riga. Unterwegs übernachteten wir in einer christlichen Herberge. Auf dem Heuboden hatten wir unser Nachtlager, und dort fand mein Sohn das Neue Testament. Wir konnten aber im Dunkeln nicht lesen und durften auf dem Heuboden kein Licht machen. Am Morgen wollten wir das gefundene Buch dem Wirt geben. Er sah es an und sagte: „Das ist ein hebräisches Buch. Ich kann es nicht lesen. Der alte Simon, der hier drei Wochen auf dem Heuboden geschlafen hat, muß es vergessen haben. Aber er kommt nicht so bald zurück. Ihr könnt das Buch sehr wohl behalten.“ Auf diese Weise kamen wir in den Besitz des Schazes. Mein ältester Sohn starb selig durch dieses Buch, wenn er mir auch seine vier Kinder unversorgt hinterlassen

mußte. Seine letzten Worte waren: „Herr Jesus, gedenke mein! Wenn Du dem Schächer am Kreuze gesagt hast: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein“, so wirst Du auch meine Seele nicht hinausstoßen!“ Dann wandte er sich an mich und sagte: „Lieber Vater, ich gehe zu Jesu. Sieh zu, daß du und alle deine und meine Kinder auch zu Jesu kommen!“ Seine Lippen bewegten sich lange, und ich hörte ihn leise beten: „Jesus, Jesus, Jesus!“ bis er still entschlief.“

So erzählte der alte Jude...

Aus „Zions Freund“.

Richard Baxter und der Friedensrichter

Einst hatte der feurige Prediger Richard Baxter*) irgendwo auf dem Lande einen von der Regierung verbotenen Gottesdienst zu sehr früher Morgenstunde angesagt. Um nicht zu spät zu kommen, beschloß er, schon am Abend vorher an den betreffenden Ort zu reiten. Die Nacht war finster. Er verirrte sich, und endlich klopfte er an einem ansehnlichen Hause an, um sich den Weg weisen zu lassen. Ein Diener meldete den Fremden seinem Herrn. Diesem schien es unpassend, daß ein Mann so achtbaren Aussehens so spät noch herumirren sollte, und lud ihn ein, bei ihm über Nacht zu bleiben. Baxter nahm die Einladung gern an.

Seine Unterhaltung flößte seinem Wirt eine immer höhere Meinung von seinem Verstand und seiner

*) Baxter hat von 1615—1691 gelebt.

Gelehrsamkeit ein. Er wurde begierig, mehr über seinen Gast zu erfahren, und erkundigte sich nach Tisch, wes Standes und Berufes er sei.

Lächelnd antwortete Barter:

„Ich bin ein Menschenfänger.“

„Ein Menschenfänger sind Sie?“ versetzte der Gutsbesitzer. „Da kommen Sie mir gerade recht. Sie sind der Mann, den ich brauche. Ich bin der Friedensrichter dieses Distrikts und habe von der Regierung soeben den Auftrag erhalten, mich der Person eines gewissen Richard Barter zu versichern, den man morgen früh in der Nachbarschaft erwartet, um eine Versammlung abzuhalten. Kommen Sie denn morgen mit mir, um den Kerl festzunehmen.“

Barter willigte ein, ihn zu begleiten, und der Friedensrichter ritt am folgenden Tag mit ihm zu der verabredeten Stelle. Dort angelangt, sahen sie eine beträchtliche Anzahl Leute in der Nähe des Hauses, in welchem die Versammlung stattfinden sollte. Sobald die Leute aber den Gerichtsherrn erblickten, wurde ihnen die Sache verdächtig, und sie wagten nicht, ins Haus zu gehen.

Der Richter sagte zu seinem Gefährten:

„Ich vermute, Barter wird von meinem Auftrag Wind bekommen haben und sich nicht blicken lassen. Ich schlage daher vor, zunächst wieder fortzureiten, damit die Leute sicher werden.“

So taten sie. Als sie aber zurückkamen, zauderte das Volk noch immer, in das Haus zu treten. Der Friedensrichter nahm an, daß die Sache nicht geklappt habe. Weil er aber wußte, daß die Leute der Gegend sehr gegen die Regierung eingenommen waren, sagte er zu Barter:

„Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie diesem Volk eine Ansprache hielten, um sie zur Treue gegen die Regierung aufzufordern.“

Barter erwiderte:

„Da die Leute sich versammelt haben, um einen Gottesdienst zu halten, möchte ihnen mit einer politischen Rede nicht gedient sein. Wenn aber Sie, Herr Friedensrichter, mit Gebet anfangen wollen, so werde ich sehen, was dann weiter zu sagen sein mag.“

„D“, antwortete der Richter, „ich habe kein Gebetbuch bei mir, sonst würde ich gern auf diesen Vorschlag eingehen. Ich bin aber überzeugt, daß mein verehrter Gefährte ebensowohl imstande ist, mit den Leuten zu beten, als mit ihnen zu reden. Ich bitte Sie denn, beides jetzt nach Belieben zu tun.“

Was konnte Barter erwünschter sein! Sie gingen ins Haus, und die Menge folgte. Barter betete mit solcher Inbrunst, daß dem Richter, der neben ihm stand, die Tränen kamen. Und dann predigte der gewaltige Mann mit seinem gewöhnlichen Glaubensmut und Feuer. Als er fertig war, wandte er sich an den Friedensrichter:

„Mein Herr, ich selbst bin Richard Barter, den Sie festzunehmen beauftragt sind. Ich stehe zu Ihrer Verfügung.“

Der Richter hatte während des Vortrags einen tiefen Eindruck von der göttlichen Wahrheit empfangen. Ein Licht war ihm aufgegangen, das nicht wieder erlosch. Er wurde der Freund und Fürsprecher der Verfolgten und zugleich ein aufrichtig gläubiger Christ.

Der alte „Gemeindemann“

Ich bin von Geburt Engländer, kam aber schon in jungen Jahren nach Stockholm, der Hauptstadt Schwedens, wo mein Vater sich ansässig gemacht hatte. *A n s ä s s i g* ist allerdings kaum der rechte Ausdruck, denn mein lieber Vater war nur selten zu Hause. Seit dem Tode meiner Mutter, die ich kaum gekannt habe, ging er ganz in seinen Geschäften auf, die ihn bald hierhin, bald dorthin riefen und ihm, wie ich fürchte, wenig Zeit für andere Dinge übrigließen. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, seinen einzigen Sohn und Erben einmal reich und als großen Kaufmann zurückzulassen.

Um mir eine gute Erziehung und Ausbildung zu erteilen, übergab mein Vater mich von meinem sechsten Lebensjahre an den Händen eines Freundes und ausgezeichneten Pädagogen, Herrn Dr. Schwernel, der mit seiner Gattin ein Knaben-Institut in Stockholm leitete. Dr. Schwernel war der Bruder eines Teilhabers meines Vaters. Ein dritter Teilhaber war mein Onkel Karl Brackslund, der Gatte von Tante Alice, der einzigen Schwester meiner verstorbenen Mutter. Onkel Karl war, wie Herr Schwernel, Schwede, hatte aber viele Jahre in England gelebt und dort, wie mein Vater sagte, sein Glück gemacht. Vater und er waren Männer gleichen Schlages, von

ehrllicher, aufrichtiger Gesinnung. Mir war Ohm Karl der beste Onkel. Nach ihm hatte ich meinen Namen erhalten. Da er selbst keine Kinder hatte, gehörte mir seine ganze Zuneigung, und ich wurde allgemein als sein einstiger Erbe betrachtet.

Obgleich ich verhältnismäßig wenig von meinem Vater sah — außer in den kurzen Ferien, in denen er sich mir nach Möglichkeit widmete und mich dann auch in jeder Beziehung verwöhnte —, hing ich mit größter Liebe an ihm, und mein Schmerz kannte keine Grenzen, als mir eines Tages — es war ein Monat nach meinem elften Geburtstag — eröffnet wurde, das Schiff, mit dem mein Vater vor kurzem nach London abgereist war, sei beim Einlaufen in den Sund gestrandet, und mein Vater sei mit vielen anderen ums Leben gekommen. Ohm Karl und Tante Alice befanden sich um jene Zeit in Westindien und wurden vor Jahresfrist nicht zurück erwartet. Ich fühlte mich unsäglich einsam und verlassen. Bis dahin hatte ich nichts von Trauer und wirklichem Leid gewußt. Herr und Frau Dr. Schwernel hatten getreulich an mir getan, was ihnen zu tun oblag, und mich wie ihr Kind gehütet. Sie hatten mir einen sorgfältigen Unterricht gegeben und mich viel Nützliches gelehrt. Nur hatte mir nie jemand von dem Gott der Liebe erzählt, und wie Er in allen Lagen zu helfen und zu trösten vermag. Alle, die mich umgaben, kannten nichts von dem Geist und der Kraft eines lebendigen Glaubens. Und so vermochte niemand mich in jenen Tagen recht zu trösten. Alle freundlichen, wohlgemeinten Worte machten mir meinen Verlust nur umso fühlbarer, und in meinem kindlichen Schmerz schrie und weinte ich laut nach meinem Vater.

Meine Erzieher hielten es schließlich für das Beste, mich eine Zeitlang ganz von Stockholm zu entfernen. Sie hofften, in einer ganz neuen Umgebung würde ich meinen Verlust schneller vergessen. Da ich keine Verwandten in der Nähe besaß, zu denen sie mich hätten senden können, stellte Herr Schwernel, der Teilhaber meines Vaters, sein Landhaus auf Gotland zu einem Aufenthalt für mich zur Verfügung. Damit ich Gesellschaft hatte, sollten seine drei Söhne, die ebenfalls ganz im Institut erzogen wurden, weil auch sie mutterlose Waisen waren, mit mir nach Gotland gehen.

Gotland ist eine Insel im Baltischen Meere, und zwar ein besonders fruchtbarer Teil des Königreichs Schweden. Die Sommer sind dort länger und die Winter kürzer als sonst im Lande. Im südlichen Teil der Insel reiht sich ein Landgut an das andere, während der nördliche vorwiegend Waldland ist, durchsetzt mit lieblichen Flußtälern und schön gelegenen Seen, dem Aufenthalt des Reiher und des wilden Schwans. In der Nähe eines solchen Sees, in einem von einem großen Tannenwald geschützten Tal, lag das Schwernel'sche Landhaus.

Es war ein schöner Apriltag, als Herr Schwernel seine drei Söhne und mich mit dem nur einmal in der Woche verkehrenden Dampfer von Stockholm nach Wisby, der einzigen größeren Stadt auf der Insel, und von dort weiter mit einem Wagen ins Walddal brachte. Das Haus, das nach schwedischer Sitte aus starken Tannenbohlen erbaut war, lag in einem großen, schönen Obstgarten mit weiter Spielfläche. Es war nicht sehr groß, machte aber in seiner schlichten Bauart mit dem hohen Giebeldach, auf dem

eben ein Storchepaar sein Nest baute, einen äußerst behaglichen Eindruck. Weit und breit gab es nur noch eine weitere menschliche Behausung, ein einsam zwischen seinen Feldern gelegenes Bauerngehöft, das einem Bauer namens Trenick gehörte.

Die jungen Schwernels hatten es natürlich mit Freuden begrüßt, für längere Zeit der Schule Lebewohl sagen zu dürfen, um, frei von allem Zwang, nur unter der Aufsicht von Frau Ellan, der gutmütigen, alten Haushälterin, in ihrem geliebten Waldtal tun und lassen zu können, was ihnen gefiel. Von dieser Freiheit machten sie, sobald ihr Vater fort war, auch den ausgiebigsten Gebrauch. Die Fröhlichkeit, mit der sie sich in Wald und Flur umhertrieben, wirkte ansteckend, und auch ich begann, entzückt von dem vielen Schönen in Gottes freier Natur, mich wieder meines Lebens zu freuen und an Spiel und Sport Gefallen zu gewinnen. Doch es sollte nicht lange so bleiben.

Die drei Schwernels und ich hatten uns nie besonders gut verstanden. Sie waren durchaus keine üblen Jungen, hatten aber ein stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein und, wie die meisten selbstbewußten Leute, wenig Gefühl. Ich will nicht sagen, daß sie nicht wirkliches Mitleid mit mir gehabt hätten, als die furchtbare Nachricht von dem Schiffsunglück und dem Tode meines Vaters kam. Ich weiß auch, daß sie ihrem Vater auf seine eindringlichen Ermahnungen hin versprochen hatten, mir Liebe und Freundlichkeiten zu erweisen. Aber alte Gewohnheiten gewinnen rasch die Oberhand über gute Vorsätze, und als wir uns wieder selbst überlassen waren, traten die Gegensätze zwischen uns bald wieder stärker her-

vor. Wir stritten über jede Kleinigkeit, jeden Gegenstand, auf den Knaben nur verfallen können. Am heißesten wurde der Kampf, wenn es um unsere verschiedenen Geburtsländer ging. Sie schmähten England, und ich schimpfte über Schweden, wobei ich mein Vaterland, obgleich ich damals wenig von ihm wußte, nach Knabenart aufs zäheste und ohne jede Beherrschung verteidigte. Die Schwernels hatten den Vorteil, mir nicht nur an Zahl, sondern auch an Jahren überlegen zu sein. Der älteste war siebzehn, der jüngste zwölf Jahre alt. Den Dreien stand ich als Fremder allein gegenüber und zog natürlich immer den kürzeren. Niemand nahm Partei für mich. Frau Elsan ging völlig in ihrem Haushalt auf, und ich glaube, sie mochte mich auch nicht allzu gut leiden, weil ich an Schweden nicht viel Gutes ließ. Die Trenicks, die ganz liebe Leute waren, und denen ich häufig einen Besuch abstattete, hatten zu viel Arbeit in Haus und Feld. Zudem hätten sie mich auch schwerlich verstanden. So hatte ich niemand, dem ich mein Herz ausschütten konnte. Ich fühlte mich einsam und unverstanden. Kein Wunder, daß ich in meiner völligen Verlassenheit meinen herben Verlust von neuem bitter empfand. Wenn meine drei Gefährten mit mir zankten über irgend etwas, was ich getan oder gesagt hatte, wenn sie mich mit Knüffen traktierten oder mich mit rauen Worten vom Spielplatz jagten, dann stahl ich mich fort an irgend ein verstecktes Plätzchen unter dem langen grünen Schilf am Seeufer oder den Ruß- und Wacholdersträuchern, die Trenicks Felder umsäumten, und rief bitterlich weinend nach meinem Vater, durch dessen Tod ich so verwaist im fremden Land zurückgeblieben war.

Schon bei meinem ersten Besuch bei Trenicks war mir ein alter Mann aufgefallen, den ich auch seither öfter gesehen, aber wenig beachtet hatte. Der alte Mann hatte schneeweißes Haar und war von hagerer, durch die Last der Jahre gebeugter Gestalt. Seine Kleider waren aus rauherem Stoff als diejenigen der Bauersleute, an deren Herd er ein sehr bescheidenes Plätzchen einnahm. Er war nämlich ein sogenannter „Gemeindemann“, das heißt, er gehörte zu der bedauernswerten Klasse der alten, mittellosen und alleinstehenden Leute, die von ihrer Gemeinde unterhalten und zu diesem Zweck in irgend einer Familie, meistens bei Bauern, gegen ein entsprechendes Entgelt untergebracht werden. Die Schwernels erzählten sich, daß Frau Trenick, die recht sparsam war, jede Brotschnitte und jedes Schüsselchen saure Milch zähle, die der Alte empfang. Aber das schien den alten Erich, wie er allgemein genannt wurde, wenig anzufechten, ebensowenig wie die Tatsache, daß er ein armer „Gemeindemann“ war. Er machte stets einen zufriedenen, ja, fröhlichen Eindruck. In seiner Stimme lag ein munterer Klang, auch wenn er nichts weiter als Guten Tag sagte, und in dem alten, runzligen Gesicht mit den ernstesten Zügen lag so viel Güte und Herzlichkeit, daß es mir schöner erschien als das jüngste und hübscheste Gesicht auf dem Bauernhof. Der alte Erich machte sich den Trenicks auf alle Weise nützlich. Während er mit geschickter Hand Stroh zu Hüten flocht oder andere brauchbare Dinge verfertigte, wobei er mit einer für sein Alter wunderbar klaren, kräftigen Stimme fröhliche Lieder sang, machte er sorgfältig darüber, daß das Vieh auf der Weide nicht dahin lief, wo es nichts zu suchen hatte.

Der alte Mann mußte mein trauriges Umher-sitzen beobachtet haben, denn eines Tages, als ich mich wieder nach einem besonders heftigen Streit mit den Kameraden in eins meiner Verstecke zurückgezogen hatte und laut schluchzend nach meinem Vater rief, legte sich plötzlich eine leichte Hand auf meine Schulter, und eine tiefe, freundlich klingende Stimme hinter mir sagte:

„Was weinst du denn so, mein Junge?“

Ich fuhr in die Höhe. Da stand der alte Erich mit seinem Strohgeflecht in der Hand und beugte sich über den Zaun zu mir herab. Zu jeder anderen Zeit hätte ich es gewiß für unter meiner Würde gehalten, mit einem armen Gemeindemann zu reden, aber in meinem Schmerz berührten seine freundlichen Worte mich wohlthuend, und soweit es die jetzt noch heftiger fließenden Tränen zuließen, erzählte ich dem teilnahmevollen Mann meine ganze Geschichte. Darauf stieg er zu mir über den Zaun herüber, setzte sich neben mich, wischte mir mit seiner dünnen, welken Hand die Tränen ab und sagte:

„Weine nicht, mein Junge. Wenn auch das Schiff in dem furchtbaren Sturm zerschellt ist, so hast du doch immer noch einen Vater und einen Freund.“

„Wie? Lebt er noch? Ist er nicht ertrunken?“ plakte ich heraus, da sich bei dieser Bemerkung eine kindische Hoffnung in mir regte, mein Vater möchte vielleicht auf wunderbare Weise, wie ich es zuweilen in Geschichtenbüchern gelesen hatte, gerettet worden sein.

Der alte Mann schüttelte den Kopf.

„So meinte ich es nicht“, sagte er. „Aber wenn

auch dein lieber Vater nicht mehr auf Erden weilt, so hast du doch noch immer einen Vater und zwar einen Vater, der nie sterben und sich nie verändern kann. Und auch ich habe einen solchen Vater.“ Bei den letzten Worten leuchtete es in seinem Antlitz auf. „Du denkst, ich sei arm und einsam“, fuhr er fort, „und so sieht es auch aus. Aber in Wahrheit habe ich einen Vater, der größer ist als alle Könige der Erde, weiser als die Weisesten der Menschen, und dessen Liebe mit keiner irdischen verglichen werden kann. Dazu habe ich auch noch einen Freund, wie niemals ein Mensch einen besseren gehabt hat, denn keine Entfernung zwischen uns, kein Unglück und kein noch so verkehrtes Tun meinerseits können Ihn je bewegen, von mir zu lassen oder mich auch nur zu vernachlässigen.“

„Ist das möglich?“ fragte ich, vor Staunen mein Leid vergessend. Ich wußte nicht recht, was ich von dem alten Mann halten sollte. „Wenn Sie solche Freunde haben“, fuhr ich nach einer Pause fort, „dann sollten diese doch etwas für Sie tun und Sie nicht als armen Gemeindemann bei den Trenicks wohnen lassen!“

„Du weißt nicht, was meine Freunde schon alles für mich getan haben“, erwiderte Erich lächelnd. „Es ist mehr, als ich dir sagen kann. Und sie werden noch mehr für mich tun. Wunderbares habe ich noch zu erwarten, Dinge, die ich dir gar nicht beschreiben kann, und die du dir auch nicht ausdenken vermöchtest. Freilich bin ich jetzt ein armer Gemeindemann, aber nur deshalb, weil mein Vater diese Art Schule für notwendig für mich hält, für den sichersten Weg, um mich heim in Sein herrliches Vaterhaus zu bringen.“

Bei diesen Worten muß ich wohl ziemlich fas-

sungslos ausgesehen haben, denn der alte Mann wies mit dem Finger zum Himmel, der sich wolkenlos über uns wölbte, und rief: „Schau dort hinauf und betrachte das ewige Blau — wie hoch und klar liegt es über den Nebeln, die so oft diese arme Erde umhüllen und verdunkeln, über den Stürmen, die sie erschüttern! Sieh, eben dort liegt mein Vaterhaus. Du kennst doch das Gebet unseres Herrn Jesus, das Er Seine Jünger lehrte, und das mit den Worten beginnt: „Unser Vater, der Du bist in den Himmeln“? Ja. Und du hast auch von Ihm, Gottes eingeborenem, geliebten Sohn gehört, daß Er, „da Er reich war, um unsertwillen arm wurde, auf daß wir durch Seine Armut reich würden“. Er ist auf diese Erde gekommen und ist hier für uns, die sündigen Menschen, am Kreuze gestorben, „der Gerechte für die Ungerechten, auf daß Er uns zu Gott führe“. Sieh, das sind meine Freunde. Und sie möchten auch die deinen sein, mein Junge. Gott, der deinen Vater von dir genommen hat — Er tat es ohne Zweifel aus weiser und guter Absicht, die du jetzt nicht erkennst, aber später einmal verstehen wirst —, Er selbst nennt sich den „Vater der Waisen“. Sie liegen Ihm ganz besonders am Herzen, und Er möchte ihnen alles sein. Wer Gott als seinen Vater kennt, der braucht sich nie mehr verlassen zu fühlen. In Seinem Worte lesen wir: „Wenn Gott für uns ist, wer wider uns? Er, der doch Seines eigenen Sohnes nicht geschont, sondern Ihn für uns alle hingegeben hat: wie wird Er uns mit Ihm nicht auch alles schenken?“ Hast du eine Bibel? Ich hörte einmal, daß in England jeder Mensch eine besitze. Auch wir in Schweden haben, Gott sei Dank! dieses kostbare Buch, aber viele Leute

haben keins in ihrem Besitz. Ich habe eine Bibel. Sie ist alles, was ich mein eigen nennen kann, denn auch meine Kleider gehören der Gemeinde. In diese Bibel sind die Namen meiner Kinder mit Geburts- und Todestag eingetragen, sowie die letzten Worte meiner sterbenden Frau, die ein Gebet waren für unseren jüngsten Sohn, der uns vor langer Zeit, als wir noch hoch oben in Norrland wohnten, verlassen hat, ohne auf die Vorstellungen seiner Eltern zu hören. Er ging auf ein englisches Schiff, das damals an die Küste Norrlands kam, wo ich einen kleinen Bauernhof besaß, und nie haben wir seitdem etwas von ihm gehört. Vielleicht hat er längst im Meere sein Grab gefunden. Unser Hof wurde fünf Jahre, nachdem Karl uns verlassen hatte, ein Raub der Flammen. Meine Felder habe ich dann verkauft und auf andere Weise den Lebensunterhalt für meine Familie zu erwerben gesucht. Aber es war nicht der Wille meines himmlischen Vaters, daß ich es in dieser Welt zu etwas bringen sollte. Wohl habe ich nie Mangel gehabt dank Seiner gnädigen Fürsorge, doch Armut war mein Los. Jahre lebe ich jetzt schon auf dieser Insel, auf die ich schließlich verschlagen worden bin. Frau und Kinder sind mir alle in jenes bessere Land vorausgegangen. Ich bin allein geblieben mit meiner Bibel. Sie ist mir teuer und wert, obwohl ich schon seit zehn Jahren nicht mehr darin lesen kann, da der Druck für meine alten Augen zu klein ist. Glücklicherweise habe ich früher umso eifriger darin gelesen, so daß viele ihrer herrlichen Worte sich meinem Gedächtnis eingeprägt haben. Ich will dir die Bibel leihen, mein Junge. Du kannst einen Schatz darin finden, der größer ist als alle Schätze der Welt.“

Ich hatte der Rede des alten Erich mit größter Aufmerksamkeit gelauscht. Sie gab meinen Gedanken eine ganz neue Richtung. Nie vorher hatte jemand in solcher Weise mit mir gesprochen, und wohl nie vorher hatte ich eine Unterweisung empfangen, die so wie diese mein Herz getroffen hätte. Als der alte Mann ins Haus ging und mir eine kleine, vielbenutzte schwedische Bibel brachte, schämte ich mich, ihm zu gestehen, daß ich selbst eine feine Saffian-Bibel mit Goldschnitt besaß, die aber in Stockholm geblieben, und die auch früher nur dann zu ihrem Recht gekommen war, wenn ich einmal zur Kirche ging.

Ich freute mich über die zerlesene kleine Bibel. Der alte Erich zeigte mir die Stellen, die er mir bei seiner Erzählung genannt hatte. Er zeigte mir auch die Namen seiner Kinder mit ihren Geburts- und Todes-tagen. Es waren ihrer sieben mitsamt dem ungehorsamen Karl, der auf Nimmerwiedersehen das Elternhaus verlassen hatte. Ich las auch das Gebet der Mutter, die ihren verirrtten jüngsten Sohn Gott übergeben hatte, auf daß Er ihn zu Seiner Zeit zur Herde des guten Hirten zurückbringe.

Von diesem Tage an waren der alte Erich und ich Freunde. Oft saßen wir zusammen am sonnigen Seeufer. Ich las dem alten Mann aus seiner schwedischen Bibel vor, und er erklärte mir die Stellen, die ich nicht verstand. Die Stunden, die ich so in der Gesellschaft des alten Mannes verbrachte, wurden für mich eine Quelle des reichsten Segens. Der alte Erich war das Werkzeug, daß ich den guten Hirten als meinen Heiland kennen lernte. Es erging mir ähnlich wie einst dem König Hiskia, dem das bittere Leid zum Heil geworden war, sodaß er bezeugen konnte: „Alle

meine Sünden hast Du hinter Deinen Rücken geworfen". (Jes. 38, 17.) Die Wirkung dieser großen Veränderung auf mein Leben und meine Gewohnheiten blieb nicht aus. Meine Streitigkeiten mit den Schwernels wurden weniger häufig und hörten nach und nach ganz auf, einmal, weil ich weniger mit ihnen zusammenkam, dann aber auch, weil ich, durch Erichs Anleitung, aus Gottes Wort lernte, „milde“ Antworten zu geben. Zuerst lachten sie mich weidlich aus, daß ich mit einem alten Gemeindemann hinter Hecken und Zäunen herumsitze und die Zeit verträume. Aber weil ich mich nicht wie früher darüber ärgerte, gaben sie es bald auf und ließen mich in Ruhe.

So ging die schöne Zeit dahin. Am letzten Ferientage kam Herr Schwernel, um seine Söhne wieder nach Stockholm zu holen. Ich durfte wählen, ob ich mitgehen oder allein bei Frau Elsan auf Gotland bleiben wolle, bis mein Onkel Karl käme. Er hatte geschrieben, daß er und Tante Alice in kurzem endgültig nach Stockholm zurückzukehren gedächten, und daß sie mich dann, da mein Vater ihn zu meinem Vormund bestimmt habe, ganz zu sich nehmen wollten. Das war eine beglückende Nachricht. Onkel Karl und Tante Alice liebten mich wie ihr eigenes Kind, und ich würde es gewiß gut bei ihnen haben. Da es mich nicht sehr ins Institut zurückzog, entschied ich mich dahin, bis zur Ankunft meiner Verwandten bei Frau Elsan zu bleiben, die mich viel besser leiden mochte, seit ich meine Angriffe gegen die Schweden und ihr Land eingestellt hatte. Auf diese Weise konnte ich auch noch etwas die Gesellschaft meines alten Freundes genießen, den zu verlassen mir sehr leid tat. Im stillen hoffte ich, daß es mir gelingen würde, mei-

ien Onkel, den ich als einen edlen Menschen kannte, zu überreden, für den alten Erich zu sorgen, sodaß er nicht länger auf die „sparsame“ Frau Trenick angewiesen war. Ich glaube, der liebe alte Mann freute sich ebenso über meine glücklichen Aussichten wie ich selber. Sie gaben ihm Anlaß, mich aufs neue darauf hinzuweisen, wie freundlich Gottes Hand über mir waltete.

Wochen vergingen, und mit dem herannahenden Sommer wurde es auf der Insel immer schöner. Oft saßen mein alter Freund und ich jetzt unter den schattigen Kastanien und den duftenden Linden- und Akazienbäumen und lasen und plauderten zusammen wie Großvater und Enkel.

„Es will mir wie eine wunderbare Fügung Gottes erscheinen“, sagte Erich eines Tages, als er mir wieder einmal von Norrland, seiner fernen Heimat, und den Seinen erzählt hatte, „daß, wie es damals ein englisches Schiff war, das meinen Jungen mitnahm, jetzt ein englischer Knabe hierher kommen mußte, um mir in meinen alten Tagen aus meiner Bibel vorzulesen. Ich werde dich sehr vermissen, wenn dein Onkel dich in sein großes Haus nach Stockholm holen wird, aber meine Gebete begleiten dich. Ich hoffe, daß du nie vergessen wirst, was wir miteinander gelesen und besprochen haben. Behalte Jesus allezeit im Gedächtnis, mein lieber Junge! Er, der dein Herr und Heiland geworden ist, ist dein bester und treuester Freund. Du kehrest in eine reiche Umgebung zurück. Da vergiß nie, daß es allein die von uns für den Himmel gesammelten Schätze sind, die nicht von Motten und Rost zerstört, noch von Dieben gestohlen werden können. Alles Irdische ist vergänglich.“

Wir saßen auf der moosbewachsenen Wurzel eines alten Baumes vor einer großen Weide, auf der Trenicks Schafe grasten. Es war ein schöner Sommer-Nachmittag. Ich lauschte, wie gewöhnlich, aufmerksam den Worten meines alten Freundes, als plötzlich der große Schäferhund laut zu bellen anfang. Wir schauten auf und sahen, wie einer von Bauer Trenicks Söhnen einem fremden Herrn den Weg quer durch die Weide wies. Mit einem Freudenschrei sprang ich auf und lief dem Fremden entgegen. Ich hatte meinen Onkel Karl erkannt. Auch er ging rasch auf mich zu und fing mich in seinen Armen auf. Wir weinten beide. Aber meine Traurigkeit währte diesmal nicht sehr lange. Nachdem ich meinem Onkel kurz erzählt hatte, wie es mir ergangen war, und was für einen Freund ich in dem alten Erich gefunden hatte, gingen wir zusammen auf ihn zu. Der alte Mann saß noch an seinem Platz, beide Hände auf seinen Stab gestützt. Sein Blick hing starr an Onkel Karls Zügen. Plötzlich blieb auch dieser stehen. Maßlose Überraschung sprach aus seinem Antlitz, und eine tiefe Erregung schien ihn zu ergreifen. Ich wußte nicht, was das zu bedeuten hatte. Schwerfällig erhob sich jetzt der alte Gemeindemann, trat einen Schritt auf uns zu und sagte:

„Entschuldigen Sie, mein Herr. Ich hatte einst einen Sohn, der...“

„Ist Ihr Name Erich Brackslund, und sind Sie von Norrland?“ stieß mein Onkel hervor.

„Ja, beides ist richtig“, versetzte der alte Mann ruhig, „und du“ — bei diesen Worten brach seine Stimme — „du bist mein lang verlorener, mein jüngster Sohn Karl, der mir in meinen alten Tagen



... Der alte Mann saß noch an seinem Platz, beide Hände auf seinen Stab gestützt. Sein Blick hing starr an Ohm Karls Zügen. Plötzlich blieb auch dieser stehen. Maßlose Überraschung sprach aus seinem Antlitz, und eine tiefe Erregung schien ihn zu ergreifen. ...

durch den Geber aller guten Gaben zurückgegeben wird.“

Und der arme Gemeindemann und mein wohlhabender Onkel umfingen einander, und mein Oheim weinte, wie ich ihn noch nie hatte weinen sehen. Es waren in der Tat Vater und Sohn — viele, viele Jahre durch den Ungehorsam des letzteren voneinander getrennt, aber endlich wieder zusammengeführt durch die Weisheit und Güte Dessen, der alle Dinge in Seiner Hand hat und sie wunderbar hinausführt.

Ich glaube, die ganze Gotland-Gemeinde, in der Erich in den letzten Jahren so still und bescheiden, von niemand beachtet, gelebt hatte, freute sich, als sie erfuhr, welch eine Wendung sich im Leben des alten Mannes vollzogen hatte, daß er noch einen Sohn besaß, und daß dieser Sohn gekommen war, um ihn zu sich nach Stockholm in sein großes Haus zu holen. Onkel Karl tat alles, um sein in der Jugend begangenes Unrecht an seinem alten Vater wieder gutzumachen. Des alten Erichs Lebensabend gestaltete sich durch die Liebe seiner Kinder zu einem sorgenlosen und freudvollen. Den tiefen Frieden, den sein Herz auch in der trübsten und einsamsten Zeit seines Lebens genossen hatte, bewahrte er bis ans Ende. Durch ihn lernte auch sein Sohn denselben schmalen Pfad des Glaubens wandeln. Ich aber, den er seinen Enkel nannte, habe, obgleich auch mein Haar inzwischen ergraut ist, nie den freundlichen, geduldigen, liebevollen alten Mann vergessen, der mir in einsamer Jugend ein Freund wurde, mich aufschauend lehrte zu dem Vater der Waisen und mich zu Jesu, meinem Heiland, geführt hat.

Ist mit dem Tode alles aus?

Ein reicher Mann, der nur sich selbst gelebt und, ohne wohl je an die Ewigkeit oder das Heil seiner Seele gedacht zu haben, sich nur den Vergnügungen dieses Lebens hingegeben hatte, wurde — vielleicht als er am wenigsten daran dachte — vom Tode ereilt und begraben. Seine Erdenlaufbahn war damit zu Ende. Seine kostspieligen Feste hatten aufgehört. Seine feinen Kleider waren abgelegt. War damit nun für immer alles für ihn aus? Keineswegs. Wenn auch sein Leib, die Hütte, tot und begraben war, so lebte er selbst doch noch. Aber wo? Wir lesen von ihm, daß er „in dem Hades, als er in Qualen war, seine Augen aufschlug...“ (Luk. 16, 23.)

Diese Worte lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Der Erzähler dieser Begebenheit, unser Herr Jesus Christus, bezeugt damit ganz unzweifelhaft, daß der reiche Mann nach seinem Tode weder aufhörte zu sein, noch daß er im Himmel erwachte. Er schloß seine Augen in dieser Welt und öffnete sie im Hades. Was ist der Hades? Für den ungläubig Gestorbenen ein Vorgeschmack der Hölle.

Der erste Augenblick nach dem Tode wird allen im Unglauben Dahingeshiedenen zweifellos für ewig klarmachen, daß sie um den Preis ihrer Seelen geirrt haben. Der reiche Mann öffnet nach den Vergnügungen dieses Lebens seine Augen am „Ort der Qual“. Welch ein Erwachen! Welch grenzenlose Verzweiflung muß seine Seele erfaßt haben! Er ist bei

Bewußtsein, und es ist ihm zur furchtbaren Gewißheit geworden: Die zeitlichen Ergötzungen sind für immer dahin, und die Qual der Ewigkeit hat begonnen.

Er schlägt seine Augen auf, und was sieht er als erstes? Einen anderen in ewiger Freude. Er sieht Lazarus, den Armen, den Verachteten, der so oft vor seiner Tür gelegen hat, in Abrahams Schoß. Ja, es gibt zwei Orte in der Ewigkeit: einen Ort des Glücks und einen der Qual. Der reiche Mann sieht Lazarus im Paradiese. Der Anblick der glückseligen Ruhe des Erretteten vergrößert noch die Pein des Verlorenen, für den sich der Himmel, obwohl er hineinschauen kann, in unerreichbarer Ferne befindet.

Einst war auch ihm der Himmel nahe gewesen. Während er auf Erden lebte, war der Himmel für ihn erreichbar. Durch das Erbarmen Gottes hätte auch er dort einen Platz finden können. Das 15. Kapitel des gleichen Evangeliums teilt uns mit, daß der verlorene Sohn vom Vater gesehen wurde, „als er noch fern war“. Das bezieht sich auf die Erde, auf die Zeit der Gnade. Da ist jede Entfernung schnell beseitigt, der Weg rasch zurückgelegt. Der Vater läuft dem Heimkehrenden entgegen. Die Arme der Liebe legen sich um seinen Hals, der Friedensfuß wird ihm auf die Stirn gedrückt, und er wird mit Freuden ins Vaterhaus geleitet.

Die Szene in Luk. 16 dagegen versetzt uns in die Ewigkeit, wo alle Dinge unabänderlich feststehen. Für den Mann im Hades ist der Himmel unerreichbar fern, getrennt von ihm durch eine Kluft, die nie überbrückt werden kann. Kein Arm der Liebe wird ihn je umschlingen, um ihn aus seiner Qual zu befreien, kein Fuß vergebenden Erbarmens ihm je

auf die Stirn gedrückt werden. Er hat die Gnade, das Erbarmen Gottes in der Zeit, versäumt, und damit ist sein Schicksal für die Ewigkeit besiegelt.

Was tut der reiche Mann, als er im Hades erwacht? Er schreit um Erbarmen. Doch wie weit geht sein Flehen? Bittet er um Befreiung aus der Qual? Ach, er scheint sich der Unabänderlichkeit seines Schicksals zu wohl bewußt zu sein, als daß er eine solche Bitte geäußert hätte. Er macht es nicht wie so viele fluge Leute von heute, die da lehren, daß auch für die ungläubig Gestorbenen noch einmal ein Tag kommen werde, an dem ihre Leiden beendet sein würden.

Um was fleht er denn? Um nicht mehr, als daß Lazarus ihm so viel Wasser bringen möchte, als an der ins Wasser getauchten Spitze seines Fingers haften bleibe, um seine Zunge damit zu kühlen. Das ist keine große Bitte. Ihre Erfüllung würde seine Leiden nicht für lange gelindert haben. Und doch, mein Leser, so gering die Bitte ist, sie wird abge-schlagen!

Was können wir aus dieser Tatsache lernen? Die furchtbare Gewißheit, daß es am Ort der Qual kein Erbarmen gibt.

Eine junge Dame lag im Sterben. Sie hatte ihr Leben restlos den Vergnügungen der Welt gewidmet, und der Tag war plötzlich für sie gekommen, an dem ihre Seele von ihr gefordert wurde. Von ihren Freunden in ihrer Todesstunde umringt, richtete sie sich noch einmal auf, streckte die Hand nach einem Glas Wasser aus, tauchte ihren Finger hinein und sagte, indem sie den daran haftenden Tropfen auf ihre Zunge fallen ließ:

„Das ist der letzte Tropfen Wasser, der mir hier und in Ewigkeit zuteil wird. Ich werde nach einem weiteren schmachten, aber ihn nicht empfangen!“

Von Erschaffung der Welt an ist der Teufel des Menschen Feind gewesen. Nachdem er Adam und Eva im Paradiese durch eine Lüge verführt und so das ganze Menschengeschlecht unter seine grauenvolle Herrschaft gebracht hatte, hat er nicht mehr aufgehört, den Menschen zu betrügen, sondern hat auf immer neue Mittel und Wege gesonnen, um ihn in seiner Gewalt festzuhalten und die gute Absicht Gottes, den Menschen zu erlösen, zu vereiteln. Eine seiner letzten, furchtbaren Verführungen ist die Behauptung, daß das Gericht über die Sünde nicht von ewiger Dauer sein könne. Wenn Gott auch, so sagt er, den Menschen für seine ungerichteten Sünden strafen muß, so ist Er doch zu gnädig, um die Strafe von ewiger Dauer sein zu lassen.

Mit dieser Lüge ist Satan erfolgreich gewesen. Sie hat sich fast über die ganze Erde verbreitet und wird von Hunderttausenden bereitwillig aufgenommen. Das ist ja auch erklärlich. Dann kann man ja das Leben mit all seinen Vergnügungen nach Herzenslust genießen. Eine vorübergehende Zeit des Leidens mag schlimm sein. Doch sie läßt sich ertragen, wenn danach die ewige Erlösung kommt.

Wie ganz anders aber lautet das Zeugnis Jesu, der „die Wahrheit“ ist! Mit mächtiger Hand hat Er den Vorhang, der vor der Zukunft hängt, ergriffen und zur Seite gezogen. Und was enthüllte sich unseren Blicken? Ein Mensch in ewiger Qual, der dort um die denkbar geringste Erleichterung, um einen Tropfen Wasser bittet, um damit in der „Pein

dieser Flamme“ seine Zunge zu fühlen, aber dem selbst der Wassertropfen versagt bleibt. Ja, noch einmal, wenn der Mensch Erbarmen wünscht, muß er es in dieser Welt, in der Zeit der Gnade, suchen, oder er wird es niemals erlangen.

Wohin würdest du gehen, mein Leser, wenn du in diesem Augenblick abgerufen würdest? Es kommt nicht darauf an, was du in dieser Welt gewesen bist. Wenn du ohne Christum stirbst, kann dich keine Macht auf Erden noch im Himmel vor dem Schicksal des reichen Mannes bewahren. Kein noch so schönes Gewand menschlicher Gerechtigkeit kann dir helfen. Du mußt mit Christo, mußt mit Gottes Gerechtigkeit bekleidet sein. Du magst liebenswürdig, edel und ein Wohltäter der Menschen genannt werden, magst mit aller Welt in Frieden leben; aber wenn du nicht mit Gott versöhnt bist durch das Blut Seines fleckenlosen Lammes, so gehst du ewig verloren.

„Erbarme dich meiner ... denn ich leide Pein in dieser Flamme.“ Die Klage des Verlorenen dringt an das Ohr des in ewiger Sicherheit Ruhenden. Aber welche Antwort wird ihm zuteil? „Kind, gedenke — — —“

Es gibt ein Gedenken im Jenseits. Das Gedächtnis des Verlorenen geht zurück in die Zeit. In der Qual der ewig brennenden, nie verlöschenden Flamme erinnert er sich der Vergangenheit mit all ihren versäumten Gelegenheiten, mögen es nun die Ermahnungen einer liebenden Mutter, oder die Überredungen eines Freundes, oder die treuen Worte und eindringlichen Bitten eines Evangelisten sein, mit einem Wort, er gedenkt all der unzähligen Bemühungen des Heiligen Geistes, der ihn immer wieder ver-

geblich gemahnt hat, an die Zukunft zu denken. Und jetzt, gepeinigt von furchtbaren Vorwürfen, zerrissen von einer hoffnungslosen, ewigen Verzweiflung — wohin will das arme Herz sich wenden um Erlösung! Erlösung? Vergeblicher Gedanke!

„Zu diesem allem“, fährt die Stimme fort, wie um dem um Erbarmen Rufenden zu zeigen, daß seine Leiden unabänderlich sind, „ist zwischen uns und euch eine große Kluft befestigt, damit die, welche von hier zu euch hinübergehen wollen, nicht können, noch die, welche von dort zu uns herüberkommen wollen.“

„Zwischen u n s und e u c h“ — zwischen den Erretteten und den Verlorenen, zwischen der Herrlichkeit und der Verdammnis, zwischen Freude und Qual, zwischen denen, die in Christo sind, und den ohne Christum Gestorbenen — „ist eine g r o ß e K l u f t b e f e s t i g t.“ Wollte jemand vom Himmel her den Verlorenen helfen, es wäre unmöglich. Die große Kluft zwischen dem Bereich des Lichts und dem der Finsternis ist unüberbrückbar. Niemand könnte sie überschreiten. Niemand im Himmel kann denen in der Hölle zu Hilfe kommen, und niemand in der Hölle kann die Freude derer im Himmel teilen. Bedenke es, mein Leser: „Die, welche von dort zu uns herüberkommen wollen“, k ö n n e n es nicht. Die Kluft ist befestigt und trennt auf ewig.

Alle Hoffnung auf Erbarmen erstickt in der Brust des Verlorenen. Er hört auf, danach zu rufen. Aber was tut er? Klagt er Gott der Ungerechtigkeit an? Nein, das kann er nicht. Er spricht für andere. „Ich habe fünf Brüder“, sagt er und bittet, daß Lazarus zu ihnen gesandt werde. Wozu? Damit sie

für ihn um Erlösung aus der Hölle flehen? Nein, sondern „damit er ihnen ernstlich Zeugnis gebe, auf daß sie nicht auch kommen an diesen Ort der Qual“.

Auch diese Bitte wird abgeschlagen, abgeschlagen, weil ihre Erfüllung nutzlos wäre. Durch Abgesandte aus dem Reich der Abgeschiedenen wird das Gewissen der Menschen nicht überzeugt. Gott redet zu Herzen und Gewissen durch Sein Wort. „Sie haben Moses und die Propheten; mögen sie dieselben hören.“ Ach, das war es ja, was Israel nicht getan hatte, und was es auch in den Tagen, wo Jesus in seiner Mitte weilte, nicht tun wollte. Hätte es auf die Schriften geachtet, so würde es seinen Messias nicht verworfen haben. Der Glaube an das Wort, mochte es das geschriebene oder das unter ihnen „wohnende“ sein (vergl. Joh. 1, 1—5. 14), war der Prüfstein für Annahme oder Verwerfung.

Dieser Grundsatz besteht auch heute noch. Sein ganzes geschriebenes Wort hat Gott heute in des Menschen Hand gelegt. Dieses Wort offenbart ihm seinen Zustand, und wie Gott diesem Zustand begegnen kann und will. Es läßt ihn tiefe Blicke tun in das Herz des Heiland-Gottes und zeigt ihm den einzigen Weg, auf dem er gerettet werden kann vor der ewigen Qual. Wer dieses Wort hört und Dem glaubt, der „das Wort“ ist, empfängt Leben aus Gott und geht nicht verloren. Gott sendet auch heute den Menschen keine Geister aus dem Totenreich, um durch sie zu ihren Herzen und Gewissen zu reden. Wer das behauptet, lügt. Sie haben Sein Wort. Möge ein jeder es hören und glauben. Der Glaube an das Wort entscheidet alles.

„Es gibt eine Hölle“

Johann D. und Benjamin S. sind gute Freunde. Ohne gerade ein ausschweifendes Leben zu führen, sind sie doch weit von Gott entfernt. Über Frommsein und Bekehrung spotten sie. Das sind Dinge, über die aufgeklärte, vernünftige Leute die Achseln zucken.

Eines Tages hört Benjamin jemand sagen: „Ja, es gibt eine Hölle und eine ewige Verdammnis“. Es sind nur wenige Worte, aber sie machen ihm zu schaffen. Er kann sie nicht loswerden. Am Abend sagt er zu seinem Freund:

„Johann, sollte es doch eine Hölle geben?“

„Unsinn, Benjamin!“ erwidert der andere lachend. „Du bist doch kein kleines Kind, um dem Gespräch alter Weiber zu lauschen. Weißt du, wenn ich mal gestorben bin, dann komme ich zu dir und erstatte dir Bericht darüber, ob es eine Hölle gibt. Bis dahin kannst du ruhig schlafen.“

Am nächsten Tage verunglückt Johann bei der Arbeit. Der Freund sieht ihn nur als Leiche wieder. Wo mag er jetzt sein? Ist jetzt wirklich alles mit ihm aus? Das ist die ernste Frage, die ihn unaufhörlich beschäftigt.

In der darauf folgenden Nacht kann er keinen Schlaf finden. Als er endlich in einen unruhigen Schlummer fällt, quält ihn ein schrecklicher Traum. Eine Gestalt nähert sich seinem Bett, in der er seinen toten Freund erkennt. Der Tote deutet auf seine Brust, in der ein Feuer lodert.

„Benjamin, schau her, es gibt eine Hölle!“

In Schweiß gebadet, wacht der Schlafende auf. Er zweifelt nicht länger daran, daß es eine Ewigkeit gibt, und zwar eine Ewigkeit voll Furcht und Grauen für den Menschen, der in seinen Sünden stirbt. Und er faßt den Entschluß, wenn möglich, diesem Gericht zu entfliehen und Gottes Erbarmen zu suchen. Aber wie soll er das machen? Zu beten wagt er nicht. Sein vergangenes Leben mit seinem Hohn und Spott über die ewigen Dinge lastet zu schwer auf ihm. Es erdrückt ihn geradezu. Wenn er sich fortan auch alle Mühe gäbe, Gott zu dienen, wie kann er das hinter ihm liegende Leben gutmachen? Je mehr er hierüber nachdenkt, desto schrecklicher erscheint ihm sein Los. Wie soll er seinem Schicksal entrinnen? „Ich bin verloren. Ich bin verloren!“ wiederholt er immer wieder.

Aber Jesus, der wunderbare Heiland, Gottes Sohn, ist gekommen, um das Verlorene zu suchen und zu erretten. Für die Verlorenen hat Gott Seinen Geliebten in die Welt gesandt und Ihn als ein vollkommenes Lösegeld am Kreuze dem Tod und Gericht ausgeliefert. Diese gute Botschaft wird auch unserem unglücklichen Freund gebracht. Eines Tages führt Gott ihn an einen Platz, an dem das Evangelium verkündigt wird. Gerade als Benjamin den Saal betritt, liest der Sprecher die Worte des großen Apostels der Heiden: „Das Wort ist gewiß und aller Annahme wert, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, Sünder zu erretten, von welchen ich der erste bin“. (1. Tim. 1, 15.) Benjamin nimmt das Wort auf, als ob Gott es eigens für ihn habe niederschreiben lassen. Noch in der gleichen Stunde nimmt er Jesus als seinen Heiland und Erlöser an, und

noch in der gleichen Stunde empfängt er Vergebung und Frieden durch den Glauben an das teure Blut, das auch für ihn geflossen ist. Und wie köstlich ist der Friede, den er jetzt schmeckt! Ja, den kennt die Welt nicht. Sie kann ihn weder geben noch nehmen. Er übersteigt allen Verstand, und er ist von ewiger Dauer.

Von diesem Tage an ist es das Begehren unseres Freundes gewesen, auch andere Seelen zu Jesu zu führen. Gott hat seine Bemühungen gesegnet. Er will ja, daß alle Menschen zur Buße kommen. Er sucht auch dich, lieber, unbefehrter Leser dieser Zeilen. Der Feuersee, das ewige Gericht, ist nicht dem Menschen bereitet, sondern „dem Teufel und seinen Engeln“ (Matth. 25, 41). Gott möchte den Menschen für ewig glücklich machen. Wer aber — o beachte dieses Aber! — wer aber in dieser Zeit Gottes Retterhand zurückstößt, dessen Teil ist in dem „ewigen Feuer“, „in dem See, der mit Feuer und Schwefel brennt, welches der zweite Tod ist“. (Offbg. 21, 8.)

Geborgen

Ein junger Eisenbahnbeamter lag im Sterben. Er hatte Frieden mit Gott, und ohne jede Furcht harrete er der Stunde seines Abscheidens entgegen. Auf liebliche Weise machte er einer Besucherin den Grund seiner Zuversicht klar.

Ich stelle mir jene dunkle Nacht vor, sagte er, da der Würgengel durch Ägyptens Gefilde ging und in jedes Haus, dessen Türpfosten nicht mit Blut bestrich-

chen waren, eindrang, um den erstgeborenen Sohn zu töten. In einem der israelitischen Häuser schaut ein Knäblein, das eben zu Bett gebracht wird, ängstlich seinen Vater an und fragt:

„Vater, ist das Blut auf unsere Türpfosten gesprengt?“

„Zawohl, ich habe angeordnet, daß man es tue“, lautet die Antwort.

Das Knäblein scheint beruhigt, aber nach einer Weile fragt es wieder:

„Vater, bist du auch ganz gewiß, daß das Blut auf die Türpfosten und an die Oberschwelle gestrichen worden ist?“

„Freilich, mein Kind“, sagt der Vater, „es muß da sein, denn ich habe ausdrücklich Befehl gegeben, es zu tun. Liege nur still und schlaf ein!“

Aber bald meldet sich das Kind wieder:

„O Vater, ich kann nicht schlafen. Es wird bald Mitternacht sein. Der Würgengel ist nicht mehr fern. Ist das Blut wirklich an unseren Türpfosten?“

Da erhebt sich der Vater und sieht nach. Bald kommt er zurück und sagt:

„Mein Kind, du hattest recht. Es war nicht geschehen. Meine Befehle waren unbeachtet geblieben. Aber nun habe ich es getan. Nun ist unser Haus in Sicherheit. Schlaf in Frieden, liebes Kind!“

Das Knäblein antwortet:

„Danke, danke, lieber Vater. Nun fürchte ich mich gar nicht mehr.“

Dieses Kindlein, fügte der Sterbende hinzu, bin ich. Ich bin geborgen durch das Blut des Lammes Gottes. So wie das Kind sich endlich auf die bestimmte Zusicherung des Vaters hin beruhigt nieder-

legte, so liege ich jetzt hier in Ruhe und Frieden. Mitternacht ist nahe, aber ich habe keine Furcht. Ich liege und schlafe in Frieden, denn ich weiß, daß meine Seele „im Guten wohnen“ wird.

Mag auch der Vergleich nicht ganz mit der biblischen Erzählung übereinstimmen — denn es war nicht eine Nacht, da man ruhig schlafen konnte, sondern eine Nacht des Harrens und des Auszugs aus dem Land der Knechtschaft — so ist er doch in seiner Anwendung klar und deutlich. Wohl denen, deren Herzen besprengt sind mit dem Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, und die also Frieden haben mit Gott! Sie sind „gereinigt vom bösen Gewissen“ und auf ewig sicher geborgen.

Der Grund

Der berühmte holländische Arzt Boerhaave hatte eines Tages in der Anatomie vor seinen Studenten die Leiche eines hingerichteten Verbrechers zu öffnen. Als er ihr ins Gesicht sah, wurde er plötzlich blaß und begann zu zittern. Erstaunt sahen ihn die Studenten an, denn er war sonst kein weicher Mann. Da sagte er:

„O meine Herren, mit diesem Manne habe ich meine ganze Jugend zugebracht! Nun bin ich der berühmte Doktor Boerhaave, und er liegt hier. Lassen Sie es mich aussprechen, daß ich außer der göttlichen Gnade keinen anderen Grund weiß, warum nicht ich an dieser Stelle liege.“ L. Schneller.

„Ich ruhe in Gottes Lamm!“

Vor Jahren begegnete mir in einem Badeort häufig ein großer, hager aussehender Herr in der Tracht eines Geistlichen der englischen Hochkirche. Sein Gesicht war blaß und abgezehrt, wie das eines Menschen, der manche Nacht schlaflos verbringt, und der unruhige Blick seiner traurigen Augen gab Kunde davon, daß in seinem Herzen kein Friede wohnte. Die Gestalt des Mannes, der noch nicht alt sein konnte, war gebeugt, und seine ganze Erscheinung machte den Eindruck, als ob er dem Grabe nicht mehr fern wäre. „Vielleicht trennen dich nur noch wenige Monate von der Ewigkeit“, mußte ich denken, so oft ich ihn sah. Das Herz blutete mir bei seinem Anblick. Ich war überzeugt, daß er nicht mit Gott versöhnt war, und dabei lauerte der Tod an seiner Tür. Da ich nichts besseres für ihn tun konnte, bat ich immer wieder den Herrn, daß Er sich des armen Mannes erbarmen möge. Und Gott antwortete.

Es fügte sich merkwürdig, daß der Mann, um dessen Seelenheil ich besorgt war, in das Haus zog, in dem ein Freund von mir wohnte. Mein Freund, gleich mir von dem Verlangen beseelt, den offenbar dem Tode Nahen mit dem einzigen Weg der Errettung, mit Christo Jesu, bekanntzumachen, versuchte wiederholt, mit ihm zu reden, und bot ihm auch ge-

eignete Schriften zum Lesen an. Aber längere Zeit wurden alle diese Versuche von Herrn G. entschieden zurückgewiesen.

„Wissen Sie nicht“, sagte er einmal ganz unwillig, „daß ich, wenn ich nur die Kraft dazu besäße, Ihnen einen Vortrag halten könnte, der weit besser sein würde als alles, was Sie mir zu sagen oder vorzulesen haben?“

Daß bei solchen Widerständen mein Freund schließlich den Mut verlor, seine Bemühungen fortzusetzen, läßt sich denken. Sie waren aber auch nicht mehr nötig, denn der Herr, der Hörer des Gebets, stand im Begriff, sich auf Seine eigene Weise dem Herzen dieses unglücklichen Kirchenmannes zu offenbaren. Mein Freund berichtet darüber wie folgt:

Ich selbst war plötzlich sehr krank geworden, aber es war keine Krankheit zum Tode. Als ich wieder auf der Besserung war, sandte mir eine liebe gläubige Bekannte einige Büchlein und Schriften, die geeignet waren, in Krankheitsstagen zu trösten und aufzurichten. Sie bat mich zugleich, die Schriften nach Gebrauch meinem leidenden Hausgenossen zu geben, an dessen Ergehen sie denselben herzlichen Anteil nahm wie ich. Herr G. war um diese Zeit so schwach, daß er keinen Besuch empfangen konnte. Als ich nach meiner Wiederherstellung zum erstenmal einen kurzen Augenblick bei ihm vorsprach, um ihm eins der Büchlein, das einen besonderen Eindruck auf mich gemacht hatte, zu bringen, empfing er mich zu meiner Überraschung freundlich und zeigte sich geneigt, die Schrift zu lesen. Dadurch ermutigt, wagte ich es am nächsten Tage, ihm auch die übrigen mir gesandten Schriften zu bringen. Er nahm sie zu meiner Freude alle dan-

kend an. Obwohl er sich in keiner Weise dazu äußerte, hatte ich doch den Eindruck, daß etwas in ihm vorging. Einige Tage später bat er um einen Besuch.

Als ich in das Zimmer trat, in dem er allein in einem bequemen Lehnstuhl am Fenster saß, hieß er mich freundlich willkommen.

„Ich habe einige der Schriften, die Sie mir gaben, gelesen“, begann er. „Ihr Inhalt hat mich tief berührt. Das Schriftchen „Erlösung“ behandelt den Text: „Und sehe ich das Blut, so werde ich an euch vorübergehen“. Dieses Wort weist darauf hin, daß ich in dem vollendeten Werke Christi ruhen darf, weil Gott allezeit das teure Blut ansieht, das auch zur Tilgung meiner Schuld auf Golgatha geflossen ist.“

„So ist es in der Tat“, erwiderte ich. „Wie froh bin ich, Sie so sprechen zu hören, Herr G.! Es war mir schon lange ein Herzensanliegen, Sie in Christo Jesu, dem Lamm Gottes, für alle Ewigkeit geborgen zu wissen.“

„Ja“, erwiderte er, „jetzt ist mir alles klar. Jesus ist für mich gestorben. Er hat alles gut gemacht. Das Werk ist vollbracht, und mir ist Frieden geworden durch Sein kostbares Blut. Ich las auch das Schriftchen „Der Platz der Sicherheit“, in welchem ausgeführt wird, daß Jesus den Platz des Sünders eingenommen hat, daß Er für uns zur Sünde gemacht worden ist, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm, und daß wir, wenn wir an Ihn glauben, für alle Ewigkeit so sichergestellt sind, wie Er selbst es ist.“

„Ja, das ist die Wahrheit“, bestätigte ich, „und sie ist unerschütterlich, weil Gott sie bezeugt, nicht ein Mensch.“

„Ich weiß, daß es so ist“, erwiderte er, „denn durch den Glauben an dieses Wort habe ich Frieden erlangt, Frieden mit Gott und Ruhe für mein müdes Herz und mein gequältes Gewissen.“

Da ich sah, daß er ganz erschöpft war, empfahl ich mich still. Im Herzen aber jubelte ich über das Wunder der Gnade, das sich vor meinen Augen vollzogen hatte.

Am nächsten Tage, als Herr G. wieder von dem Erlösungswerk sprach — seine Gedanken schienen ausschließlich mit dieser kostbaren Wahrheit beschäftigt zu sein —, schlug ich vor, einige Stellen darüber aus Gottes Wort zu lesen, und bat um seine Bibel.

„Ich habe leider keine Bibel im Hause“, sagte er. „Für meinen persönlichen Gebrauch habe ich nur ein Gebetbuch, da ich bisher der Meinung war, es enthielte so viel aus Gottes Wort, als ich zur Erbauung nötig hätte.“

Ich holte nun meine eigene Bibel, und wir betrachteten zusammen einige der die Vollgültigkeit des Opfers Jesu Christi betreffenden Stellen. Als ich mich nach kurzer Zeit zum Fortgehen anschickte, da seine körperliche Schwäche ein längeres Verweilen nicht gestattete, bat er mich, ihm die Bibel zu leihen.

Von diesem Tage an wollte er von dem Gebetbuch nichts mehr wissen. Niemand durfte ihm mehr daraus vorlesen. Er wünschte nur noch Gottes Wort zu hören. Und wie ganz anders blickte er aus den Augen! Nicht mehr unruhig und traurig, sondern still und froh. Man sah ihm an, daß Friede in sein Herz eingekehrt war.

Eines Morgens, als ich mich wie gewöhnlich nach seinem Befinden erkundigte, erwiderte er:

„Ich ruhe in Gottes Lamm. Gestern las ich ein weiteres Büchlein von Ihnen, „die Feste Jehovas“ betitelt. Es zeigt, daß der Gläubige durch Gottes Lamm Gottes Ruhe genießt. Wie wunderbar ist doch die Tatsache, daß es einen gleichen Gegenstand der Ruhe für Gott und für den Sünder gibt! Gott ruht in dem von Ihm gegebenen Lamm und nimmt mich als Sünder an; und ich ruhe in Seinem Lamm und besitze ein ewiges Heil!“

Einige Tage später sah ich ihn zu meiner Verwunderung mit recht trübem Blick dazusitzen. Auf meine Frage, ob er weniger wohl sei, erwiderte er:

„Ich bin mit meinem vielen Zukunftskommen beschäftigt.“

„Aber“, versetzte ich, „das Blut hat doch alles für uns gut gemacht; es ist doch alles unserem Zukunftskommen begegnet.“

„Ja, aber ich muß an die vielen Menschen denken, die ich, anstatt ins Licht, ins Dunkel geführt habe. Und jetzt ist es zu spät für mich, die armen Mißleiteten eines Besseren zu belehren.“

„Nun“, sagte ich, „dann dürfen wir aber Gott bitten, daß Er tue, was Sie nicht mehr zu tun imstande sind. Derselbe Apostel, der uns das Wort übermittelt, daß das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, von aller Sünde reinigt, sagt auch: „Dies ist die Zuversicht, die wir zu Ihm haben, daß, wenn wir etwas nach Seinem Willen bitten, Er uns hört“.“

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich auf diese Stelle aufmerksam machen“, sagte der Kranke sichtlich erleichtert.

Auf meine Erkundigung, wie lange er im Amte gewesen sei, berichtete er:

„Vor zwanzig Jahren wandte ich der Welt den Rücken und trat in den Dienst der Kirche. Aber in all dieser Zeit habe ich nicht gewußt, was es heißt, ein Christ zu sein. Ich habe Gott als einem harten Herrn gedient, der mir fern stand, und dem ich fern stand. Jetzt weiß ich, daß ich als Sein geliebtes Kind Ihm ganz nahe gekommen bin, und ich genieße vollkommenen Frieden. Ich darf wohl sagen, daß ich aus reiner Freude am Dienen, aus Liebe zu meiner Gemeinde gearbeitet habe. Ihr wollte ich helfen und ahnte dabei nicht, wie sehr ich selbst gebunden und geknechtet war. Jetzt ist meine Seele glücklich und frei vor meinem Gott, denn Christus hat mich freigemacht.“

Er wurde immer schwächer und mußte bald ganz das Bett hüten. Aber es war für die Seinen keine schwere Aufgabe, ihn zu pflegen. Für jede kleine Handreichung war er rührend dankbar. Die Ruhe und Geduld, mit der er die stetig zunehmenden Leiden ertrug, setzte alle, die ihn sahen, in Staunen. Auf die Frage, wie es ihm gehe, erwiderte er jedesmal: „Ich ruhe in Gottes Lamm“, oder: „Ich genieße vollkommenen Frieden durch das Blut“. Seine körperlichen Leiden erwähnte er kaum.

Als ich ihn eines Morgens nach einer Nacht besonderer Unruhe und Schmerzen mit den Worten begrüßte:

„Noch eine kurze Weile, und Sie dürfen Seine Ruhe ungestört genießen“, erwiderte er mit leuchtenden Augen:

„Ja, die herrliche Ruhe, von der ich hier schon einen Vorgeschmack genießen darf! Jetzt ruhe ich in Jesu, bald werde ich bei Ihm ruhen.“

Eines Tages erklärte der Arzt, der Kranke könne

nur noch einige Tage leben, woraufhin seine Frau glaubte, einen seiner Amtsbrüder ins Haus bitten zu müssen. Am gleichen Tage war seine Schwägerin, die ihn gern noch einmal sehen wollte, zum Besuch eingetroffen.

„Lieber Eduard“, sagte Frau G., mit dem Pfarrer ins Krankenzimmer tretend, „ich habe dir hier Herrn B. gebracht. Du wirst gut tun, ihm deine Beichte abzulegen. Es wird dein Gewissen entlasten und dir das Sterben leichter machen.“

Der Kranke vermochte vor Schwäche einige Minuten nicht zu antworten. Dann kam es unter großer Anstrengung von seinen Lippen:

„Menschen auf Erden habe ich zum letzten Mal gebeichtet. Jetzt habe ich es nur noch mit dem Menschen Jesus Christus zu tun. Er ist mein Priester.“

„Aber, lieber Bruder, Sie wollen doch nicht als Abtrünniger sterben?“ fragte der Pfarrer.

„Nein“, erwiderte Herr G., „ich sterbe in der Freude des vollen Genusses meiner Gotteskindschaft.“

Als der Pfarrer sich entfernt hatte, fragte die Schwägerin, die auch mit einem Geistlichen der englischen Hochkirche verheiratet war, voll Verwunderung:

„Wie kommt es, lieber Eduard, daß du nicht beichten wolltest? Was hat dich so verändert?“

„Ich bedarf keiner Menschenbeichte mehr. Ich ruhe in Gottes Lamm. Sein Blut hat mich von aller Sünde gereinigt, und ich habe vollkommenen Frieden“, lautete kaum hörbar die Antwort.

„Aber was hat diese große Veränderung bei dir hervorgebracht?“ forschte sie.

Der Kranke war zu schwach, um selbst die ge-

wünschte Auskunft zu geben. Aber in seinen Augen lag die stumme Aufforderung an mich, seiner Verwandten die Worte zu zeigen, die der Geist Gottes benutzt hatte, um ihm die Augen zu öffnen. So nahm ich das Büchlein, das er immer unter seinem Kopfkissen liegen hatte, und las Frau P. mit kurzer Erklärung die betreffenden Worte vor. Am Schluß der Abhandlung stand ein ergreifendes Lied mit dem Kehrreim: „Vertraue den ewigen Armen“. Als ich auch dieses vorlas, wandte Herr G. sich an seine Schwägerin:

„Liebe Käte, vertraue den ewigen Armen jetzt, ehe Zeiten der Krankheit und Trübsal kommen!“

Diese Worte gingen der Frau zu Herzen. Sie wurde tief beunruhigt über ihren Seelenzustand. Während der Nacht konnte sie nicht schlafen. Früh am Morgen kam sie zu mir und bat um eine Bibel, um darin für sich selbst forschen zu können, und wir verbrachten wohl eine Stunde zusammen über dem kostbaren Wort.

Während wir miteinander redeten, trat ihre Schwester herzu, hörte, was wir besprachen, und sagte ärgerlich:

„Was soll das nur heißen, Käte? Bist du nicht immer gut und fromm gewesen? Ich verstehe dich nicht.“

„Ach, liebe Klara“, entgegnete die Getadelte, „ich habe nichts, womit ich einem heiligen Gott begegnen könnte, wenn ich sterbe. Ich weiß, an äußeren guten Werken fehlt es mir nicht. Aber das macht mich nicht ruhig. Eduard sagt, er könne Gott begegnen. Das könnte ich nicht, wenn ich jetzt plötzlich abgerufen würde!“

„Aber dein Leben ist doch immer tadellos gewesen“, wandte die Schwester nochmals ein.

„Vor Menschen vielleicht, vor Gott aber nicht“, erwiderte Frau P. traurig. „Wie könnte ich Ihm begegnen!?“

Drei Tage ging sie gedrückt und niedergeschlagen einher. Dann wurde es mit einem Male hell in ihrer Seele. Sie trat an das Lager des Sterbenden und sagte:

„Jetzt ist mir alles klar, lieber Eduard. Auch ich habe Frieden durch das Blut Jesu.“

Er wandte sich zu ihr und entgegnete liebevoll:

„Dann sind wir durch das innigste Band miteinander verbunden, liebe Käte, und wir werden ein herrliches Wiedersehen bei Jesu feiern.“

Während der letzten zwei Tage wurde ihm das Atmen schwer, aber sein Herz blieb unverändert glücklich. Kurz bevor er entschlief, verabschiedete er sich von seiner Gattin mit den Worten:

„Gott segne und behüte dich und schenke dir, dich ganz auf das vollbrachte Werk Jesu stützen zu können. Bedenke — es ist vollbracht!“

Von mir verabschiedete er sich mit dem Hinweis auf ein glückliches Wiedersehen bei Jesu. Darauf konnte er, obgleich bei völligem Bewußtsein, längere Zeit nicht sprechen. Plötzlich sagte er, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck nach oben schauend, mit seinem letzten Atem: „Ruhe! Frieden — in Jesu!“ und war bei Ihm.

Auf dem Lamm ruht meine Seele,
Betet voll Bewund'ring an.
Alle, alle meine Sünden
Hat Sein Blut hinweggetan.

Eine Befehrung im Schnellzuge

Unablässig ist Gott bemüht, Menschenherzen glücklich zu machen. Zu Jesu, Seinem Sohne, sucht Er die Menschen zu ziehen. Immer wieder läßt Er die frohe Botschaft von dem Sünderheiland an der Menschen Herz und Ohr dringen. Besonders die Armen und Niedrigen, Kranken und Schwachen und die von den Menschen Verachteten liegen Ihm am Herzen. Er möchte sie für jetzt und für allezeit glücklich machen. Dafür stehen Ihm Mittel und Werkzeuge allerorts zur Verfügung. Das durfte auch der arme gelähmte Heinrich erfahren, von dem ich erzählen will, und dem ein Freund von mir den Weg zu Jesu weisen durfte.

Heinrich war bis zu seinem fünften Lebensjahre gesund gewesen. Dann aber wurde er infolge einer ersten Krankheit am ganzen Körper gelähmt. Nur der rechte Arm und die rechte Hand behielten eine gewisse Kraft und Bewegungsfähigkeit. Vorbei war es mit dem bisherigen frohen Spiel und Zeitvertreib. Wie schwer war es für das junge Herz, sich an die neue bittere Lage zu gewöhnen. So vergingen die Jahre, bis sich seine Eltern in seinem dreizehnten Lebensjahre entschlossen, ihn in ein Krüppelheim zu bringen. Da Heinrich nicht einen Schritt gehen konnte, wurde er in einem Krankenstuhl befördert. An einem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt mußte umgestiegen werden. Hier nun war es, wo Heinrich die Bekanntschaft meines Freundes machte, der sich auf einer Geschäftsreise befand. Doch lassen wir jetzt meinen Freund selbst das weitere erzählen.

Vor einiger Zeit führte mich eine Geschäftsreise nach H. . . In N. mußte ich umsteigen. Ich hatte etwa dreiviertel Stunde Aufenthalt. Ich begab mich auf den Bahnsteig, von dem mein Schnellzug abfuhr. Da höre ich neben mir die Worte: „Junge, was habe ich doch für Arbeit mit dir!“ Mich umsehend, gewahre ich einen Mann, der seinen gelähmten Sohn in einem Fahrstuhl fährt. Tiefes Mitleid ergreift mich, als ich das blasser Knabengesicht betrachte. Ich helfe dem Vater, den Fahrstuhl in den Warteraum bringen. Der arme Junge bietet jetzt noch mehr als vorher einen mitleiderregenden Anblick. Durch einen kleinen Ruck beim Hereintransport ist der Kopf kraftlos nach hinten gefallen, und der Kleine ist nicht in der Lage, ihn wieder hochzuheben. Die Beine hängen schlaff herunter, als sei kein Leben darin. Ich suche, wenigstens den Kopf wieder in die rechte Lage zu bringen.

Nach einiger Zeit wandte der Kranke sich an seinen Vater mit den Worten:

„Vater, ich habe Hunger.“

Als der Vater nicht auf die Bitte einging, ging ich zum Wirt und ließ mir ein belegtes Brötchen und eine Tasse Kaffee geben, die ich dem Kleinen brachte. Ein dankbarer Blick traf mich, und bald war alles verzehrt. Inzwischen rückte die Abfahrtzeit näher, und der Schnellzug lief ein. Wir nahmen den Fahrstuhl und brachten ihn in den Zug, wo wir ihn im Gang, nahe der Tür, niederstellten, während der Vater und ich gemeinsam ein Abteil nebenan aufsuchten. Doch litt es mich nicht lange an meinem Platz. Bald stand ich auf, um nach meinem Schützling zu sehen. Der Zug war nur schwach besetzt. Freundlich fragte ich den Knaben nach seinem Namen.

„Ich heiße Heinrich.“

„Kennst du denn auch den Herrn Jesus?“

„Ich bin katholisch.“

„Nun, mein lieber Junge, darauf kommt es nicht an. Ich möchte gern wissen, ob du den Herrn Jesus kennst?“

„Dem kann ich nur durch Maria, die Mutter Gottes, nahen.“

Ich ließ mich durch diese Antwort nicht abhalten, dem Knaben etwas von der Liebe des Herrn zu erzählen, und verweilte besonders bei der Tatsache, daß Er in Armut und Niedrigkeit auf diese Erde gekommen ist und sich in Seiner Liebe besonders der Kranken und Elenden, der Gebundenen und unter die Sünde Verkauften angenommen hat. Zum Schluß kam ich darauf zu sprechen, daß Er als Gottes Lamm auf Golgatha Sein Leben hingegeben hat als Lösegeld für viele. Dann fragte ich den Kleinen, der aufmerksam zugehört hatte, ob ich ihm etwas vorlesen solle.

„Ja, bitte, Onkel.“

Er war froh, Gesellschaft zu haben. Ich nahm meine Bibel aus der Tasche.

„Kennst du die Heilige Schrift?“

„Ja, Onkel.“

Darauf las ich ihm das ganze 3. Kapitel des Evangeliums Johannes vor. Als ich an den 16. Vers kam, las ich diesen wie folgt: „Also hat Gott Heinrich geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Heinrich, wenn er an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“.

Während ich las, rollten dem Kleinen große Tränen aus den Augen, und mehrmals unterbrach er mich mit den Worten: „Ach, wie schön!“

Nachdem ich noch einiges mit ihm über die Liebe des Heilands gesprochen hatte, sagte ich: „Du hast doch gewiß auch schon gelogen, und vielleicht auch schon gestohlen?“

„Ja“, antwortete er ernst und erzählte unter anderem, wie er eines Tages zu Hause in seinem Stuhle gesessen und auf dem Schrank zehn Pfennig liegen gesehen habe. Er habe dann zu seinem Schwesterchen gesagt: „Geh und hole für die zehn Pfennig Bonbons“.

„Da habe ich gestohlen!“ rief er traurig aus und bekannte dann noch manches Unrecht seines kurzen Lebens.

„Das darfst du alles dem Herrn Jesus sagen, mein lieber Heinrich“, erwiderte ich freundlich. „Geh nur mit deiner Sündenschuld zu Ihm! Er will und wird dir alles vergeben. Sein kostbares Blut, das auf Golgatha geflossen ist, wäscht jeden rein, der mit seinen Sünden zu Ihm kommt, sie Ihm bekennt und den Herrn Jesus als seinen Heiland und Erretter im Glauben annimmt.“

Ich begab mich dann wieder in mein Abteil. Bald darauf sah der Vater nach seinem Jungen, kam aber schon nach kurzer Zeit zurück und sagte:

„Der Heinrich sagt: Der Onkel soll noch mal kommen.“

Ich begab mich sogleich wieder zu ihm, während der Vater eine Zeitung zur Hand nahm.

„Nun, Heinrich, was wünschest du denn?“

„Onkel, willst du mir nicht noch etwas erzählen?“

Wieder nahm ich meine Bibel zur Hand und erzählte diesmal die schöne Begebenheit von Mephibo-

seth aus 2. Samuel 4 und 9. Auch Mephiboseth war fünf Jahre alt, als er lahm wurde. Dazu war er elternlos und lebte in steter Angst vor David im Hause Makirs zu Lodebar. Durch die Güte des Königs aber wurde er, obwohl er ein Nachkomme Sauls, des erbitterten Feindes Davids, war, an den Hof und die Tafel Davids berufen und genoß dort die Liebe und Fürsorge des Königs. Ich erklärte Heinrich, wie wir in dieser Geschichte einen so lieblichen Hinweis auf den wahren David, den Herrn Jesus, finden, der in Gnaden die Sünder und Feinde Gottes aus der Welt ruft, aus dem Orte „ohne Weide“ (denn das ist die Bedeutung des Namens Lodebar), um ihnen zunächst alle Schuld zu vergeben und sie dann in Seiner Gegenwart zu segnen.

Gespannt hatte der Kleine meinen Worten gelauscht. Als ich innehielt, sagte er:

„Onkel, willst du nicht mal mit mir beten?“

Gern erfüllte ich ihm diesen Wunsch. Es war mir wunderbar zumute. Gottes Geist war wirksam. Niemand störte uns. So war es auch bei unserer ersten Unterredung gewesen. Nur der Herr war gegenwärtig. Als ich geendet hatte, sagte Heinrich kräftig: „Amen!“

Wieder begab ich mich in mein Abteil, und der Vater ging zu seinem Sohne, dessen glückliches Gesicht ich durch die Scheibe erkennen konnte. Von der Unterredung des Vaters mit Heinrich konnte ich nichts verstehen, doch kam ersterer sehr bald erregt zurück und sagte zu mir:

„Sie sind ein Ketzer. Sie haben meinen Sohn verrückt gemacht. Ich verbiete Ihnen, auch nur noch ein Wort mit ihm zu sprechen.“

Ich erwiderte:

„Ich bin kein Ketzer. Ich glaube einfach, was Gottes Wort sagt, und darüber habe ich mit Ihrem Sohn gesprochen. Vorhin war er traurig und weinte. Jetzt freut er sich, und Sie als Vater sollten sich mit ihm freuen. Vielleicht aber ist Ihr Sohn wirklich verrückt, d. h. v e r s e t z t worden im Sinne der Heiligen Schrift, die von den wahren Gläubigen bezeugt, daß Gott sie „errettet hat aus der Gewalt der Finsternis und v e r s e t z t in das Reich des Sohnes Seiner Liebe“.“ (Kol. 1, 13.)

Nach einigen weiteren Worten beruhigte sich der Mann und nahm wieder seine Zeitung zur Hand. Durch meine Seele aber ging ein Ahnen, daß der Herr Jesus wirklich den lieben Jungen befreit habe von seiner Sündenlast und Schuld.

Das trieb mich wieder hinaus. Ich ging zunächst in der entgegengesetzten Richtung durch den Gang, kehrte dann zurück, am Abteil vorbei, und wandte mich, vom Vater unbemerkt, wieder mit den Worten an Heinrich:

„Nun, Heinrich, wie ist's?“

Da nahm er seine rechte, gesunde Hand, knöpfte seine Jacke auf, legte die Hand aufs Herz und sagte freudestrahlend:

„O ich bin so glücklich. Alle meine Sünden sind fort, und mir ist so leicht. Der Herr Jesus ist auch für mich am Kreuz gestorben, und Sein Blut hat auch mich gewaschen und rein gemacht von allen meinen Sünden.“

„Hast du denn dem Herrn Jesus dafür auch schon gedankt?“

„Nein, Onkel, aber ich will es gleich tun.“

Und nun stieg aus seinem glücklichen Herzen ein bei aller Kindlichkeit so innig-herzliches Dankgebet zum Herrn Jesus empor, daß ich meiner Gefühle nicht mehr Herr bleiben konnte. Ich mußte weinen. Es waren Augenblicke, die ich nie in meinem Leben vergessen werde. Wir redeten dann noch ein Weilchen miteinander über die Liebe Dessen, der uns beide geliebt und sich selbst für uns dahingegeben hat. Zum Schluß sagte ich:

„Siehst du, mein lieber Heinrich, nun bist du ohne Maria, die Mutter Gottes, zum Heiland gekommen und errettet worden. Er allein kann und muß uns zur Seligkeit behilflich sein. Maria war die Mutter des Herrn Jesus als Mensch auf dieser Erde. Sie war ohne Frage eine sehr gottesfürchtige Frau, an der Gott große Dinge getan hat. Aber auch sie bedurfte der Gnade, wie wir alle. Wenn du nun jetzt ins Krüppelheim kommst, so halte an den Wahrheiten fest, welche die Heilige Schrift uns lehrt, auch wenn man versuchen sollte, dich eines anderen zu belehren. Glaube nur das, was in der Bibel steht! Kannst du lesen?“

Auf seine bejahende Antwort überreichte ich ihm ein Neues Testament als sein Eigentum. Vorher aber schlug ich aus dem Johannes-Evangelium noch das 3. Kapitel auf und bat ihn, den 16. Vers laut zu lesen. Er las ihn erst leise, so wie er im Worte steht, dann, in persönlicher Anwendung auf sich, laut und mit glückstrahlendem Gesicht unter Nennung seines eigenen Namens, so wie ich ihm den Vers bei der ersten Unterredung vorgelesen hatte.

Inzwischen näherte sich der Zug dem Reiseziel des lahmen Knaben, der mir in der kurzen Zeit so lieb

geworden war. Mit dankbar glücklichem Herzen nahm ich noch einmal in meinem Abteil Platz. Bald lief der Zug in den Bahnhof ein, und ich half dem Vater, den Fahrstuhl mit Heinrich aus dem Wagen heben. Seine dankbaren Blicke trafen mich. Noch ein warmer Händedruck, ein ermunterndes Wort, und ich mußte zurück in den Zug. Wie dankte ich meinem Herrn, daß Er mir das Vorrecht geschenkt hatte, diesem armen Kinde ein Wegweiser zu Ihm zu sein! Ihm durfte ich Sein Schäflein befehlen, in der festen Zuversicht, daß Er nicht zulassen wird, daß jemand es aus Seiner Hand raubt.

Warum der Teufel manchen in Ruhe läßt

Ein angesehener Richter in Virginia hatte einen gottesfürchtigen schwarzen Diener, der, da er gut mit Pferden umzugehen wußte, seinen Herrn häufig zu Gerichtsverhandlungen fahren mußte. Harry war ein einfältiger Christ, der sich nicht scheute, vor seinem irdischen Herrn ein Zeugnis von seinem Herrn im Himmel abzulegen, so oft der Richter — was er mit Vorliebe tat — sich in ein Gespräch mit ihm einließ.

Bei einer solchen Gelegenheit gestand Harry einmal traurig, welch ein schwacher Christ er sei, und wie ihn der Teufel so oft versuche und zu Fall zu bringen trachte. Der Richter lächelte.

„Was?“ sagte er, „mit dir gibt sich der Teufel so viel ab, und du bist doch ein so frommer Mensch?“

Da ist's bei mir anders. Ich bin nicht allzu gläubig, aber trotzdem läßt der Teufel mich in Frieden."

"Sind Sie ganz sicher, Herr, daß er Ihnen nicht nachstellt?" fragte Harry bedenklich.

"Ja, ganz sicher", erwiderte der Richter. "Er hat mir noch nie die geringste Not gemacht. Deswegen weiß ich auch gar nicht, ob es wirklich einen Teufel gibt."

"Ich weiß ganz gewiß, daß es einen gibt", versicherte Harry, "und er macht es mir oft nur gar zu heiß."

Wenige Tage später, als die beiden sich auf der Heimreise befanden, ließ der Richter den Wagen halten, um an einem Bach wilde Enten zu schießen. Er schlich sich zu diesem Zweck ans Ufer des Baches, versteckte sich im Gebüsch und erlegte mit seiner Schrottbüchse zwei oder drei Enten, während ebenso viele verwundet wurden. Dann warf er die Büchse weg und griff nach einem Stock, um die verwundeten Vögel totzuschlagen. Die toten ließ er unterdes unbeachtet liegen.

Harry hatte von seinem Bock aus die Jagd aufmerksam beobachtet. Als der Richter wieder eingestiegen war und seine Beute unterbrachte, ging ein Lächeln über des schwarzen Kutschers Gesicht.

"Herr", sagte er, "wie Sie so im Wasser herum-patschten, hinter den verwundeten Enten her, da ist mir klar geworden, warum der Teufel mir so arg zusetzt und Ihnen nicht. Sie sind wie die toten Enten. Der Jäger weiß, die laufen ihm nicht davon. Darum läßt er sie in Ruhe. Ich bin wie ein angeschossener Vogel, der zu entkommen sucht. Deswegen ist der Teufel so hinter mir her und schlägt drauf los, um



... Dann warf er die Büchse weg und griff nach einem Stock, um die verwundeten Vögel totzuschlagen. Die toten ließ er unterdes unbeachtet liegen.

Harry hatte von seinem Boß aus die Jagd aufmerksam beobachtet. Als der Richter wieder eingestiegen war und seine Beute unterbrachte, ging ein Lächeln über des schwarzen Kutschers Gesicht. . .

mich zu fangen. Warten Sie bloß, bis Sie nur einmal die Flügel aufheben und ihn merken lassen, daß Sie ihm entweichen wollen, dann wird er sich mit Ihnen ebenso abgeben wie mit mir.“

Während des Restes der Heimfahrt war der Richter sehr still. Der Vergleich mit den toten Enten gab ihm zu denken. Ein Gedanke reihte sich an den anderen, und er kam zu dem Schluß, sein Diener möchte wohl nicht unrecht haben. Er begann die Bibel mit anderen Augen zu betrachten und eifrig darin zu lesen. So ist der arme Schwarze seinem hochgebildeten Herrn ein Führer zu Christo geworden.

Vier Schuldige und ihr Bekenntnis

Ich habe gesündigt“, rief Bileam, der Wahrsager, aus, als er vor dem Engel Jehovas, der mit dem gezückten Schwert in der Hand vor ihm stand, in die Kniee sank. (4. Mose 22, 34.)

Bileam war ein religiöser Mann. Er war wohlbekannt mit dem heiligen Namen Jehovas und hatte einen Ruf als Prophet. Er ging aus, um Gott zu befragen, und behauptete, nur so handeln zu können, wie Gott es ihm gestattete. Er hatte auch gute Wünsche. „Meine Seele sterbe den Tod der Rechtschaffenen“, rief er in einem seiner Sprüche aus, „und mein Ende sei gleich dem ihrigen!“

Unter dem religiösen Schein verbarg sich aber ein Herz, das weder Gott noch Sein Volk liebte. Der Grund, der ihn bewog, Gott zu befragen, war ein ihm gemachtes Angebot von Reichtum und Ehre für den

Fall, daß er das Volk Gottes verfluchen würde. Hatte er überhaupt in diesem Falle nötig, Gott zu befragen? Hätte er Gott geliebt, so wäre er ganz von selbst vor dem Gedanken zurückgeschreckt, das Volk dieses Gottes zu verfluchen. Zudem hatte Gott ihm, als die Fürsten Balaks, des Königs von Moab, in seinem Hause erschienen, von vornherein klar und deutlich gesagt: „Du sollst nicht mit ihnen gehen; du sollst das Volk nicht verfluchen, denn es ist gesegnet“. Aber es war Bileam nicht darum zu tun, Gottes Gebot zu erfüllen, sondern sich zu bereichern. Er fröhnte der Habsucht. Es verlangte ihn nach dem „Lohn der Ungerechtigkeit“, der ihm geboten worden war, und er folgte einem Irrefühler, gleich einem Manne, dessen Augen geblendet sind, und der deshalb nicht erkennen kann, wohin er geht.

Als Gott, um den beabsichtigten Fluch in Segen zu verwandeln, ihm endlich zu gehen erlaubte, eilte Bileam, die Erlaubnis in seinem Sinne auszunutzen. Er sattelte seine Eselin und ritt fort. Wir sehen in dem weiteren Verlauf der Geschichte, wie Gott dem Propheten auf seinem eigenen verderblichen Wege entgegentritt, um ihn zurechtzuweisen. Der Engel Jehovas stellt sich ihm mit einem gezückten Schwert in den Weg, aber Bileam, vom Glanz des erhofften und so heiß begehrten Goldes geblendet, sieht ihn nicht. Zweimal rettet ihm die Eselin, welche die Erscheinung gewahrt, das Leben. Ein drittes Mal kann sie nicht ausweichen und legt sich unter ihrem Reiter nieder. Als dieser ihr zornige Schläge versetzt, öffnet Gott dem Tiere den Mund. „Ein sprachloses Lasttier, mit Menschenstimme redend, wehrt der Torheit des Propheten.“ Aber selbst das bringt den Verblendeten nicht

zur Besinnung. Endlich enthüllt Gott ihm gewaltsam die Augen. Er sieht den Engel mit dem gezückten Schwerte vor sich stehen und vernimmt die Worte: „Warum hast du deine Eselin nun dreimal geschlagen? Siehe, ich bin ausgegangen, dir zu widerstehen, denn der Weg ist verderblich vor mir. Und die Eselin sah mich und bog vor mir aus nun dreimal; wenn sie nicht vor mir ausgebogen wäre, so hätte ich dich jetzt auch erschlagen, sie aber am Leben gelassen.“ (B. 32. 33.) Da endlich bricht Bileam in das Bekenntnis aus: „Ich habe gesündigt“. Aber das Bekenntnis ist nicht echt, denn er fügt sogleich hinzu: „Wenn es übel ist in deinen Augen, so will ich umkehren“. Er möchte noch immer seinen Weg sündiger Habsucht verfolgen, wenn es ihm nur zugelassen würde. Es wird ihm zugelassen. Er geht auf seinem Wege weiter und — kommt um mit den Feinden Jehovas.

Ernstste Geschichte, voll ernster Warnung! Wie viele haben schon, wenn sie in Furcht waren, ausgerufen: „Ich habe gesündigt!“ — in Kriegenöten, während eines heftigen Gewitters, in Todesnot, oder wo und wann es gewesen sein mag! Wie manche Bekenntnisse sind über menschliche Lippen gekommen, wie manche Gelübde getan, wie viele gute Vorsätze gefaßt worden, wenn Gottes Hand schwer auf ihnen lag, wenn sie dem Tode und dem ewigen Gericht ins Antlitz sahen! Wenn dann aber Seine Hand hinweggezogen wurde, wenn die Gefahr vorüberging, wie rasch waren dann Gelübde und Entschlüsse vergessen, und man wandte sich wieder zurück auf den alten Weg. Ja, es ist so, der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Aber „irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“

„Ich habe gesündigt“, sagte auch Judas Iskariot, als er das Geld, nach dem ihn gelüftet, und das er erlangt hatte, den Hohenpriestern und Ältesten vor die Füße warf. (Matth. 27, 4.)

Auch Judas war ein religiöser Mann. Mehr als drei Jahre war er mit Jesu und Seinen Jüngern gewesen. An seiner Religiosität war so wenig auszusagen, daß seine Mitjünger wohl eher sich selbst als ihm mißtraut hätten. (Vergl. Joh. 13, 21—29.) Aber sein Herz war nicht aufrichtig. Er war ein Dieb und von einer Geldgier getrieben, die jedes bessere Empfinden in ihm ertötete, und geschickt legte Satan ihm seine Schlingen. Wenn er seinen Herrn in die Hände Seiner Mörder überlieferte, konnte er dreißig Silberlinge gewinnen. Er schloß den Vertrag, und alles ging nach Wunsch. Gegen den letzten Gnadenbeweis Jesu, der ihm den eingetauchten Bissen reichte, verhärtete Satan sein Herz, und Judas führte seinen furchtbaren Plan aus. Er küßte seinen Herrn und gewann den Verräterlohn.

Wie sich ein Raubvogel auf die Beute stürzt und nicht verscheucht werden kann, so erfaßte dann die Reue der Verzweiflung den unglücklichen Mann. „Ich habe gesündigt“, rief er, aber ohne Hoffnung auf Vergebung. Alles, was sein Herr in Gnaden getan und gesagt hatte, hatte nur dazu gedient, sein Herz zu verhärten, wie Ton hart wird an der hellerscheinenden Sonne. Jetzt brachen die Schrecken der Hölle über seine Seele herein. Satan vollendete sein Werk an diesem unseligen Menschen. Er ging hin und erhängte sich.

Furchtbares Schauspiel! Erschreckendes Bild eines Menschen, der, wieder und wieder gewarnt, sein Herz verhärtet hat und so endlich hoffnungsloser Ver-

zweiflung anheimfällt! Reue und Betrübnis waren bei Judas vorhanden, aber keine Gott gemäße Betrübnis, die eine nie zu bereuende Buße zum Heil bewirkt, sondern wilde Verzweiflung, die das Herz verzehrt. (Vergl. 2. Kor. 7, 10.) Deshalb mahnt Gottes Wort so ernst: „Heute, wenn ihr Seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht“. (Hebr. 3, 7.)

„Ich habe gegen Jehova gesündigt“, sagte David, in seinem Gewissen durch das Wort geschlagen, das Gott ihm durch Seinen Propheten sandte. (2. Sam. 12, 13.)

Es war eine ähnliche Sprache, wie Bileam sie geführt hatte. Dennoch war das Bekenntnis Davids ganz anderer Art. Es war nicht die Wirkung vorübergehender Furcht. Es war der Ausdruck eines Herzens, das seine eigene Sündhaftigkeit vor Gott erkannte, eines Herzens, das nicht deswegen ein Schuldgefühl hatte, weil die Folgen des bösen Weges vor ihm standen, sondern das da zitterte vor Gottes Heiligkeit. Das geht klar aus Psalm 51 hervor, den David zu jener Zeit dichtete. Er sagt darin: „Gegen dich, gegen dich allein habe ich gesündigt, und ich habe getan, was böse ist in deinen Augen“. „Du hast keine Lust an Schlachtopfern, sonst gäbe ich sie; an Brandopfern hast du kein Wohlgefallen. Die Opfer Gottes sind ein zerbrochener Geist; ein zerbrochenes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verachten.“ (Ps. 4. 16. 17.)

David's Bekenntnis kam aus einem wahrhaft bußfertigen Herzen, das sich bewußt war, daß nichts, was es zu tun oder zu geben vermochte, seine Sünde je gutmachen konnte; und wenn er hieran dachte, war

sein Geist zerbrochen. Aber, im Gegensatz zu Judas, kannte er die Güte Gottes und war sicher, daß Gott in der Menge Seiner Erbarmungen ein zerbrochenes und zerschlagenes Herz nicht verachten würde.

„Entsündige mich mit Ysop“, betete er, „und ich werde rein sein; wasche mich, und ich werde weißer sein als Schnee.“ Seine einzige Zuflucht war Gott, gerade der Gott, gegen Den er gesündigt hatte, von Dem er aber auch wußte, daß Er willig war, ihn von aller Sünde zu waschen, so daß er weißer sein würde als das blendendste Weiß auf Erden.

Unmittelbar erfolgt daher auf sein Bekenntnis auch die Antwort Gottes: „So hat auch Jehova deine Sünde hinweggetan“. Ja, Gott wartet darauf, gnädig zu sein. Freundlich kommt Er dem Bekenntnis wahrer Reue entgegen und deckt da zu, wo der Sünder vor Ihm aufdeckt.

„Ich habe gesündigt“, rief der verlorene Sohn, als er sich in der Umarmung des Vaters befand. (Luk. 15.) Die Küsse der Liebe bedeckten seine ausgemergelten Wangen. Sein müdes Haupt lag an des Vaters Brust. Angesichts solcher Liebe empfand er seine Sünde in ihrer ganzen Abscheulichkeit, und in diesem Gefühl quoll es aus seinem tiefsten Innern hervor: „Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir, ich bin nicht mehr würdig, dein Sohn zu heißen“.

Mein Leser, bist du schon als verlorener Sohn zum Vater gekommen, müde vom vergeblichen Suchen nach Glück und Freude, und von einem belasteten Gewissen zu Boden gedrückt? Hat die Liebe Gottes, wie sie sich Sündern offenbart, schon Eingang in

dein Herz gefunden, es zerschmelzend, wie Schnee an der Sonne zerschmilzt, bis es zerfloß in dem auf-
richtigen Bekenntnis: „Vater, ich habe gesündigt!“?

„Bringet das beste Kleid her und ziehet es ihm an“, lautet die Antwort des Vaters auf das Bekenntnis des Sohnes, „und tut einen Ring an seine Hand und Sandalen an seine Füße; und bringet das gemästete Kalb her und schlachtet es, und lasset uns essen und fröhlich sein!“ Die Liebe, die dem Sünder entgegeneilt, ist besorgt, ihn für die Gegenwart Gottes und das Vaterhaus passend zu machen, für die wir in uns selbst völlig unpassend sind. Doch dazu hat Christus leiden müssen. Für S ü n d e n hat Er gelitten, „der Gerechte für die Ungerechten, auf daß Er uns zu Gott führe“. Und in Ihm, unserem Herrn und Heiland, danken wir jetzt dem „Vater, der uns fähig gemacht hat zu dem Anteil am Erbe der Heiligen in dem Lichte“. (1. Petr. 3, 18; Kol. 1, 12.) Jubelnd bezeugt der reuig Umgekehrte und in Christo Gerechtfertigte: „Ich hatte gesündigt und die Geradheit verkehrt, und es ward mir nicht vergolten; Er hat meine Seele erlöst, daß sie nicht in die Grube fahre, und mein Leben erfreut sich des Lichtes“. (Hiob 33, 27. 28.)

„Durchdringend bis zur Scheidung von Seele und Geist“

Eines Sonntagabends schritt ein junger Mann auf dem Wege zu einer Vergnügungsstätte durch die Straßen seiner Stadt, als jemand auf ihn zutrat, ihn anhielt und ihm ein bedrucktes Blatt reichte. Der junge Mann nahm es an und las

beim Licht der nächsten Laterne die Worte: „Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden“. (Jes. 1, 18.)

Ein spöttisches Lächeln ging über sein Gesicht. Er warf das Blatt fort und eilte weiter.

„Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden“, — was geht das mich an? Ich bin ein Freidenker und glaube nichts derart“, dachte er. Aber die Worte ließen ihn nicht los. „Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden“, — merkwürdig, ich kann nicht davon loskommen! 'Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden.' — Sünden? Sünden? Ja, aber ich glaube doch weder an ein Jenseits noch an einen Gott. Was kümmert es mich da, daß meine Sünden weiß werden sollen wie Schnee! Was sind überhaupt Sünden? Ich komme meinen Verpflichtungen nach, und damit fertig! 'Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden.' — Ich bin ein Freidenker!“ Er trat heftig mit dem Fuß auf. „Ich glaube nicht an die Bibel. Für mich gibt es nichts, das über das Grab hinausgeht! Und deshalb: Ist das Leben auch kurz, umso mehr will ich's genießen. 'Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden.' — Verwünscht! Wenn ich es doch nur aus dem Kopf bekäme! 'Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden.' — In der Tat, die Worte packen einen, und poetisch sind sie auch! Die Bibel ist doch ein merkwürdiges Buch. Ich kann begreifen, daß die, welche daran glauben, sich ihrer zur Beweisführung bedienen für ihren Glauben an einen Gott und eine Zu-

kunft, und daß sie mit einer Hartnäckigkeit, die zu ihrem Glauben im richtigen Verhältnis steht, an den biblischen Aussprüchen festhalten. ‚Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden.‘ — Wahrhaftig, eine feine, bezwingende Sprache! Wer mag die Worte haben niederschreiben lassen? Nun, vermutlich Gott. Gott? Es gibt doch keinen Gott. Daß man sich so vergessen kann! Wenn mir nur meine guten Grundsätze immer zur rechten Zeit klar ins Gedächtnis kämen, und meine logischen Beweise dazu! ‚Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden.‘ O Gott, soll ich denn die Worte nie mehr loswerden können? Da ist eine Kirche. Ich glaube, ich gehe hinein.“

Er trat ein. Es wurde ihm ein Platz in einer der letzten Bankreihen angewiesen. Ein feierliches Schweigen umgab ihn. Eben hatte der Prediger von der Kanzel herab den Text verlesen und schweig einen Augenblick, ehe er ihn noch einmal wiederholte. Dann klang seine klare Stimme: „Kommt denn und laßt uns miteinander rechten, spricht Jehova. Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden; wenn sie rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden.“

Die Sakristei jener Kirche stand nach der Predigt immer kurze Zeit offen für solche, die, von dem gehörten Wort ergriffen, noch eine besondere Unterredung wünschten. An diesem Abend befand sich unter den Zurückbleibenden einer, der unter Tränen betete: „Herr Jesus, obgleich meine Sünden weit, weit dunkler sind als Scharlach, mach Du mich weißer als Schnee!“

Des Bergmanns Erzählung

Ich bin in einem Bergwerksdorf aufgewachsen. Mein Vater starb, als ich noch ganz klein war. Da wir sehr arm waren, mußte ich schon mit zwölf Jahren für einen geringen Verdienst in der Grube arbeiten. An dieser Arbeit blieb ich vier Jahre. Dann fühlte ich den unwiderstehlichen Drang in mir, mich in der Welt umzusehen, verließ meine Heimat und ging nach D., einer größeren Bergwerksstadt, wo ich auch bald eine gut bezahlte Stelle fand. Aber das war kein Glück für mich, denn da ich jetzt genug Geld in Händen hatte, konnte ich, wie es schon lange mein Wunsch war, alle Vergnügungen auskosten, die eine Großstadt zu bieten vermag, und das tat ich in ungezügelter Weise. An Gott und Ewigkeit dachte ich nicht.

Ganz in der harten Faust Satans, irrte ich während der nächsten neun Jahre meines Lebens ruhelos von einem Ort zum anderen. Das Wort erfüllte sich an mir, das von den Gefessenen geschrieben steht: „Sie sind wie das aufgewühlte Meer; denn es kann nicht ruhig sein“. Jetzt, beim Zurückschauen, darf ich auf all meinen Wegen der Sünde und des Eigenwillens die Spuren der Gnade Gottes erkennen, die mich nicht gelassen und mich in vielen und schrecklichen Gefahren wunderbar bewahrt hat. Zweimal bin ich in der Grube mit knapper Not dem Tode des Zerschmetterterwerdens entronnen. Aber die ernstesten Warnungen blie-

ben ohne Eindruck auf mich. Unbekümmert ging ich auf dem gefährlichen, selbsterwählten Wege weiter.

In D., wohin ich nach manchen Irrfahrten schließlich zurückkehrte, heiratete ich ein mir gleichgesinntes Mädchen. Drei Jahre lang lebten wir zusammen in der Weise, wie ich es bisher getan hatte, indem wir das Leben nach Möglichkeit genossen. Da ereignete sich etwas, das mich gewaltsam aus meiner gleichgültigen Ruhe reißen sollte.

An einem Zahltage, an dem wir wie gewöhnlich sehr früh eingefahren waren, ereilte einen unserer Kameraden ein plötzlicher Tod. Kaum hatte er mit der Arbeit begonnen, als das Werkzeug seiner Hand entglitt, und er tot zu Boden stürzte. Indessen machte dieser ernste Vorfall zunächst keinen besonderen Eindruck auf mich. Nachdem sich die anfängliche allgemeine Bestürzung gelegt hatte, ging ich sorglos meinen Weg weiter. Da kam der nächste Zahltag, und die erste frühe Morgenstunde dieses Tages hatte sich Gott ersehen, um mit mir zu reden.

Ich hatte kaum mit der Arbeit begonnen, als mich die Erinnerung an den plötzlichen, unerklärlichen Tod meines jungen Kameraden so mächtig packte, daß es mir kalt über den Rücken lief. Ich versuchte, das unheimliche Gefühl loszuwerden und meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, aber umsonst. Deutlich vernahm ich eine Stimme in mir: „Wenn du nun an diesem Morgen abgerufen würdest, wie neulich der arme F.?! Wenn du heute morgen sterben müßtest?! Was würde dann aus deiner armen Seele werden?“ Es waren schreckliche Augenblicke. Der Tod starrte mir ins Gesicht, der Tod, an den ich achtundzwanzig Jahre nur mit völliger Gleichgültig-

keit gedacht hatte, der mir aber mit einemmal zur furchtbaren Wirklichkeit wurde, und der Gedanke, plötzlich in die Gegenwart Gottes, gegen den ich so lange und so viel gesündigt hatte, versetzt zu werden, ließ mich erzittern. Meine Glieder wurden wie gelähmt, sodaß ich die Hacke zur Erde fallen lassen mußte. Zum erstenmal in meinem Leben kam es mir zum Bewußtsein, daß ich verloren war, für ewig verloren, wenn ich in diesem Augenblick abgerufen wurde. Ich hatte eine solch schreckliche Angst, daß ich laut zu Gott schrie, Er möge mich nicht in meinen Sünden sterben lassen. Dieses Gebet fand Erhörung. Ich blieb am Leben. Aber die Angst wollte lange nicht weichen. Immer aufs neue quälten mich Todesgedanken. Der Tod ist ja auch eine solch furchtbare Wirklichkeit! Besonders einen Morgen in der Grube werde ich nie vergessen, an dem ich, in innerer und äußerer Finsternis, wieder von der Vorstellung gequält wurde, ich würde in der nächsten Minute meinen letzten Atemzug tun. Wie wenig ahnte ich an jenem Morgen, daß die Augen eines liebenden, erbarmungsreichen Heilands, der mich suchte, voll Mitleid auf mir ruhten, der ich tief unten in der Erde bei der Arbeit war! Ach, ich kannte Ihn nicht, den guten Hirten, der Sein Leben gelassen hat für solche, wie ich war, um sie von aller Sünde und Todesnot zu befreien — ich kannte Ihn nicht, und es verlangte mich auch nicht nach Seiner Hilfe und Rettung!

Als die furchtbare Angst schließlich etwas nachzulassen begann, nahm ich mir vor, ein neues Leben zu beginnen. Ich besuchte die Kirche, las in der Bibel, und es gelang mir auch, von meinen schlechten Gewohnheiten zu lassen. Ich nahm es genau mit mei-

nen mir selbst auferlegten Pflichten. Dadurch gewann ich allmählich eine gute Meinung von mir, die stets besser wurde, und am Ende bildete ich mir ein, es möchte mir noch gelingen, den Himmel zu verdienen. Monatelang führte ich so das Leben eines selbstgerechten Menschen.

Die Sommerferien kamen, und wie immer brachten wir einige Tage meines Urlaubs in meinem Geburtsort zu. Beim Zusammensein mit meinen alten, leichtfertigen Kameraden glitt ich unversehens wieder hinein in die alten schlimmen Gewohnheiten, und bald tat ich es meinen Gefährten in allem gleich. Bedurfte es eines deutlicheren Beweises, daß ich noch ganz der alte war? Als die Ferien zu Ende waren, war es auch mit meiner so mühsam erworbenen Gerechtigkeit zu Ende. Von da ab ging ich wieder gleichgültig meine früheren Sündenwege. Was nützte es, sich bessern zu wollen? Ich bemühte mich, jeden Gedanken an Tod und Ewigkeit zu verdrängen, und für eine Zeit gelang mir das auch. Doch als ich eines Morgens wieder in der Grube war, redete Gott von neuem zu mir, und zwar diesmal durch die Mitteilung eines unbefehrten Gefährten, daß einer seiner Freunde in voller Kraft und Gesundheit plötzlich davon gemußt hätte.

Wieder war ich monatelang der unglücklichste Mensch. Wenn ich an einem Zeitungsstand vorüberging, waren es unfehlbar Überschriften wie „Plötzlicher Tod“ oder dergleichen, auf die mein Auge fiel. Der Klang der Totenglocke machte mich ganz elend. Ich versuchte zwar noch ab und zu, mit meinen Kameraden fröhlich zu sein, aber dabei war es mir, als ob mir das Herz brechen wolle.

In diesem traurigen Zustand saß ich eines Sonntagnachmittags allein zu Hause. Ich wagte kaum mehr zu hoffen, daß dieser verzweiflungsvolle Zustand noch einmal ein Ende nehmen könnte. Da fand ich ein Büchlein, das meine Frau kürzlich von einem kleinen Jungen erhalten hatte. Da ich nichts anderes zu lesen hatte, nahm ich es zur Hand und las den darin enthaltenen Brief eines alten Mannes an einen jungen Freund. Anfänglich las ich nur aus Langeweile, aber meine Aufmerksamkeit wurde bald gefesselt. Aus dem Brief ging hervor, daß der Schreiber einst in dem gleichen jammervollen Zustand gewesen war wie ich. Bis zu dieser Zeit hatte ich noch mit niemand über meine Seele gesprochen, da ich der Ansicht war, das habe keinen Zweck, da kein Mensch je vor mir in solch elender Verfassung gewesen sei. Wenn der alte Mann, dachte ich beim Lesen, mir nun auch noch zeigen würde, wie er aus diesem Zustand befreit worden ist! Vielleicht würde es mir helfen. Und siehe da, ich las die Worte: „In dem Augenblick, als ich die bewundernswürdige Liebe Gottes sah, der Seinen eingeborenen Sohn gegeben hat, und als ich an das am Kreuzestamm für mich vergossene Blut Christi glaubte, im selben Augenblick fand ich Frieden und Freude.“

Diese Worte sagten mir, daß dem Frieden der Seele der Blick auf den gekreuzigten Christus vorangehen müsse, und zum erstenmal schaute ich im Glauben hinauf nach Golgatha. Ich glaubte, daß das teure Blut des Sohnes Gottes auch für mich am Kreuze geflossen war, und in einem Augenblick war all mein Elend geschwunden. Friede und eine Freude, die ich nicht beschreiben kann, erfüllten meine Seele.

Zwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Ich bin alt geworden, aber noch immer erfreue ich mich jenes kostbaren Friedens, den ich in der Stunde, als ich an das erlösende Blut glaubte, für die Last meiner Sünden eintauschen durfte. Von Furcht und Zweifeln habe ich während all dieser Zeit nichts mehr gewußt. Aber viele, viele Segnungen sind mir zuteil geworden. Heil ist meinem Hause widerfahren. Zehn Monate, nachdem ich errettet war, fand auch meine Frau Frieden, und von den sechs Söhnen, die uns der Herr geschenkt hat, sind vier bekehrt, und wir alle genießen täglich aufs neue die Liebe unseres Herrn und freuen uns darüber, Ihn dafür allein oder gemeinsam mit anderen Gläubigen anbetend preisen zu dürfen.

Ich habe diese Zeilen zur Warnung für solche niedergeschrieben, welche die Gefahr, in der sie sich befinden, noch nicht erkannt haben. Jeden Augenblick kann der Lebensfaden abgeschnitten werden, und was dann? o was dann? Nach dem Tode kommt das Gericht. In Seiner Gnade und Langmut ist Gott mir lange nachgegangen und hat mich oft gewarnt. Aber Er handelt nicht mit jedem so. Andere werden nicht so oft gewarnt. Möchtest du dir deshalb meine einfache Erzählung zur Warnung, aber auch zur Ermunterung dienen lassen, im Glauben nach Golgatha zu schauen, wo für jeden am Boden liegenden Sünder Hilfe zu finden ist. Moses mußte einst in der Wüste auf Gottes Geheiß eine eiserne Schlange auf eine Stange tun und diese im Lager aufrichten zur Rettung für diejenigen unter dem Volk, die den tödlichen Biß der giftigen Schlangen empfangen hatten. Wer von ihnen zu der eisernen Schlange emporschaute, der blieb am Leben. So mußte auch der Sohn des Men-

schen auf das Kreuz erhöht werden, „auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“. (Vergl. Joh. 3, 14. 15.)

Die sterbende Zigeunerin

„Der Sohn des Menschen ist gekommen,
zu suchen und zu erretten, was verloren ist.“
(Luk. 19, 10.)

Eine Zigeunerbande machte vor Jahren ihre zweifelhaften Geschäfte nahe der Stadt N. auf der Insel Wight. Eines Tages war sie plötzlich verschwunden, vermutlich weil dies und jenes vorgekommen war, was einen längeren Aufenthalt nicht ratsam erscheinen ließ. Nur ein Mitglied der Bande war zurückgeblieben, und das war eine alte Frau, die zu krank war, um das unstete Leben ihres Stammes weiter mitzuführen. So hatte man sie herzlos in der Kammer einer elenden Herberge in der Stadt zurückgelassen.

Hier wurde sie von einer jungen Gläubigen gefunden, welche die Armen in jenem Stadtteil besuchte. Die Lage des armen Weibes war mehr als trostlos. Von ihrem eigenen Volk, vielleicht von ihren eigenen Kindern verlassen, völlig mittellos, sterbenskrank, lag sie da auf einem Lager, das kaum diesen Namen verdiente. Aber der Gott der Barmherzigkeit hatte dieses arme Geschöpf in seinem Elend gesehen und ihm eins Seiner Kinder gesandt. Augenscheinlich waren die Stunden der alten Frau gezählt. Fräulein W. verlor daher, während sie zugleich für eine bessere Verpflegung der Kranken Sorge trug, keine Zeit, mit ihr

über die wichtigste aller Fragen zu reden: „Wo wirst du die Ewigkeit zubringen?“ Sie erzählte der Alten von Jesu, dem Heiland der Verlorenen, auch der verachteten Zigeuner. Das arme Weib hatte nie den Namen Jesus gehört, noch wußte sie, daß sie eines Erlösers bedurfte. Von G o t t hatte sie einen unbestimmten, aber völlig dunklen Begriff. Sie befand sich in fast heidnischer Finsternis. Aber ihre Besucherin wußte, daß die Eröffnung des Wortes Gottes Licht gibt. (Ps. 119, 130.) So bat sie ihren Herrn, den sie liebte, und dessen Hilfe sie gewiß war, um den richtigen Abschnitt für das arme, unwissende Menschenkind und las ihr dann von Jesu vor, wie Er auf dieser Erde umherging, überall Gutes tat und sich in besonderer Liebe der Armen und Elenden annahm. Den Schluß bildete das Leiden und Sterben des Herrn. Die Alte wurde aufmerksam. Die Freundlichkeit und Liebe dieses wunderbaren Menschen, dessen Ohr stets dem Ruf des Schmerzes und der Not offenstand, rührte sie, und der Bericht von der schmachvollen Behandlung, die Er von seiten der Menschen erfahren hatte, machte sie ganz unwillig.

Als Fräulein W. das nächste Mal kam, bat die Kranke sie angelegentlich, ihr noch mehr von „dem guten, vornehmen Herrn“ zu sagen, von dem sie ihr das letzte Mal vorgelesen habe. Aber als daraufhin die Besucherin der Alten begreiflich zu machen suchte, daß Jesus der S o h n G o t t e s ist, der Mensch wurde und „unter uns wohnte“, fand sie keinerlei Verständnis. Vergebens, so schien es, erklärte sie ihr auch, daß Jesus für unsere Sünden gelitten hat und gestorben ist. Wohl wuchs das Interesse der armen Zigeunerin sichtlich, aber das meiste von dem, was sie vernahm,

schien sie völlig zu verwirren. Ihr Geist war offenbar außerstande, die Heilswahrheiten aufzunehmen. Wohl fing sie an, ein Gefühl ihrer Sündenschuld zu bekommen und sogar die Notwendigkeit eines Mittlers zwischen dem heiligen Gott und sich selbst zu fühlen, aber sie konnte nicht fassen, daß Jesus sowohl Gott als auch Mensch sein, und daß Sein Blut sie von all ihren vielen Sünden reinigen könne.

Die Augen der Blinden zu öffnen und sie aus der Finsternis ins Licht zu bringen, ist Gottes Werk. Auf Seine Macht und Sein Erbarmen vertrauend, verließ Fräulein W. die Kranke.

Als sie das nächste Mal wiederkam, trug das Gesicht der alten Zigeunerin bereits den Stempel des Todes. Sie schien bewußtlos zu sein. Plötzlich aber hob sie die Hände, richtete die Augen himmelwärts und sprach deutlich und mit tiefer Inbrunst die Worte: „**Herr Jesus!**“

Zwei Worte! Aber waren sie nicht der Beweis, daß für jenes arme Weib, das jetzt auf der Schwelle der Ewigkeit stand, Jesus von Nazareth mehr geworden war als der „gute, vornehme Herr“, der umherging und den Menschen Gutes tat, und der dafür von der Welt mit dem schönsten Undank belohnt wurde? Durfte die Besucherin nicht mit Recht daraus schließen, daß Er ihr Herr und Meister, ja, ihr Heiland geworden war?

Die Sterbende äußerte nur diese beiden Worte und entschlief. Ihre Besucherin aber erinnerte sich, daß geschrieben steht: „Wer irgend den Namen des Herrn anrufen wird, wird errettet werden“ (Apostelgesch. 2, 21), und: „Niemand kann sagen: Herr Jesus! als nur im Heiligen Geiste“. (1. Kor. 12, 3.)

Und so dankte sie Gott, der dieses arme verirrte Schaf gnädiglich Seinem Sohn, dem guten Hirten, zugeführt hatte. Sie glaubte zuversichtlich, daß das alte unwissende Zigeunerweib ins Paradies eingegangen war, in das auch einst jener Räuber eingehen durfte, der neben dem gekreuzigten Erlöser am Holze gehangen hatte.

Ja, wenn unser Herr Jesus einst kommen wird, um die Kraft Seiner Auferstehung zu entfalten in den unzähligen Scharen aller derer, die gewaschen sind in Seinem Blut, dann wird auch die arme alte Zigeunerin in der Mitte dieser Glückseligen nicht fehlen, während viele von denen, die von frühester Kindheit an den Namen Jesus gehört und immer wieder ermahnt und gebeten worden sind, zu Ihm zu kommen, für ewig von jener verherrlichten Gesellschaft ausgeschlossen bleiben werden.

Graf Zinzendorf und der Räuber

Graf Zinzendorf wurde einmal auf einer einsamen Fußreise, die er im Dienst seines himmlischen Herrn machte, in einem Walde von einem Räuber überfallen, der ihm sein Geld abverlangte. Der Graf gab es ihm, klopfte ihm dann auf die Schulter und sprach:

„Und nun, lieber Freund, wenn du einmal an den Galgen kommst, dann erinnere dich daran, daß Jesus auch für deine Sünden gestorben ist. Dann kannst du vielleicht noch in Gnaden angenommen und selig werden.“

Nicht viel später fand der Graf den Mann an-



derswo wieder. Er redete ihn an, und was stellte sich heraus? Jenes Wort war dem Räuber wie ein Stachel im Herzen sitzen geblieben. Er hatte es nicht wieder loswerden können, hatte wahrhaft Buße getan und sich von Herzen zum Heiland bekehrt.

Eine unwillkommene Entdeckung

Es fällt dem Menschen im allgemeinen leichter, Gottes **A l l m a c h t** in der Schöpfung zu erkennen, als Seine **L i e b e** in der Erlösung zu erfassen. Es ist nichts Ungewöhnliches, von Ihm als dem „Allmächtigen“ oder dem „Schöpfer“ sprechen zu hören. Man muß ja auch in der Tat ganz und gar blind sein, um an Seiner Allmacht und Allweisheit zu zweifeln. „Sowohl Seine ewige Kraft als auch Seine Göttlichkeit, die von Erschaffung der Welt an in dem Gemachten wahrgenommen werden, w i r d g e s c h a u t“, lesen wir in Röm. 1, 20. Ja, Seine Göttlichkeit ist deutlich wahrnehmbar. Nur die verblendeten Gottesleugner sehen sie nicht. Aber sie sehen sie deshalb nicht, weil sie sie nicht sehen wollen. „N a c h i h r e m e i g e n e n W i l l e n“ — bezeugt die Schrift — „ist ihnen dies verborgen...“ (2. Petri 3, 5.) Indem sie ihre Augen vor der göttlichen Offenbarung verschließen, wird ihnen das Dasein von Himmel und Erde zum Geheimnis, dazu auch ihr eigenes Leben. Sind sie auch außerstande, die am Himmel funkelnden Sterne selbst nur zu zählen — bei jeder weiteren Vervollkommnung des Fernrohrs zeigt es sich, daß die vorhergemachten Berechnungen unrichtig waren —, geschweige denn, daß sie bei allem Wissen und allem Können einen einzigen der unzähligen Sterne aus seiner Stellung zu verrücken oder gar einen neuen ans Himmelsgewölbe zu setzen vermöchten, so wagen sie es doch, laut zu verkünden: „Es gibt keinen Schöpfer, es gibt keinen Gott!“ Warum aber so manche das Dasein Gottes nicht wollen,

ist nicht so schwer zu verstehen. Dieser Gott ist der „lebendige Gott“, von dem geschrieben steht, daß Er zu rein ist von Augen, um Böses zu sehen, und da Er in Seiner Heiligkeit die Sünde verabscheut und den Sünder richten muß, sucht sich der Mensch, der diesen Gedanken nicht ertragen kann, der göttlichen Wahrheit zu verschließen und das Dasein dieses Gottes überhaupt zu leugnen. „Der Tor spricht in seinem Herzen: Es ist kein Gott!“ Zweimal finden wir dieses Wort in den Psalmen. Der Tor spricht es in seinem Herzen. Ob auch in seinem Gewissen? Mancher gleicht jenem reichen Brahmanen, der in den Besitz eines ausgezeichneten Vergrößerungsglases gekommen war, mit dem er zu seinem Zeitvertreib alles Mögliche aus Tier- und Pflanzenreich um sich her untersuchte. Eines Tages — so wird erzählt — als er die zum Mittagessen bestimmten Lebensmittel durch sein Glas betrachtete, machte er die unangenehme Entdeckung, daß der Reis voll winzig kleiner Lebewesen war, die mit dem bloßen Auge nicht wahrzunehmen waren. Nun gehörte es zu seinem Glaubensbekenntnis, keinerlei Lebewesen zu vernichten. Also durfte er den Reis nicht essen. Was sollte er nun machen? Er sah keinen anderen Ausweg, als das Instrument, das ihm das widerliche Geheimnis kundgetan hatte, zu vernichten. Er warf es auf den Boden, daß es zerbrach. Aber änderte das etwas an der unangenehmen Tatsache? Keine Spur. Der Mann offenbarte durch seine Handlungsweise lediglich seine eigene Torheit. Genau so unvernünftig handelt der Mensch, der Gott verwirft, und damit Gottes Wort, das ihm die volle Wahrheit enthüllt. Er findet darin nämlich unter anderem die unangenehme Tatsache mitgeteilt,

daß es „den Menschen gesetzt ist, einmal zu sterben, danach aber das Gericht“. Daß er einmal sterben muß, ist an sich schon bitter genug. Aber diese Tatsache kann er nun einmal nicht leugnen. Jeder neue Sterbefall verkündet sie. Aber das kommende Gericht? Davon will er nichts wissen. Am liebsten würde er den lästigen Warner vernichten und Gottes Wort von der Erde hinwegfegen. Doch es wird ihm nie gelingen. Es ist mit Recht schon gesagt worden: „Die Bibel ist selbst ein ebenso großes Wunder, wie es die Wunder sind, von denen sie berichtet“. Sie hat schon vielen Stürmen getrogt, und sie wird sich auch weiter allen Anläufen ihrer Feinde gegenüber behaupten, und sollten sie noch tausendmal heftiger sein als alle vorausgegangenen. „Das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit.“ (1. Petr. 1, 25.)

Wir sagten im Anfang, daß es den Menschen im allgemeinen leichter falle, Gottes Allmacht zu erkennen, als Seine Liebe zu erfassen. Wenn wir uns nun über die Torheit derer gewundert haben, die Gottes Dasein überhaupt leugnen, müssen wir uns da nicht noch mehr darüber wundern, daß so viele von Seiner Liebe nichts wissen wollen? Aber auch das hat seinen Grund. Satan, der Lügner und Menschenmörder von Anfang, hat es von jeher verstanden, das Herz des Menschen mit Mißtrauen gegen Gott zu erfüllen. Auch heute versteht er es meisterhaft, Gott als einen harten Mann hinzustellen, der den Menschen mit Vorliebe schwere Wege gehen läßt und ihm sein bißchen Vergnügen in dieser Welt nicht gönnt. So ist das Herz des Menschen von vornherein feindlich gegen Gott eingestellt. Außerdem ist es durch die Sünde durch und durch verderbt und verhärtet worden, und

schließlich ist der Mensch trotz seiner Torheit und Verderbtheit so stolz, daß er sich von Gott nichts schenken lassen will, während er vielleicht bei den Menschen betteln geht. Bei alledem verkündet das kostbare Bibelbuch unentwegt: „Gott ist Liebe“, und bei dieser Liebe wollen wir noch einen Augenblick verweilen.

Gott ist Liebe. In der Person Seines geliebten Sohnes hat Er sich als der Freund des Sünders geoffenbart. „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.“ Jesus, der Sohn Gottes, das „Fleisch gewordene Wort“, hat kundgemacht, was im Herzen Gottes ist. Dieser Beweis von der unergründlichen Menschenliebe unseres Heiland-Gottes wäre auch dann unumstößlich, wenn selbst alle Menschen achtlos an ihr vorübergingen und so ewig verloren wären.

Ein Bild: Schnee bedeckt die weite Winterflur. Die Waldböglein nahe deiner Tür sind halbverhungert. Voll Mitleid mit ihnen fegst du den Schnee an geschützter Stelle sorgfältig weg und streust ihnen Krumen und Samen. Würden nun die Vögel, ohne ein Krümchen zu picken, davonfliegen und am Ende verhungern, so änderte das nichts an der Tatsache, daß du in deiner Freundlichkeit alles für sie getan hast, was sie am Leben hätte erhalten können.

Nun, Gott ist dem Menschen in Jesu, Seinem geliebten Sohne, nahegekommen. Ohne diese Gabe Gottes, ohne den Opfertod des Herrn Jesus, des fleckenlosen Lammes Gottes, das da kam, um die Sünde der Welt wegzunehmen, wären die Menschen für ewig

verloren gewesen. Aber Gott hat Seines eingeborenen Sohnes nicht geschont, sondern Ihn für uns alle hingegeben. Und nun bietet Er auf Grund des vollbrachten Werkes Jesu Christi allen Menschen Heil und Frieden an. Alle sind eingeladen, zu kommen und zu nehmen, was Gott zu ihrem ewigen Heil bereitet hat.

Sollten wir errettet werden, so mußte Gott dieses Opfer bringen und Seinen Sohn, die Wonne und Freude Seines Herzens, für Sünder in den Tod geben. Und Gott hat dieses Opfer gebracht. Aus Liebe zu uns hat Er Ihn nicht verschont. Durch das Werk Seines geliebten Sohnes, der am Kreuze litt und starb, hat Gott den Boden bereitet, auf dem uns geholfen werden kann. Und nun steht es bei uns, ob wir dieses Opfer annehmen wollen oder nicht. Das Werk ist vollbracht. Wie stehst du zu ihm, mein Leser? Ich gebe zu, für den stolzen Menschen ist es nicht leicht, anzuerkennen, daß in ihm nichts Gutes wohnt, und er bedingungslos auf Gnade angewiesen ist, besonders wenn er Güter aufzuweisen hat, die, menschlich betrachtet, wertvoll sind. Aber es ist der einzige Weg zur Rettung. Vor Gott ist jeder Mensch völlig untauglich. Vor Ihm ist keiner gerecht, auch nicht einer. „Denn es ist kein Unterschied, denn alle haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes, und werden umsonst gerechtfertigt durch Seine Gnade, durch die Erlösung, die in Christo Jesu ist.“ (Röm. 3, 23. 24.) So steht geschrieben. So redet Gott. Wohl dem, der sich diesem Wort beugt und die einzig richtige Folgerung daraus zieht!

„Zuflucht unter Gottes Flügeln“

Samuel Gobat, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so segensreich in Nord- und Ost-Afrika, vor allem in Abessinien, als Missionar gewirkt hat, erzählt von seinen Erfahrungen folgendes:

Einmal befand ich mich in dem schönen Libanon-Gebirge, wo ich einen jungen Scheich aufsuchen wollte, der mich schon öfter um meinen Besuch gebeten hatte, und der, wie es schien, begierig war, das Evangelium zu hören. Ich war mit meinem Begleiter noch einige Kilometer von meinem Bestimmungsort entfernt, als uns eine Hyäne in den Weg trat. Da diese Tiere auf dem Libanon nicht selten sind, und man ihnen öfter begegnet — sie sind am Tage nicht so sehr zu fürchten —, beschloß ich, ruhig meinen Weg fortzusetzen. Aber mein Führer, ein abergläubischer Mensch, weigerte sich hartnäckig, weiter mitzugehen. Weder Bitten noch ernstes Zureden vermochten ihn umzustimmen, und so war ich zu meinem Verdruss gezwungen, auf dem Wege, den ich gekommen war, wieder umzukehren und damit einen Besuch, auf den ich besonderen Wert gelegt hatte, aufzugeben. Wie aber war ich überrascht und dankbar, als mir am folgenden Tage ein Zettel zugesteckt wurde mit folgender Mitteilung von dem jungen Scheich:

„Sicherlich hat eine göttliche Hand über Ihnen gewaltet, denn ich muß Ihnen mitteilen, daß Sie gestern dem Tode entronnen sind. Ihre Feinde, die von Ihrem Besuch in Kenntnis gesetzt waren, hatten mir um Geld das Gelübde abgerungen, Sie umzu-

bringen. So erwartete ich Sie in meinem Hause mit vergifteten Speisen."

Bei einer anderen Gelegenheit hatte ich mich mit meinem Führer im Libanon verirrt. Nach langem, mühsamen Umherstreifen überfiel uns im tiefsten Dickicht plötzlich die dunkle Nacht. Feuer zu machen, war unmöglich. Im Vertrauen auf die Beschirmung Dessen, der nicht schlummert noch schläft, legten wir uns nieder und schliefen bald vor Übermüdung fest ein. Es mochte etwa eine Stunde nach Mitternacht sein, als ich durch ein unangenehmes Geheul geweckt wurde. In der Dunkelheit umherspähend, bemerkte ich zunächst nichts. Dann sah ich in der Richtung, aus der das Geheul gekommen war, zwei große Augen, die starr und funkelnd auf mich gerichtet waren. Es war wieder eine Hyäne. Im nächsten Augenblick aber vernahm ich einen Laut von der anderen Seite her. Es war jener eigenartige kurze und heisere Ruf, der mir verriet, daß dort ein Leopard lauerte. Von unserer Gegenwart angelockt, trafen diese zwei wilden Tiere an der Stelle zusammen, beide nach unserem Blut dürstend.

Ich blieb in dieser wahrhaft furchtbaren Lage vollkommen ruhig; ja, die Gegenwart der gefährlichen Raubtiere vermochte nicht einmal, meinen Schlaf zu verscheuchen. Meine Ermattung war so groß, daß ich von neuem einschlief, und zwar so fest, daß mein Führer mich nach anderthalb Stunden wecken mußte. Unsere Feinde waren noch da. Es war gerade die Gegenwart beider Tiere, der wir unsere Rettung zu verdanken hatten. Wäre der Leopard allein gewesen, so hätte er uns ohne Zweifel angefallen, aber die Gesellschaft der Hyäne war ihm unbequem, während

diese wiederum nicht wagte, sich in Gegenwart des Leopards an uns heranzumachen. So habe ich in jener Nacht, buchstäblich zwischen Leopard und Hyäne liegend, in ruhigem Schlaf neue Kräfte gesammelt. Gott hatte Seine starke Hand schützend über uns gehalten. Unbehelligt verließen wir die unheimliche Stätte.

Ein andermal trat, sechs Schritt vor mir, ein prächtiger Löwe aus dem Walde. Aber er folgte mir nur mit seinen Blicken und zog sich nach einiger Zeit still wieder in den Wald zurück.

So könnte ich noch mancherlei erzählen von wunderbaren Bewahrungen. Dem geöffneten Rachen eines Krokodils bin ich nahe gewesen und mit Not dem Biß der Giftschlange entgangen. Mehrmals habe ich Schiffbruch gelitten. Einmal brach auf offener See Feuer im Schiff aus. Während meine Mitreisenden, die noch vor wenigen Stunden über meinen Glauben gespottet hatten, verzweifelt die Hände rangen, schenkte Gott mir Kraft, still und gefaßt zu bleiben, was einen der Herren zu der Frage veranlaßte:

„Wie kommt es, daß Sie so ruhig sind? Sagen Sie mir das Geheimnis Ihrer Kraft!“

„Ich bin überzeugt“, gab ich zur Antwort, „daß nichts mich zu scheiden vermag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, meinem Herrn.“

Sowohl vor der Mordwaffe der Wilden, als auch vor gefährlichen Krankheiten bin ich bewahrt geblieben. Oft und unter vielerlei Form habe ich dem Tod ins Auge geschaut, aber ich bin ihm nicht zum Opfer gefallen, denn der Herr ist mein Hirte. Er bewahrt die Seelen Seiner Frommen.

Die drei Kameraden

In einem Landstädtchen war eines Abends unter den Bürgern Einquartierung angesagt worden. So was ruft nun in einem stillen, bürgerlichen Haushalt, in welchem fast das ganze Jahr hindurch ein Tag dem anderen gleicht, keine geringe Aufregung hervor. So befiel denn auch Vater und Mutter Kramer, die ein kleines Lebensmittelgeschäft hatten, ein nicht geringer Schrecken bei der Nachricht, daß sie einen **M a n n**, man denke sich, einen rauen, rücksichtslosen Soldaten — anders konnten sie ihn sich nicht vorstellen — für die Nacht in Quartier zu nehmen hätten. Schon sah Mutter Kramer, die ihr kleines Hauswesen in bester Ordnung zu halten pflegte, im Geiste alles drunter und drüber gehen, sah Schüsseln und Teller zerschlagen, das Fäßchen Landwein im Keller geleert, die sauberen Möbel beschmutzt und beschädigt, und was ihr sonst noch die geängstigte Einbildungskraft an Schrecklichem vormalen mochte.

Da aber an der Sache nun einmal nichts zu ändern war, machte sie in der oberen Kammer ein Bett zurecht, holte eine Wurst zu dem Kartoffelsalat, den sie neben der Suppe zum Abendbrot bestimmt hatte, füllte eine Flasche mit ihrem rötlich schillernden Landwein und erwartete dann klopfenden Herzens den wilden Krieger. Er konnte jeden Augenblick kommen, denn schon vor einiger Zeit war das Regiment mit klingendem Spiel ins Städtchen eingerückt.

Endlich klopfte es an die Haustür — ganz menschlich und sanft, nicht mit dem Gewehrkolben, wie sie erwartet hatte. „Das kann die Einquartierung nicht sein“, dachte sie und ging, um die Tür zu öff-

nen. Aber siehe, ein Kriegermann in voller Ausrüstung stand leibhaftig vor ihr.

„Guten Abend, Mutter!“ rief der junge Soldat, ihr zutraulich die Hand zum Gruß entgegenstreckend. „Es tut mir leid, daß ich Euch Mühe mache, aber ich will mich inachtnehmen, so gut ich kann, und ein Stück Brot und 'nen Becher Wasser werdet Ihr sicher noch übrighaben.“

Frau Kramer wurde bei den Worten ihres Soldaten ganz wunderbarlich zumute. Sie traute ihren Ohren nicht und wartete immer noch auf ein paar fürchterliche Flüche, die hinterdrein kommen mußten, aber es kamen keine. So stand sie ganz verblüfft da, und wer weiß, wie lange sie noch so gestanden haben würde, wenn der Soldat nicht schließlich gefragt hätte:

„Mutter, geht's da die Treppe hinauf in die Stube?“

Da erst fand sie sich wieder zurecht und leitete nun freundlich ihren Quartiergast nach oben. In der Stube wurde auch der Hausvater mit einem freundlichen Handschlag begrüßt. Dann stellte der junge Mann sein Gewehr in die Ecke, nahm Tornister und Koppelzeug ab und setzte sich müde, recht müde, nicht auf das einfache Sofa, sondern auf einen hölzernen Stuhl am Tisch.

„Ja, ja, das bringt Euch wohl rechte Unruhe ins Haus, so ein fremder, ungeladener Gast, nicht wahr, Mütterchen?“ fing der Soldat wieder an, da die Hausfrau immer noch keine Worte finden konnte. — „Habt Ihr auch Kinder?“ fragte er dann.

Das öffnete der Mutter den Mund.

„Ja“, sagte sie, „eine verheiratete Tochter und einen Sohn in der Fremde.“

„Und habt Ihr gute Nachricht von ihm?“

„Es sind schon fünf Monate her, daß wir die letzte Nachricht von ihm erhalten haben“, erwiderte Frau Kramer, nicht ohne einen Anflug von Bewegung. „Gott weiß, was aus unserem Fritz geworden ist.“

Dabei trat so etwas wie eine Träne in ihr Auge. Aber das kam nicht allein von der Erinnerung an ihren Fritz, sondern auch davon, daß es mit dem „wilden Krieger“ so ganz anders gekommen war, als sie gefürchtet hatte. Der Mensch da in der Uniform kam ihr so gut und fromm vor.

Doch dann erinnerte sie sich, daß es an der Zeit war, dem Soldat, der recht hungrig und durstig sein mochte, das Essen fertig zu machen. Schnell wurde der Tisch gedeckt, die Flasche Wein darauf gestellt und die Suppe aufgetragen. Da rückte denn der Krieger seinen Stuhl näher an den Tisch, faltete die Hände, blieb eine Weile still und andächtig und löffelte dann seine Suppe. Man sah, wie es ihm schmeckte. Als aber nach der Suppe noch die Wurst und der leckere Kartoffelsalat aufgetragen wurden, da warf der Soldat Mutter Kramer einen besonders dankbaren Blick zu, der ihr richtig zu Herzen ging.

Als das Essen vorüber war, begann er wieder: „Nun komme ich mit einer großen, großen Bitte. Ich habe zwei Kameraden, die anderswo einquartiert sind, eingeladen, heute abend noch zu mir in mein Quartier zu kommen. Erlaubt Ihr uns dreien wohl ein Stündchen zusammen?“

Was sollte Mutter Kramer auf diese Bitte antworten? Erfreut war sie nicht darüber, denn wenn sie auch ihren Soldaten als einen Mann des Friedens

kennen gelernt hatte, wer bürgte ihr dafür, daß die Kameraden die gleiche Gesinnung hatten? Der Quartiergast merkte wohl ihr Zögern und setzte deshalb hinzu:

„Wir wollen nichts tun als ein Kapitel aus der Bibel miteinander lesen und ein paar schöne Lieder singen. Wenn's Euch aber nicht recht ist, schicke ich meine Kameraden wieder fort.“

Das aber wollte Mutter Kramer auch nicht. Wenn die Männer miteinander in der Bibel lesen wollten, war kaum Böses von ihnen zu erwarten. So sagte sie einfach:

„Laßt sie nur kommen.“

Es dauerte auch nicht lange, da kamen die erwarteten Gäste. Sie grüßten freundlich. Die Hausfrau stellte ihnen Stühle hin und lud sie ein, Platz zu nehmen, holte noch zwei Gläser herbei und machte Miene, die nur halb geleerte Flasche frisch zu füllen.

„Nichts da, Mutter“, rief ihr Quartiersmann, „wir trinken nichts mehr.“

Der Hausherr hatte sich's unterdessen auf dem Sofa bequem gemacht. Seine Frau setzte sich neben ihn, und so warteten sie der Dinge, die da kommen sollten.

Die jungen Leute stimmten zunächst ein geistliches Lied an. Es klang gut und kam ihnen offenbar von Herzen. Dann zog jeder ein kleines Neues Testament aus der Tasche, und einer nach dem anderen las abwechselnd einen Vers vor. Es war das erste Kapitel des Evangeliums Johannes. In der zweiten Hälfte dieses Kapitels wird bekanntlich berichtet, auf welche Weise die ersten Jünger, und zwar jeder auf seine besondere Art, zu dem Herrn Jesus geführt wurden.

Als sie mit dem Lesen zu Ende waren, wies einer der drei Männer auf jenen Umstand hin und bemerkte, es sei immer noch so wie damals. Auch in den heutigen Tagen gefalle es Gott, den einen so, den anderen so zum Heiland zu führen. Gerade in dieser Mannigfaltigkeit der Führungen, meinte er, tue sich Gottes Weisheit und suchende Liebe auf herrliche Weise kund.

„Wie wäre es“, fügte er hinzu, „wenn jeder von uns einmal seine Befehrungsgeschichte erzählte?“

So geschah's. Jeder der drei Soldaten wußte Großes von Gottes Weisheit, Güte und Geduld aus seinem Leben zu erzählen und zu rühmen.

Unterdes saß das alte Ehepaar im Halbdunkel auf dem Sofa. Beiden war das Weinen näher als das Lachen. Einer solchen Unterhaltung hatten sie im Leben noch nicht beigewohnt, Worte, wie sie sie an diesem Tage hörten, noch nie vernommen. Als der dritte eben mit seiner Erzählung fertig war, entfuhr der Hausfrau ein tiefer Seufzer.

„Nun, Mütterchen, müßt Ihr uns auch Eure Geschichte erzählen“, wandte sich ihr Quartiersmann freundlich zu ihr.

Die Frau fuhr mit der Schürze an die Augen und erwiderte:

„Ach, ich habe keine Geschichte!“

Das war eine beredte, vielsagende Antwort. Freilich hatte der Fragesteller kaum eine andere erwartet. Er hatte längst gemerkt, daß die biedereren alten Leutchen nichts von einer wahren Umkehr, nichts von der Buße zu Gott, sowie von dem Glauben an den gekreuzigten Heiland wußten und so noch keine Geschichte in seinem und seiner Kameraden Sinn zu erzählen hatten.

Das gab denn den lieben jungen Männern Anlaß, in herzlicher Liebe der ganz weich gewordenen Frau den Weg zu zeigen, wie auch sie wiedergeboren werden und Frieden für ihr Herz und Ruhe für ihr Gewissen finden könne. Und am Ende geschah das Unerhörte, daß nicht nur die drei Kameraden, sondern mit ihnen auch der Hausherr und seine Frau die Kniee beugten vor dem Gott aller Gnade.

Mutter Kramer aber soll in jener Nacht kein Auge zugetan haben, und so ernstlich ist es ihr von Stund' an um ihr Seelenheil zu tun gewesen, daß sie nach etlichen Wochen ihrem lieben „wilden Krieger“, mit dem sie fortan im Briefwechsel stand, schreiben konnte, daß sie samt ihrem Manne zum lebendigen Glauben an den Herrn Jesus Christus gekommen sei und nun endlich auch eine Geschichte zu erzählen habe. — Und du, mein lieber Leser?

Ist die Bibel Gottes Wort?

Der fromme Vize-Admiral Graf Waldegrave, der im Oktober 1851 in England starb, war in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens ein ebenso treuer Streiter für die Sache seines Herrn und Heilandes Jesus Christus, wie er stets ein tüchtiger und tapferer Seesoldat gewesen war. Vor allem hatte er ein warmes Herz für die Heidenmission. Auf welche Weise er aus einem Gegner der Mission zu einem ihrer eifrigsten Förderer geworden ist, möchten wir unseren Lesern erzählen.

Am 7. Februar 1829 wurde Waldegrave von der britischen Regierung beauftragt, mit einem Kriegs-

schiff nach der Südsee zu segeln, um sich über den Zustand der zum Christentum bekehrten Südsee-Inulaner zu unterrichten. Im Mai 1830 ging das Schiff vor der Insel Karotonga vor Anker, gerade an einem Tage, als dort ein Missionsfest gefeiert wurde.

Waldegrave wohnte mit seinen Offizieren verschiedenen Versammlungen bei, unter anderen auch einer Abendzusammenkunft, in der einige der bekehrten Eingeborenen Ansprachen hielten, die für die englischen Gäste übersetzt wurden. Aus dieser Versammlung kehrte der Admiral mit mancherlei Fragen und Zweifeln im Herzen auf sein Schiff zurück.

„Die Inulaner“, gab er seinen Offizieren gegenüber seine Bedenken zum Ausdruck, „scheinen mir den Papageien zu gleichen. Sie schwätzen nach, was man ihnen vorgesagt hat.“

Dem aber widersprach der Schiffskapitän, der die Leute besser kannte, woraufhin der Admiral sich entschloß, die Sache näher zu prüfen.

Am folgenden Tage begaben sich die englischen Besucher in das Haus des Missionars, und Waldegrave bat ihn, einige seiner bekehrten Inulaner zusammenzurufen, damit er ihnen ein paar Fragen vorlegen könne. In kurzer Zeit erschienen fünfzehn Eingeborene.

„Diese Herren“, sagte ihnen der Missionar, „möchten euch gern einiges fragen.“

„Glaubt ihr“, wandte Waldegrave sich an die Inulaner, „daß die Bibel Gottes Wort ist?“

Die einfachen Männer schienen über diese Frage nicht wenig erstaunt zu sein, hatten sie doch bisher keinen Augenblick an dieser Tatsache gezweifelt. Nach einer Pause antwortete einer von ihnen:

ist.“ „Sicher glauben wir, daß die Bibel Gottes Wort

ist.“ „Aber warum glaubt ihr das?“ forschte der Admiral. „Könnt ihr mir Gründe dafür angeben?“

„Ich selbst und meine Landsleute“, erwiderte der vorige Sprecher, „scheinen mir ein deutlicher Beweis dafür zu sein, daß die Bibel göttlichen Ursprungs ist. Sehen Sie nur, was sie unter uns ausgerichtet hat! Die furchtbaren Greuel, worin wir seit undenklichen Zeiten in tiefster Nacht dahingelebt haben, sind verschwunden, seit die Bibel zu uns gekommen ist. Was anders als sie hätte den schrecklichen Götzendienst, dem wir so lange ergeben waren, überwinden können? Ein bloß menschliches Wort wäre nicht imstande gewesen, uns zu veranlassen, die falschen Götter hinwegzutun. Das vermochte nur Gottes Wort.“

Ein anderer erklärte:

„Ich muß die Bibel wegen der Reinheit ihrer Lehre als Gottes Wort betrachten. Wir hatten früher auch einen Gottesdienst. Aber wie schwarz und finster war er, verglichen mit der hellen, sonnenklaren Wahrheit, die die Bibel uns offenbart! In ihrem Lichte lernten wir verstehen, daß wir Sünder sind. Aber sie hat uns auch einen herrlichen Weg gezeigt, auf dem wir von aller Sünde gereinigt, von der Macht der Finsternis errettet und von der Gewalt des Todes befreit werden konnten. Sie lehrte uns, daß Gott uns so geliebt hat, daß Er Seinen eingeborenen Sohn für uns gab, daß Jesus aus freier Liebe alle unsere Sünden auf sich nahm und für uns starb. Was anders als die Weisheit und die Wundermacht der Liebe Gottes hätte den Menschen eine solche Lehre übermitteln können?“

Ein dritter führte aus:

„Wenn ich mich selbst betrachte, so finde ich, daß mein Körper viele Gelenke hat, die es allen meinen Gliedern ermöglichen, sich leicht und frei zu bewegen. Will ich etwas greifen und festhalten, so dienen mir dazu die Gelenke meiner Hände. Will ich laufen, so erfüllen die Gelenke meiner Füße ihren Dienst. Will mein Mund etwas aussprechen, was mein Herz bewegt, so sind es die Gelenke meiner Kinnlade, die es mir ermöglichen. Welch eine Weisheit war dazu nötig, meinen Körper so einzurichten, daß er dies alles zu tun vermag!“

Der Sprecher machte hier eine Pause und schaute die vornehmen Gäste ruhig an. Dann fuhr er fort:

„Und nun finde ich, daß die Weisheit, welche die Bibel gemacht hat, ganz der Weisheit entspricht, die meinen Körper gebildet hat. Bei wem anders aber als bei Gott ist solche Weisheit zu finden? Wie nun die Einrichtung meines Körpers vollkommen allen meinen körperlichen Bedürfnissen entspricht, so entspricht die Bibel vollkommen allen Bedürfnissen meiner Seele. Es muß dieselbe Weisheit sein, die beide gemacht hat, und darum glaube ich, daß die Bibel Gottes Wort ist.“

Waldegrave war aufs höchste erstaunt über die verschiedenen Antworten. Solches hatte er nicht erwartet, und ganz überwältigt rief er aus:

„Von diesem Tage an stehe ich von ganzem Herzen zur Mission!“

Er hat dieses Gelübde bis an sein Lebensende treu gehalten. Das Erlebnis auf Marotonga hat er manches Mal mit großer Freude erzählt.

Der Schafhirt

Zur Zeit, als Karl II. in England regierte, war das Gut Hindley mit seinem prächtigen alten Park einer der größten und ansehnlichsten Herrensitze des Landes. Es gehörte dem reichen Baron Thomas Hindley, einem Landedelmann aus altem Geschlecht. Der das Schloß umgebende Park fand seine Fortsetzung in einem großen Wald, der in flaches, ödes Moorland auslief — im Sommer ein riesiger Weideplatz für die Schafe und Rinder des Schloßherrn sowohl als auch seiner Pächter.

Da, wo der Wald an die Moorlandweide grenzte, stand ein einsames Häuschen, die Moorhütte genannt. Viele Jahre lang hatte das Hüttlein, obgleich es festgefügt und wohnlich war, leergestanden, weil niemand in dem einsam gelegenen Häuschen wohnen wollte, denn außer dem Wild aus Wald und Moor kam nur selten ein Lebewesen in seine Nähe. Aber zur Zeit, da unsere Erzählung beginnt, wohnte eine Witwe mit ihrem einzigen Kinde darin.

Frau Westford war die Witwe eines ehemaligen Gutspächters. Kurz nach der Geburt ihres Söhnchens war ihr Mann gestorben, und sie selbst war durch mancherlei Mißgeschicke ganz verarmt. Einige Jahre vor Beginn unserer Erzählung war sie auf hart ge-

frorenem Boden so unglücklich zu Fall gekommen, daß sie seitdem gelähmt war. Sie konnte sich nur noch an Krücken fortbewegen. Aber Frau Westford war eine tapfere Frau. Für ihre Wohnung brauchte sie keine Miete zu bezahlen. Die Benutzung des Häuschens, einschließlich der Erlaubnis, eine Kuh auf der Moorweide grasen zu lassen und dürres Holz im Wald zu sammeln, galt als Entgelt für die Bedienung des nebenan liegenden äußersten Gutstores, durch das aber nur hin und wieder ein Wildhüter oder ein verirrter Wanderer seinen Weg nahm. Die langen Winternächte in der einsamen Heide waren alles andere als angenehm. Aber Frau Westford vertraute sich mit ihrem Kinde dem Schutz des Höchsten an, dessen freundliche Fürsorge sie darin erblickt hatte, daß Er sie in größter Not diese Wohnstätte hatte finden lassen. Ihren Unterhalt erwarb sie durch das Verfertigen von Spitzen, die der Gutsverwalter und dessen Gattin ihr gern abnahmen. In ihrer Weltabgeschlossenheit war Alban, ihr Junge, ihre ganze Freude.

Alban trug seinen ungewöhnlichen Namen zum Andenken an einen Mann, der ehemals in der Gegend sehr geschätzt und verehrt worden war. Herr Alban Harvey war zur Zeit des alten Barons Hindley, des Vaters des jetzigen Besitzers, der treue und hingebende Pfarrer der kleinen Gutsgemeinde und der umliegenden Ortschaften gewesen, und alle, die ihn gekannt, außer Baron Hindley selbst, hatten ihn geliebt. Der junge Pfarrer hatte mit tiefem Schmerz beobachtet, daß die Sonn- und Feiertage im Schloß nur dem Spiel und Sport gewidmet waren, und einmal hatte er es gewagt, dem Gutsherrn das Verfehrte seines Tuns vorzuhalten. Die Folge davon

war, daß Baron Hindley ihn entlassen und einen Mann an seine Stelle gesetzt hatte, der gegen die sonntäglichen Gesellschaften und das weltliche Treiben auf dem Schloß nicht nur nichts einzuwenden hatte, sondern der selbst der Jagd und dem Sport sehr ergeben war. Von Herrn Harven aber hatte seit jener Zeit niemand mehr etwas gehört.

Inzwischen war der alte Baron gestorben, und sein Sohn hatte das väterliche Erbe angetreten. Er war nicht viel anders als sein Vater. Nur weilte er selten auf Hindley, sondern verbrachte mit seiner Gattin, einer reichen Londonerin, den größten Teil seiner Zeit am Hofe Karls II. Das alte Landschloß sah seine Besitzer nur auf wenige Wochen im Hochsommer. Im übrigen blieb es der Hut einiger Diener aus der Zeit des alten Barons überlassen unter der Aufsicht des langjährigen Gutsverwalters.

Verwalter Pack tat so ziemlich, was ihm gefiel. Mit dem sportliebenden Pfarrer stand er auf gutem Fuße, während er die sogenannten „Frommen“ nicht leiden mochte. Trotzdem hatte er Frau Westford, obwohl ihr Mann, wie man wußte, mit dem vertriebenen Pfarrer befreundet gewesen war, die Moorbütte überlassen. Vielleicht sprach hierbei auch der Umstand mit, daß er die von Frau Westford kunstvoll verfertigten Spitzen, die in jenen Zeiten sehr gesucht waren, zu einem niedrigen Preise erhielt.

Alban war jetzt elf Jahre alt. Er war ein frischer, aufgeweckter Knabe und für sein Alter groß und kräftig. Die von Kindheit an miterlebten Nöte und Entbehrungen hatten seinem Wesen ein Gepräge aufgedrückt, das ihn ernster und älter erscheinen ließ als die meisten seiner Altersgenossen. Alban war

der Mutter rechte Hand. Er versorgte die Kuh, sammelte Brennholz, verrichtete alle Hausarbeiten, die die Mutter nicht tun konnte, und erledigte den Spitzenverkauf sowohl als auch die kleinen Einkäufe auf dem fernen Dorfmarkt. Die schwere Not, durch die Mutter und Kind gemeinsam zu gehen hatten, hatte das Band der Liebe zwischen ihnen immer mehr gefestigt und ihre Herzen aufs innigste miteinander verbunden.

„Mutter“, sagte Alban eines Tages, „ich wollte, ich wäre ein Mann und könnte tüchtig arbeiten, dann brauchtest du dich nicht mehr so zu plagen mit dem ewigen Klöppeln, wofür du doch so wenig bekommst.“

„Hab' nur Geduld, mein Kind“, tröstete die Witwe freundlich, „es kommt schon alles zu seiner Zeit. Du kennst doch das Sprichwort: „Gottes Zeit ist immer die beste“. Bis dahin müssen wir uns fein gedulden. Wenn meine Augen einmal schwach zu werden beginnen, dann werden deine Arme mittlerweile stark genug geworden sein, um für uns beide zu arbeiten.“

„Wenn ich nur etwas lernen könnte!“ seufzte Alban. „Dann könnte ich Handlungsgehilfe werden. Der Tuchhändlerssohn, der in London war, erzählte mir, daß dort niemand so gesucht sei und so gut bezahlt werde wie die, die mit der Feder umzugehen wüßten. Ach, Mutter, wenn ich nur etwas Tüchtiges werden könnte! Und wie gern möchte ich lesen lernen! Der Diener unseres Pfarrers sagte, es gebe ein Buch, das heiße die Bibel. Darin könne jeder selbst alles lesen, was Gott für die Menschen getan hat, und wie man leben müsse, um Ihm wohlgefällig

zu sein. O Mutter, wenn ich dir doch aus diesem Buche einmal vorlesen könnte!“

„Das wünschte ich auch sehr, mein Junge“, erwiderte die Mutter. „Doch wir müssen zufrieden sein. Wir sind arm, und für arme Leute gibt es keine Schulen, um Lesen und Schreiben zu lernen.“

Frau Westford sprach mit diesen Worten leider die Wahrheit. Das Volk lebte mit Ausnahme der begüterten Kreise in grober Unwissenheit dahin. Bibeln und andere Bücher waren rar, und der Dienst an den Seelen lag vielfach Männern ob, die, wie der sportliebende Pfarrer des alten Barons Hindley, sich weder um die zeitliche noch um die geistliche Wohlfahrt der ihnen anvertrauten Herde kümmerten. Es war in der damaligen Zeit eine große Seltenheit, wenn eine Bauersfrau lesen und schreiben konnte. Auch Frau Westford verstand nichts davon.

Das trauliche Gespräch im Hüttlein war nach dem letzten Wort der Witwe verstummt. Alban saß vor dem Kaminfeuer und blickte nachdenklich in die knisternde Glut. Es war ein trüber Novemberabend, kalt und neblig. Frau Westford arbeitete bei Kerzenlicht. Unermüdlich flogen die Klöppel auf dem Rissen hin und her. Plötzlich aber hielt sie inne. Alban fuhr auf. Von außen ließen sich Fußtritte vernehmen, und gleich darauf klopfte es an die Tür. Erschrocken schauten Mutter und Sohn einander an. Sie hatten bisher noch nicht erlebt, daß jemand zur Nachtzeit an ihre Tür gekommen war, und wußten im ersten Augenblick nicht, was sie tun sollten.

„Öffnet, ihr lieben Leute, und gewährt zwei armen, verirrtten Wanderern Schutz vor Kälte und Nebel“, ertönte jetzt eine Männerstimme. „Ich flehe

euch an, öffnet, sonst stirbt mein armes Weib vor Erschöpfung."

"Laß mich öffnen, Mutter", bat Alban, und die Witwe zögerte nicht, ihre Zustimmung zu geben.

"Schiebe in Gottes Namen den Kiegel zurück, mein Junge", sagte sie. "Wie dürften wir bei solchem Wetter jemand die Nacht im Freien zubringen lassen?"

Als Alban geöffnet hatte, wandte ein Mann herein, der in seinen Armen die scheinbar leblose Gestalt einer Frau hielt.

"Sie ist nicht tot, nur vor Kälte und Übermüdung völlig erschöpft", erklärte er, als die Witwe ihn entsetzt anschaute. "Gott und Euch sei Dank für diese Zuflucht!"

Während er sprach, öffnete die Frau die Augen und flüsterte ein Dankeswort. Sie schien in der Tat ihr Letztes an Kraft hergegeben zu haben.

Frau Westford und ihr Junge taten alles, um es den Fremden in ihrem Hüttlein behaglich zu machen. Der erste Blick hatte sie davon überzeugt, daß sie es nicht mit gefährlichen Leuten, mit Landstreichern oder gar noch schlimmeren Menschen, zu tun hatten, vor denen sie sich in ihrer entlegenen Behausung wohl zu hüten gehabt hätten. Zwar waren die Kleider der Fremden ärmlich genug, aber ihre Sprache und ihr Wesen waren von so edler Art, daß die Witwe und ihr Sohn geneigt waren, sie für verkleidete Personen von Stand und Rang zu halten. Darin hatten sie sich jedoch offenbar getäuscht, denn nachdem die Fremden sich ein wenig erholt und sich an dem heißen Tee und den vorgesetzten Speisen erquickt hatten, erklärte der Mann, er sei mit seiner Gattin



.... Als Alban geöffnet hatte, wankte ein Mann herein, der in seinen Armen die scheinbar leblose Gestalt einer Frau hielt.

„Sie ist nicht tot, nur vor Kälte und Übermüdung völlig erschöpft“, erklärte er, als die Witwe ihn entsetzt anschaute. „Gott und Euch sei Dank für diese Zuflucht!“

auf dem Wege zum Herrenhause. Sie hätten gehört, es werde ein Schäfer gesucht, und er hoffe, die Stelle zu erhalten. Bei dem dichten Nebel seien sie vom Wege abgekommen und stundenlang umhergeirrt, bis die Vorsehung sie an ihre Tür gebracht habe.

Als Alban das letzte Mal mit seinen Spizen bei dem Gutsverwalter gewesen war, hatte er ihn darüber klagen hören, daß er in diesem Winter, wo die Schafherde größer sei als gewöhnlich, keinen vertrauenswürdigen Schäfer bekommen könne. Der kluge Knabe wußte einen klaren Bericht darüber zu geben, was der Schäfer an Lohn zu erwarten hatte — ein Wohnhäuschen auf der offenen Heide zur Seite des Schafstalles, eine wöchentliche Zuteilung einfacher Lebensmittel und einen Barlohn von etwas über sechzig Mark im Jahr. Der Fremde erklärte sich mit dieser Bezahlung zufrieden, und seine Frau sprach die Hoffnung aus, daß ihr Mann die Stelle erhalten möchte, damit sie, ehe die schlimmsten Winterstürme kämen, ein Heim hätten.

Die armen Reisenden nahmen das freundliche Angebot der Witwe, in ihrem Häuschen zu bleiben, bis sich ein anderes Obdach für sie gefunden habe, herzlich dankend an. Sie erzählten, sie kämen aus der Umgegend von Orford, wo der Mann, der sich Groves nannte, auf ebenso wildem, ödem Moorland, wie es die Weide von Schloß Hindley sei, Schafe geweidet habe. Als es Zeit war, sich zur Ruhe zu begeben, zog der Fremde ein vielbenutztes Buch aus der Tasche und fragte freundlich, ob er ein Kapitel aus der Bibel vorlesen und beten dürfe.

„Ist das Buch die Bibel? Und könnt Ihr sie lesen, lieber Meister Schafhirt?“ rief Alban, entzückt

darüber, einen Menschen zu finden, der die Kunst verstand, nach der er so sehnlichst verlangte.

„Ja, mein Junge“, erwiderte Groves lächelnd, „dieses Buch ist das Neue Testament. In meiner Jugend hatte ich das Vorrecht, lesen zu lernen. Ich wünschte nur, daß alle Leute dieses Buch kennen und imstande wären, es zu lesen!“

„O wenn ich doch nur lesen lernen könnte!“ entfuhr es dem Knaben.

„Nun, mein Junge, wenn du dazu so große Lust hast, dann würde es mir — sollte ich die Stelle als Schäfer hier erhalten — eine Freude sein, dich im Lesen zu unterrichten, zum Dank dafür, daß ihr, deine Mutter und du, uns in unserer Not so freundlich aufgenommen habt.“ Darauf las er einen kurzen Abschnitt vor und dankte dann in einfachen, von Herzen kommenden Worten dem Geber aller guten Gaben für all Seine Liebe und Freundlichkeit und besonders dafür, daß Er sie durch Nacht und Nebel unter das schützende Dach gebracht habe.

Wohl noch nie war aus der einsamen Moorhütte solch ein Gebet zu Gott emporgestiegen wie das, das Frau Westford und Alban an diesem Abend zu hören bekamen. Als es beendet war, und man sich zum Schlafen niederlegte — den beiden Fremden wurde ein einfaches Lager zurechtgemacht —, konnte Alban vor Freude über die Aussicht, vielleicht lesen lernen zu dürfen, lange nicht einschlafen.

Am nächsten Morgen brachte er den Fremden zu dem Verwalter. Herr Groves erhielt den gewünschten Posten, und noch am gleichen Tage zog das Ehepaar in die kleine Schäferwohnung auf dem Moor ein.

Jetzt war die Moorhütte nicht länger die einsame, von allem Verkehr abgeschlossene Behausung. Eine innige Freundschaft entspann sich zwischen den beiden kleinen Familien. Die Schafe von Schloß Hindley waren unter ihrem neuen Hirten in der besten Hut. Schon nach kurzer Zeit machte Herr Pack die Bemerkung, er könne Groves getrost eine ungezeichnete und ungezählte Herde anvertrauen. Doch der treue Schäfer fand auch noch Zeit genug, seinem jungen Westford gegebenes Versprechen einzulösen. Wenn das Tagewerk vollbracht, die Schafe wohlverwahrt in der Hürde waren, und es nicht allzu sehr stürmte, wanderten Mann und Frau zur Moorhütte, um die langen Abende bei der stillen Witwe und ihrem lernbegierigen Sohn zu verbringen. Alban machte im Lesen und Schreiben gute Fortschritte. Aber noch Wichtigeres hörten und lernten Mutter und Sohn von ihren freundlichen Nachbarn. Bei jedem Besuch las der Schäfer einen Abschnitt aus der Bibel vor und legte, nachdem er gebetet hatte, das Gelesene in so anschaulicher Weise aus, daß aller Herzen dabei warm und weit wurden.

So verging der Winter, und der Sommer mit seinen so viel angenehmeren Sonnentagen zog ins Land. „Armut drückt nicht so schwer, wenn die Sonne lacht“, pflegte die Witwe zu sagen. Die Armut, an die sie ihr ganzes Leben gewöhnt war, drohte in diesem Jahr zu Mangel und Entbehrung zu führen. Jeder in und um Schloß Hindley, der nur Verwendung dafür hatte, war zur Genüge mit den fleidsamen Spitzen versehen. Indes hatte Frau Pack versprochen, ein gutes Wort bei der Baronin für Frau Westford einzulegen, und sie aufgefordert, einige be-

sonders kunstvolle Sachen anzufertigen, damit sie sie der verwöhnten Dame vorlegen könnte. Auf diesen Vorschlag hin hatte die Witwe sich an die Arbeit gemacht und sie gerade zu dem Zeitpunkt vollendet, als Herr Thomas und seine Gattin zu ihrem jährlichen Besuch auf Schloß Hindley eintrafen.

Sonst war das Schloß während des kurzen Sommeraufenthalts seiner Besitzer immer voll fröhlicher Gäste. In diesem Jahre aber blieb alles still. Nicht ein Besucher schien geladen zu sein, und das Sechsgespann — gewöhnlich das einzige, was die Gutsleute von ihrer Herrschaft zu sehen bekamen — zeigte sich nicht ein einziges Mal. Der Sinn des freiherrlichen Paares war in diesen Wochen nicht auf Fest und Fröhlichsein gerichtet. Die Baronin, die schon den Winter über nicht wohl gewesen war — sie hatte sich auf einem Maskenball eine hartnäckige Erkältung zugezogen, die trotz aller angewandten Mittel nicht hatte weichen wollen —, war unmittelbar nach ihrer Ankunft im Schloß erkrankt, und der Arzt hatte ihr nicht verhehlt, daß ihre Lungen in ernster Gefahr seien. Das war eine schreckliche Kunde für ein Menschenkind, das nur dem Vergnügen und den Eitelkeiten dieser Welt gelebt, nie aber an Tod und Ewigkeit gedacht hatte. Die Eröffnung des Arztes lenkte die Gedanken der kranken Schloßfrau plötzlich in eine ganz andere Richtung. Zum erstenmal in ihrem Leben dachte Lady Hindley daran, daß es ein Weiterleben nach dem Tode geben möge, und dieser Gedanke erfüllte die elegante Weltdame mit Grauen.

In ihrer tiefen Niedergeschlagenheit bat die Kranke ihren Gatten, ihr einen Geistlichen zu holen, der sie beraten und mit ihr beten könne. Herr Tho-

mas, der seine Gattin herzlich liebte, und der über die Aussage des Arztes nicht minder bestürzt war, als sie selbst, sandte sogleich einen Boten ins Pfarrhaus. Der Mann fand den geistlichen Herrn gestiefelt und gespornt und im Begriff, sein Pferd zu besteigen, um zur rechten Zeit bei dem in der Kreisstadt stattfindenden Rennen zu sein.

„Meine Empfehlung an den Herrn Baron, und ich käme morgen früh zum Schloß! Frau Baronin wird es bis dahin sicher besser gehen, und ich möchte unter keinen Umständen dieses Rennen versäumen.“ Das war die Antwort, die der sportlustige Seelsorger noch im Begreiten dem verblüfften Boten mit auf den Weg gab.

Diesem blieb nichts anderes übrig, als mit diesem Bescheid zu seinem Herrn zurückzukehren. Herr Thomas, der in seiner Angst mit wirklichem Verlangen nach dem Kommen des Pfarrers ausgeschaut hatte, war über die herzlose Antwort aufs äußerste empört, und sein Zorn kannte keine Grenzen.

An dem gleichen Morgen hatte Frau Westford, die von der Lage der Dinge im Schloß keine Ahnung hatte, die fertige Spitzenarbeit durch Alban ins Herrenhaus gesandt. Im Schloßhof traf der Junge den Baron und war Zeuge, wie dieser seinem Zorn über den Pfarrer Luft machte.

„Wie konnte mein Vater nur“, hörte er ihn sagen, „einem solchen Mann diesen Posten geben? Wüßte ich nur einen Menschen, ganz gleich, wer er ist, der imstande wäre, meiner Frau den gewünschten Dienst zu leisten und mit ihr zu beten — der pflichtvergessene Wicht sollte mein Haus nicht mehr betreten!“

„Bitte, Herr Baron“, sagte Alban, beherzt herzutretend und sich vor dem Schloßherrn verneigend, „Euer Schäfer Groves ist ein Mann, der beten und die Bibel auslegen kann. Meine Mutter sagt, er bete gerade so schön wie der Prediger, den sie in ihrer Jugend gehört hat.“

„Dann geschwind, Junge, den Schäfer Groves hierhergeholt!“ rief der Baron.

In diesem Augenblick bemerkte Alban seinen geliebten Lehrer, der kam, um seinen Wochenlohn in Lebensmitteln in Empfang zu nehmen. Der Junge winkte ihn heran.

„Könnt Ihr beten, Schäfer?“ fragte der Edelmann, als Groves vor ihn trat.

„Gott verhüte, ehrenwerter Herr, daß ich einen Tag ohne Gebet leben sollte“, erwiderte der Mann im Hirtenmantel.

„Ihr seid also ein gottesfürchtiger Mensch. Das ist's, was wir jetzt brauchen, und ich bitte Euch, mit mir zu meiner Gattin zu kommen. Vielleicht vermögt Ihr sie in ihrer tiefen Niedergeschlagenheit durch ein gutes Wort und durch Euer Gebet aufzurichten. Folgt mir!“ Und der Baron führte Herrn Groves in das Zimmer seiner Gattin.

In gesunden Tagen wäre die vornehme Hofdame sicherlich höchst erstaunt, wenn nicht beleidigt gewesen über das Ansinnen, einem Mann in der ärmlichen Tracht eines Schafhirten ihr Herz auszuschütten. Angesichts der Ewigkeit aber verliert das, was in dieser Welt hoch ist, allen Wert. Als Herr Thomas seiner Gattin mit kurzen Worten den Sachverhalt erklärt hatte, hieß Lady Hindley den Besucher willkommen.

Das Paar hatte in London hie und da die Kirche besucht. Aber nie waren ihre Herzen durch die dort gehörten Predigten tiefer berührt worden, noch hatten die Gebete jener vernunftgläubigen Männer je einen mehr als flüchtigen Eindruck auf sie gemacht. Das ernste, schlichte und doch so tiefgehende Gebet des Mannes aber, der ihre Schafe auf dem Moor weidete, ergriff ihr ganzes Inneres. Sie fühlten: Hier hatten sie es mit jemand zu tun, der es wagte, wie ein Kind, das sich vom Vater geliebt weiß, in Gottes Gegenwart zu treten, und der dabei eine Kenntnis der göttlichen Dinge bewies, wie sie sie nie zuvor gefunden hatten. Sie entdeckten auch im Laufe der sich an das Gebet anschließenden Unterhaltung, daß ihr Schäfer eine Bildung besaß, der die einfache Stellung, die er gegenwärtig bekleidete, in keiner Weise entsprach. Der Schloßherr gab seiner Verwunderung mit den Worten Ausdruck:

„Es scheint mir, Herr Groves — denn so muß ich Euch nennen —, daß Eure gegenwärtige Stellung weder Eurer Vorbildung noch Euren Fähigkeiten entsprechend ist. Sagt mir, was war Euer früherer Stand, und was hat Euch bewogen, Schafhirte zu werden?“

„Ich will offen sprechen, Herr Baron, denn ich glaube, daß ich weder von Euch noch von Eurer Gattin etwas zu fürchten habe“, erwiderte Groves. „Ich war früher Pfarrer dieser Gemeinde. Mein richtiger Name ist Alban Harven. In den letzten Jahren habe ich den Namen meiner Mutter angenommen, weil ich unter dem früheren von einem Landesteil in den anderen gejagt worden bin. Wo ich konnte, habe ich versucht, das lautere Evangelium zu verkündigen, bis ich, zuletzt völlig mittellos, gezwungen war, für mei-

nen und meiner Frau Unterhalt zu arbeiten. Ich wählte den Beruf eines Schafhirten, der mir seinem Wesen nach am meisten zusagte, und der auch am sichersten für mich war. So kam ich vor Monaten hierher und habe seitdem Eure Herde auf dem Moorland gehütet, und ich hoffe, mit Eurer gütigen Erlaubnis dort in Frieden weiter leben zu dürfen, bis mein Herr mich zu einer anderen Arbeit ruft, oder bis Er mich heimholt in mein himmlisches Erbteil.“

„Nein“, versetzte der Baron, dem Sprecher die Hand reichend, „nicht länger als Schafhirte sollt Ihr hier leben. Ihr sollt mein eigener Hirte werden, denn ich und mein Haus bedürfen Eurer Hilfe mehr als die Schafe dort draußen, für die leicht ein einfacher Landmann gefunden werden kann. Kurz, Herr Harven, laßt mich das Unrecht, das mein Vater Euch zugefügt hat, gutmachen. Bleibt bei mir! Ich werde für Euch sorgen und Euch eine geeignete Wohnung geben. Im Schloß befindet sich eine Hauskapelle. Sie hat viele Jahre unbenuzt gestanden, aber sie soll neu instandgesetzt werden, und alle, die zu meinem Hause gehören, und so viele kommen wollen, sollen dort regelmäßig das Evangelium von Euch hören, denn ich will nicht mehr den falschen Hirten lauschen, die das Volk in Unwissenheit halten und durch ihr Leben zum Anstoß und Argernis sind!“

Lady Hindley stimmte den Worten ihres Mannes zu, und Herr Harven nahm das Angebot dankend an. Begünstigt und geschützt durch den Schloßherrn, gelang es ihm, bald eine kleine, aber aufmerksame Zuhörerschaft um sich zu sammeln.

Entgegen aller Erwartung erholte sich die Baronin im Laufe des Jahres völlig von ihrer Krank-

heit. Aber weit mehr als das geschah. Die Prüfung erwies sich als ein Segen, nicht nur für sie, sondern auch für ihren Gatten und noch viele andere. Durch den treuen Dienst des Mannes, der als „ein guter Kriegermann Jesu Christi“ sich „des Zeugnisses seines Herrn nicht geschämt, sondern Trübsal gelitten hatte mit dem Evangelium“, lernten sie Jesum, den wahren Hirten der Schafe, kennen. Durch den Glauben an Ihn, der Sein Leben „gelassen hat für Seine Schafe“, empfangen sie ewiges Leben.

An den Königshof kehrten Herr Thomas und seine Gattin nicht wieder zurück. Den eiteln Lustbarkeiten, die so lange ihr Leben ausgefüllt hatten, wandten sie entschieden den Rücken, um fortan nur Dem zu leben, der für sie gestorben war. Sie wurden für ihre nähere und weitere Umgebung ein lebendiges Zeugnis, das manchem zum ewigen Heil gereichte.

Und unsere Freunde in der Moorhütte? Sie wurden nicht vergessen. Nachdem der Prediger und seine Gattin in das ihnen von Herrn Thomas eingerichtete, behagliche Heim eingezogen waren, war es ihr Wunsch, Frau Westford und Alban zu sich zu nehmen.

So siedelten die Witwe und ihr Sohn in das Haus der ihnen so lieb gewordenen Freunde über. Alban war überglücklich. Wohl behielt Frau Westford ihr Spitzenflöppeln noch bei, aber sie brauchte sich damit nicht mehr über ihre Kräfte zu plagen. Sie tat es nur noch aus Liebhaberei, denn Lady Hindley hatte ihr eine kleine, feste Rente bewilligt, die sie aller Sorgen enthob.

Alban setzte seine Studien mit doppeltem Eifer fort. Unter der vorzüglichen Anleitung Herrn Har-

veys entwickelte er sich in erfreulichster Weise. Er lernte nicht nur die Bibel lesen, er lernte sie lieben. Wie seine Mutter, so fand auch er in diesem wunderbaren Buche Den, der einst in das Seinige kam und von den Seinigen nicht angenommen wurde, der aber denen, die Ihn aufnahmen, „das Recht gab, Kinder Gottes zu werden, denen, die an Seinen Namen glauben“. Fortan war es sein Herzenswunsch, diesem seinem Herrn einmal in ähnlicher Weise dienen zu dürfen wie sein geliebter Lehrer, und wir dürfen hinzufügen, daß Herr Thomas sich bereit erklärte, ihm zu diesem Ziel nach Kräften behilflich zu sein.

Die Güte Gottes

Daß in den letzten Jahren die meisten Menschen und Länder in immer größere Not geraten sind, unterliegt keinem Zweifel. Ein Jahr ist dem anderen gefolgt. Von einem Jahr zum anderen hat man gehofft, daß die Verhältnisse sich bessern würden, aber statt dessen ist es, außer in der letzten Zeit, immer schlimmer geworden. Aus diesem Grunde hören manche Leute nicht gern von der Güte Gottes reden. Sie zucken die Achseln darüber.

Mit Recht?

Diese Frage können wir mit voller Überzeugung verneinen. Ganz abgesehen davon, daß die Schwierigkeiten und Nöte des Lebens manchem die Augen über die Unbeständigkeit irdischen Glücks geöffnet haben und noch öffnen — Glück und Glas, wie bald bricht das —, und so mancheinen haben ausschauen lassen nach wertbeständigen, ewigen Gütern, ist das

Elend auf der Erde doch nicht durch G o t t herbeigeführt worden. Die Menschheit selbst trägt die Schuld daran. Wer aus ihren Reihen die Hauptschuldigen sind, ist eine Frage, mit der wir uns hier nicht zu beschäftigen haben. Genug, daß das vorhandene Elend kein Beweis dafür ist, daß Gott aufgehört hat, gütig zu sein.

Ich möchte im Gegenteil behaupten, daß der, welcher Augen hat, zu sehen, auch heute noch genug wahrnimmt, das ihm Ursache gibt, Gottes Güte zu preisen. Läßt Er nicht immer noch regnen und Seine Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte? Bringt Seine Erde nicht immer noch Jahr für Jahr ihre köstliche Frucht in einer erstaunlichen Fülle hervor, groß genug, Menschen und Vieh zu sättigen? Ist es etwa G o t t e s Schuld, wenn zur Zeit in dem reichen Rußland die Menschen verhungern? Ist es nicht vielmehr das Verbrechen gottloser M e n s c h e n , die jenes unglückliche Land absichtlich verdarben, um ihre satanischen Pläne auszuführen, während wir anderseits in unserem Land die G ü t e G o t t e s darin erblicken durften, daß Er zur rechten Zeit Männer gab, die unter Seinem gnädigen Beistand den Damm errichteten, an dem der Sturm, der alles zu vernichten drohte, zerschellte? Und wenn wir von der Gesamtheit der Völker zum einzelnen übergehen: Wird nicht jeder, der mit Gott rechnet, sagen müssen: Seine Güte ist jeden Morgen neu über mir? Schlimm, daß das erfahrene Gute so schnell vergessen wird, während man für das Böse ein so gutes Gedächtnis hat! „Sie vergaßen Gottes, ihres Retters“, heißt es in Ps. 106 von Israel, „der Großes getan in Ägypten.“ Es ist heute nicht anders. Das weiß jeder von

sich selber. Es braucht z. B. nur eine längere Regenperiode zu kommen. Schon ist man mißgestimmt, schimpft und vergißt völlig der vielen schönen Tage, die einen zu jener Zeit vielleicht gar zum Jammern über die „schreckliche“ Trockenheit gebracht haben.

Besonders ernst ist es, wenn gläubige Christen so schnell die Güte Gottes vergessen. Sie vor allem haben Grund, die Worte der Psalmisten zu bestätigen: „Die Güte Jehovas ist von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, welche Ihn fürchten“, und: „Kein Gutes wird Jehova denen vorenthalten, die in Lauterkeit wandeln“. (Ps. 103, 17; 84, 11.) Gewiß, wir alle sind arme Staubgeborene. Not und Entbehrungen vermögen uns alle niederzubeugen und mit bangender Sorge zu erfüllen. Schmerzen und Krankheiten peinigen und quälen. Aber Hiob konnte, als er alles verloren hatte und nun in Qualen des Leibes mitten in der Asche saß, sprechen: „Wir sollten das Gute von Gott annehmen, und das Böse sollten wir nicht auch annehmen?“ Und Paulus, dem auch ein gerüttelt Maß an Nöten, Entbehrungen und Leiden zuteil geworden war, konnte den Korinthern schreiben: „Deshalb ermatten wir nicht. . . . Denn das schnell vorübergehende Leichte unserer Drangsal bewirkt uns ein über die Maßen überschwengliches, ewiges Gewicht von Herrlichkeit“. (2. Kor. 4, 16. 17.) Diese beiden Männer nahmen den richtigen Standpunkt ein.

Und kommen wir jetzt auf die Hauptsache zu sprechen, so möchte ich fragen: Ist nicht die Tatsache, daß Gott Sein Heil immer noch verkündigen läßt, der wunderbarste Beweis von Seiner immer noch währenden, schrankenlosen Güte dem Ihm von Natur feindlichen Menschengeschlecht gegenüber? „Als

die G ü t e und die M e n s c h e n l i e b e unseres Heilands-Gottes erschien, errettete Er uns, nicht aus Werken, die ... wir getan hatten, sondern nach Seiner Barmherzigkeit... durch Jesum Christum, unseren Heiland, auf daß wir, gerechtfertigt durch S e i n e Gnade, Erben würden nach der Hoffnung des ewigen Lebens." Diese Worte schrieb der Apostel an Titus, als dieser sich in Kreta aufhielt, wo Menschen wohnten, die Paulus nach den Worten ihres eigenen Propheten als „Lügner, böse, wilde Tiere und faule Bäume“ bezeichnen mußte. Selbst für diese arge Gesellschaft war Gottes Güte und Menschenliebe erschienen. Und wir dürfen wiederholen: Diese Güte hat bis heute noch nichts an Kraft eingebüßt. Noch immer verkündigen Gottes Boten sie, und Sein Heiliger Geist ist wirksam, um die Herzen empfänglich zu machen zur Aufnahme der herrlichen Friedenskunde von dem gekreuzigten und auferstandenen Gottes- und Menschensohn Jesus Christus.

Hast du diese Botschaft der Liebe nicht auch schon vernommen, mein unbefehrter Leser? Sprich nicht ärgerlich: Ach, rede nicht davon! Ich habe genug zu tun mit meinen täglichen Plackereien. Gerade, weil es hienieden so manches Schwere gibt, möchte der große Gott des Himmels und der Erde dir ja Vater und Helfer sein in allen Lebenslagen. Sage auch nicht: Ich habe zur Zeit Wichtigeres im Sinn. Ich muß meine ganze Kraft einsetzen, um mitzuhelfen am Aufbau des Volkes. Die Wichtigkeit dieser Aufgabe erkenne auch ich nicht. Aber doch — es gibt noch Wichtigeres für dich. Alles, was für dieses Leben unternommen wird, mag es noch so groß und wichtig sein, ist zeitlich und damit vergänglich. Aber Gott

möchte dir ewiges Leben geben. Seine Güte möchte dich zur Buße leiten und auf diesem Wege ewig glücklich machen, dich für ewig in Sicherheit bringen. Schon manchmal ist an dieser Stelle an die bekannte Geschichte unseres Herrn von dem reichen Mann und dem armen Lazarus erinnert worden. Sieh, jener Mann erwartete alles von diesem Leben. Aber dann mußte er sterben, und als er erwachte, befand er sich in der Qual. Und aus dieser Qual gab es kein Entrinnen mehr, mochte er noch so sehr danach verlangen. Der Unselige war verurteilt, die Ewigkeit am Ort des Verderbens zuzubringen. Er hatte es in der Zeit verscherzt, den Weg einzuschlagen, den Gottes Güte den Menschen weist, und damit war sein Los für immer entschieden.

Gottes Güte hat wunderbare Vorsorge getroffen, damit jeder Mensch genau wisse, was er zu tun hat, um aus dem Tode ins Leben, aus der Finsternis in Gottes Licht überzugehen. Sie hat uns Sein Wort geschenkt. Dieses Wort läßt keinen Zweifel darüber, daß es ein ewiges Gericht gibt, aber zugleich enthüllt es dem Menschen in unvergleichlicher Mannigfaltigkeit die herrlichen Gnadenabsichten Gottes, Seine vor Grundlegung der Welt gefaßten Ratschlüsse in bezug auf des Menschen Heil, und was Er zur Ausführung dieser Ratschlüsse durch Christum Jesum getan hat. Dieses Wort zeigt aber nicht nur den Weg der Rettung, es redet nicht nur von der Sendung des Sohnes, den Gott nicht verschonte, sondern den Er für alle dahingegeben hat, sondern es reicht auch für jeden Tag dieses Lebens eine Fülle von Gnade, Kraft, Trost und Erquickung dar.

Von dem berühmten englischen Schriftsteller

Walter Scott wird berichtet, daß er gegen Ende seines Lebens „das Buch“ von seinem Schwiegersohn gefordert habe.

„Was für ein Buch?“ fragte dieser.

„Kannst du fragen?“ erwiderte der Mann, dessen Schriften einst die ganze gebildete Welt bezaubert haben, „kannst du fragen, was für ein Buch? Es gibt nur eins. O die köstliche Bibel! Was bietet sie nicht dem Menschen, der, seine Not fühlend, wahren Reichtum sucht? Wahrheit, die nie veraltet, Freuden, die nie übersättigen, eine Krone, die niemals rostet, Linderung jeden Kummers, Stillung jeder Furcht, selige Hoffnung und unvergängliches Leben.“

Ja, das sind die Gaben, die Gottes Güte für jeden bereit hält, der sie haben will.

Allein durch den Glauben

Manches ist schon darüber berichtet worden, und es geschieht immer wieder, wie Gottes Geist diesen oder jenen, oder dieses oder jenes Mittel dazu benutzt hat, um ein irrendes Schaf der Herde des guten Hirten zuzuführen. Wie groß die Zahl derer sein mag, die ausschließlich durch das Wirken des Heiligen Geistes und das Lesen des Wortes Gottes, ohne Zutun eines Menschen, für Jesum gewonnen worden sind, wird erst die Ewigkeit zeigen. Naturgemäß werden solche Fälle in der Jetztzeit weniger bekannt. Immerhin hört man auch davon ab und zu. Folgendes vernahm ich unlängst bei einer Reise. Es handelt sich nicht um außerge-

wöhnliche Dinge. Aber ich dachte, das Gehörte möchte doch dem einen und anderen dienlich sein.

Auf einer Farm in Nord-Amerika trafen wir eine vierundachtzigjährige Frau, eine würdige, achtungheischende Erscheinung, die uns freundlich empfing. Schon nach kurzer Unterhaltung merkten wir, daß wir es mit einem Kinde Gottes zu tun hatten, das sich der Vergebung seiner Sünden bewußt war, und das eine lebendige Hoffnung besaß durch den Glauben an den gestorbenen und auferstandenen Christus Gottes. Die alte Dame stammte von katholischen Eltern ab und war in der katholischen Lehre groß geworden. Schon in jungen Jahren war sie mit ihren Eltern aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten ausgewandert. Unter den mitgebrachten Gegenständen befand sich ein Bild, das früher einen besonderen Wert für sie gehabt hatte. Es war eine Abbildung des „heiligen Rockes“ Jesu, der hin und wieder in Trier gezeigt wird. Auch jetzt noch hing das Bild über ihrem Bett. Wir baten sie, es uns zu zeigen, was sie bereitwilligst tat. Auf unsere Frage, ob sie dem Bild eine besondere Kraft beimesse, etwa als nütze zur Seligkeit oder zu sonst etwas, erwiderte sie:

„Es mag sein, daß es den wirklichen Rock Christi darstellt. Es mag auch nicht sein. Irgend einen Nutzen für die Ewigkeit bringt weder das Bild noch der Rock selbst. Vorausgesetzt, es wäre wirklich der Rock Christi, und jemand stürbe sogar in diesem Gewande, so könnte das dem Betreffenden nichts nützen. Alle solch äußere Dinge bringen die Reinigung der Sünden nicht zustande und geben dem Menschenherzen keinen Frieden. Das Bild hat nur noch Wert für mich als Erinnerung, weiter nicht.“

Wir fragten sie daraufhin, ob sie uns nicht einiges aus ihrem Leben mitteilen wolle, vor allem, wie sie zur Erkenntnis des Heils in Christo gekommen sei. Darauf erzählte sie uns, wie folgt:

Von Kindheit an hatte ich große Ehrfurcht vor Jesu Christo, obwohl ich Ihn nur durch Abbildungen kannte. Eines Abends — wir wohnten damals schon in diesem Lande — mußte ich unsere Herde aus dem Wald holen. Die Tiere hatten sich zerstreut, und so war es schon finster geworden, als ich sie endlich beieinander hatte. Im Begriff, sie nach Hause zu treiben, erblickte ich in einiger Entfernung an dem Wege, den ich gehen mußte, einen Mann, und zwar einen Neger. Ich bekam einen großen Schrecken und betete: „Ach, Herr Jesus, bewahre mich!“ Es war wohl das erste Gebet, das mir wirklich aus dem Herzen kam. Als ich dann zögernd weiterging, erkannte ich bald, daß der Neger ein mir bekannter, harmloser Mensch war, ein ehemaliger Soldat, der seine Hütte im Wald hatte, zu jedermann freundlich war, und den ich schon verschiedene Male hatte sagen hören: „Jesus liebt mich, und ich liebe Ihn. Ich habe Ihn im Kriege (Skaven-Befreiungs-Krieg) als meinen Heiland gefunden, der für meine Sünden gestorben ist.“ Wie merkwürdig, dachte ich an diesem Abend, du betest zu demselben Jesus, von dem dieser Neger so gern spricht.

Von diesem Tage an betete ich regelmäßig zu Jesu und hatte dabei das bestimmte Gefühl: Er hört dich, und Er liebt dich auch. Auch hieß es manchmal in mir: Der Herr Jesus ist gewiß auch für deine Sünden gestorben, und wenn ich dann an den einzigen, mir damals bekannten Bibelspruch dachte: „Also hat

Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“, so zog jedesmal eine gewisse Ruhe in mein Herz ein. Weiter wußte ich von Gottes Wort nichts. So blieb es viele Jahre.

Da erlebte ich folgendes:

Mit einer Nachbarin besuchte ich eines Tages eine ziemlich entfernt wohnende Frau, die auf ihrem letzten Lager lag. Die Kranke war katholisch wie wir beide. Wir gaben unserem Bedauern Ausdruck, daß sie in ihrer Krankheit so einsam daliegen müsse. Aber sie antwortete:

„Ihr braucht mich nicht zu bedauern. Ich habe keine Langeweile. Der Herr Jesus ist bei mir. Mit Ihm unterhalte ich mich und genieße dabei so selige Stunden. Er ist mein Heiland, mein Hirte.“

Diese Antwort überraschte mich aufs höchste. Sprachlos hörte ich das klare Bekenntnis und dachte: Könntest du das doch auch von dir sagen! Wäre doch diese völlige Gewißheit auch dein Teil!

Auf meine Begleiterin machten die Worte der Sterbenden einen ganz anderen Eindruck. Sie ärgerten sie, und auf dem Heimweg gab sie ihrem Ärger mit den Worten Ausdruck: „Hätten wir doch nichts von Langeweile zu Frau P. gesagt! Ihre Worte haben mir den ganzen Nachmittag verdorben.“

Bei mir war das gerade Gegenteil der Fall. Ich hätte gern noch viel mehr von der Sterbenden gehört, stand doch ihr Zeugnis so ganz im Einklang mit meinen eigenen Bedürfnissen.

Kurz nach diesem Besuch fand ich wirklich Frieden. Joh. 3, 16 überzeugte mich, daß Gott mich

liebte. Ich glaubte von Herzen an den von Ihm Gesandten und bekam die Gewißheit, daß der Herr Jesus auch für mich am Kreuz gestorben war. Als in jener Zeit ein frommer, als gut und wohlthätig bekannter Mann starb, und jemand die Bemerkung machte: „Wenn Mr. R. auch gut und fromm war, so muß er doch, ehe er in den Himmel eingehen kann, zur Läuterung und Reinigung ins Fegfeuer“, erwiderte ich:

„Wenn Gott aus Liebe zu uns Sündern Seinen eingeborenen Sohn gesandt hat und sagt, daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe, so kann ich nicht verstehen, wie Er bei einer solchen Liebe die Glaubenden, Seine Kinder, noch ins Fegfeuer bringen sollte, bevor Er sie aufnimmt in Seinen Himmel.“

Ich konnte diese Worte mit voller Überzeugung sprechen, obwohl ich von keinem Menschen je etwas derart gehört und auch nie einer Verkündigung des Wortes beizumohnen Gelegenheit gehabt hatte. Ich stützte mich einfach auf die herrliche Mitteilung, die Gott uns in Joh. 3, 16 gibt. Auch kannte ich die Geschichte des Schächers am Kreuz. Nachdem dieser Mann erkannt, was seine Taten wert waren, und er sich an den Heiland gewandt hatte, durfte er aus dem Munde des sterbenden Erlösers hören: „Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein“. Dieser Mann hätte nach unserer Meinung doch wohl noch einer gründlichen Läuterung bedurft, aber wir hören nichts von Fegfeuer oder dergleichen, denn der Herr Jesus errettet nicht halb, sondern ganz. So weiß auch ich: Wenn ich sterbe, gehe ich zu Jesu ins Paradies.

So weit die alte Frau. Wir beteten noch miteinander, und dann mußten wir uns verabschieden. Nicht lange nach diesem Besuch ist sie entschlafen.

Ja, es ist göttliche Wahrheit: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde“. (1. Joh. 1, 7.) Sein Werk ist vollbracht, und es ist ein ganzes Werk, kein halbes. „Jeder, der an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben.“ Der Herr Jesus selbst hat gesagt: „Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben übergegangen“. (Joh. 5, 24.)

Nicht zu jung, um den Herrn Jesus liebzuhaben

Mutter, wie alt muß ich sein, ehe ich eine Christin werden kann?“ fragte ein kleines Mädchen.

Die Mutter antwortete mit der Gegenfrage:

„Wie alt mußt du sein, ehe du mich liebhaben kannst?“

„Ach, Mütterchen, ich hab' dich doch immer lieb gehabt. Ich hab' dich jetzt lieb und werde dich immer lieb behalten“, erwiderte die Kleine und küßte die Mutter. „Aber wie alt muß ich sein, um eine Christin werden zu können?“

„Wie alt mußt du sein, ehe du glauben kannst, daß ich für alles Sorge, was du nötig hast?“ antwortete die Mutter mit einer zweiten Frage.

„Aber, Mütterchen, ich weiß doch, daß du das tust“, versetzte die Kleine, ihren Arm zärtlich um der Mutter Hals schlingend. „Aber sage mir nun auch, bitte, was ich so gern wissen möchte.“

Die Mutter fragte zum drittenmal:

„Wie alt mußt du sein, ehe du tun kannst, was ich dich heiße?“

Das Kind stutzte und schaute nachdenklich die Mutter an. Langsam schien ihm klar zu werden, was die Mutter mit ihren Fragen bezweckte, und leise erwiderte es:

„Das kann ich jetzt schon und brauche dazu nicht älter zu werden.“

„So ist es, mein Liebling“, bestätigte die Mutter. „Du kannst mich, so jung du noch bist, liebhaben, du kannst mir vertrauen und mir auch gehorchen. Und siehst du, mehr gehört auch nicht dazu, um eine Christin zu sein. Du kannst es heute sein und brauchst dazu nicht zu warten, bis du älter geworden bist. Alles, was du tun mußt, ist, Den zu lieben, Dem zu vertrauen und dir Mühe zu geben, Dem wohlzugesallen, der gesagt hat: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes“. Willst du nicht jetzt gleich zu Ihm gehen?“

„Ja“, sagte die Kleine, und die Mutter kniete mit ihrem Töchterlein nieder und betete. Sie übergab ihr Kind im Gebet dem Herrn Jesus, dessen Eigentum zu werden es begehrt hatte.

Auch für Kinder gab Er hin Sein Leben,
Auch für Kinder floß Sein kostbar Blut.
Möcht' doch jedes Kind sich Ihm ergeben,
Sich erfreun in Seiner treuen Hut!

„Nicht von Herzen plagt Er die Menschenkinder“

Es war Ende Februar 1866, als ich nach vier-jähriger Abwesenheit, reich an mannigfachen Enttäuschungen und mit gebrochener Gesundheit, in mein Heimatland zurückkehrte, eine zu den Kleinen Antillen gehörende Insel. Diese Heimkehr geschah eigentlich ohne meinen Willen. Ich hatte gar nicht die Absicht gehabt, meine Heimat aufzusuchen. Ich kam mit einem Dampfer von der Insel Barbados und befand mich auf der Reise in eine ganz andere Gegend. Der Dampfer legte an verschiedenen kleinen Inseln an, um die Post abzugeben. Als wir uns nun St. Kitts — so heißt meine Heimat-Insel — näherten, bemächtigte sich meiner plötzlich ein ganz eigenartiges Gefühl, von dem ich mir selber keine Rechenschaft zu geben wußte. Einerseits zog es mich mit Macht an Land, und anderseits sprach alles in mir dagegen. Je mehr wir uns der Insel näherten, desto größer wurde dieser Widerstreit der Gefühle. Als aber das Schiff anlegte, und die Postsachen über Bord gelassen wurden, ergriff mich das Verlangen nach der Heimat so mächtig, daß ich, ohne mich noch einen Augenblick zu besinnen, meinen Koffer nahm und in das

Boot stieg, das die Post und einige Reisende an Land bringen sollte. Kurz darauf stand ich auf heimatlichem Boden. Wie wenig dachte ich damals daran, daß Gott es war, der mich so führte, um mich in meiner irdischen Heimat den Weg zum wahren Vaterhause finden zu lassen!

Von den Meinen wurde ich nicht nur freundlich empfangen, sondern auch vom Tage meiner Rückkehr an mit aller sorgenden Liebe umgeben — ein im Blick auf meine schwache Gesundheit besonders dankenswerter Umstand. Aber statt dankbar hierfür zu sein, machte mich das Bewußtsein meiner Hilflosigkeit, die eine beständige Prüfung für mein hochmütiges Herz war, von Tag zu Tag verbitterter und mürrischer. Nach Möglichkeit vermied ich das Zusammensein mit anderen. Am liebsten blieb ich für mich allein.

Zu den wenigen meiner gleichaltrigen Bekannten, denen ich hie und da begegnete, gehörte Friedrich L.. Wir hatten einander früher gut gekannt. Friedrich paßte in mancher Hinsicht zu mir. Auch er hatte viele Jugend-Ideale zu Grabe tragen müssen, und körperlich befand er sich in noch bedauernswerterem Zustand als ich. Eine schleichende Krankheit verzehrte langsam seine Lebenskraft.

Wir fühlten uns als Leidensgenossen zueinander hingezogen und schlossen Freundschaft. Aber die Gespräche, die wir miteinander führten, waren durchaus nicht von der Art, wie sie unserem beiderseitigen Zustand angemessen gewesen wären. Mein Freund war unerschöpflich im Erzählen spaßhafter Vorfälle und lustiger Bubenstreiche, und ich meinerseits unterhielt ihn mit Liedern und Anekdoten, die ich von den Matrosen gelernt hatte, und die zum Teil recht zweifel-

hafter Art waren. Unter solchen Gesprächen saßen wir nicht selten bis spät in die Nacht hinein irgendwo am Strand oder bei der alten Befestigung am Hafen.

Eines Tages fiel mir in meinem Elternhaus ein Buch in die Hand, dessen Titel meine Neugierde erregte. Es war ein Werk über die Unsterblichkeit der Seele und enthielt Abhandlungen und Gedichte von alten und neueren Schreibern. Ich las einige Seiten und machte, da verschiedene Behauptungen in dem Buche mich stark zum Widerspruch reizten, meine Randbemerkungen dazu. Aber obschon ich nichts von dem Gelesenen glaubte, ja, es zum Teil sogar höchst lächerlich fand, beschäftigte es meinen Geist doch weit mehr, als mir lieb war. Besonders nachts, wenn ich nicht schlafen konnte und mich ruhelos auf meinem Lager umherwälzte, tauchte, zuerst leise, dann immer zwingender, die Frage in mir auf:

„Wenn nun doch mit dem Tode nicht alles aus ist, was dann?“

Bis dahin war ich fest davon überzeugt gewesen, daß das Grab das Ende aller Leiden, Mühen und Sorgen sei, und in Zeiten besonderer Mutlosigkeit hatte ich mehr als einmal daran gedacht, Hand an mich zu legen, um all den quälenden Fragen ein für allemal ein Ende zu machen. In jener Überzeugung wurde ich nun mehr und mehr wankend. Der Gott aller Gnade, der „nicht von Herzen die Menschenkin-der plagt und betrübt“, und der „nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe“, hatte Sein Werk in mir begonnen. Und — wunderbare, suchende Heilandsliebe! — auch mein armer Freund Friedrich sollte noch die heilende, rettende Macht der Gnade an sich erfahren.

In meiner Unruhe besprach ich die Frage der Unsterblichkeit ernstlich mit verschiedenen meiner Familienangehörigen. Dann las ich das Buch, das meine Gedanken in so völlig andere Bahnen gelenkt hatte, zum zweitenmal, diesmal sorgfältiger als vorher. Ja, ich las schließlich, als ob mein Leben davon abhinge. Beim ersten Mal hatte ich den vielen vorhandenen Hinweisen auf Stellen der Heiligen Schrift keine Beachtung geschenkt. Jetzt nahm ich eine Bibel zur Hand und suchte mit zitternden Fingern und klopfendem Herzen alle angegebenen Schriftstellen auf. In kurzer Zeit wurde es mir da klar, daß der Mensch eine unsterbliche Seele hat, daß Gott sein Schöpfer ist, und daß dieser heilige Gott den Gottlosen und Sünder einmal um seiner Sünden willen richten muß. Das Grab war nicht das Ende des Menschen. Nein, es wurde mir zur schrecklichen Gewißheit: der Feuersee wartete meiner, wenn ich starb.

In dieser Erkenntnis verlebte ich furchtbare Tage. Zuweilen glaubte ich, die Flammen der Hölle lichterloh brennen zu sehen und die Verzweiflungsrufe der ihrem Feuer Verfallenen zu hören. Ich wurde mir klar bewußt, daß ich der schlechteste Mensch war, der auf Erden lebte, und es wunderte mich nur, daß der allmächtige Gott, den ich mein Leben lang verachtet hatte, mich nicht längst in den finsternen Abgrund geworfen hatte. Ich begann, Gottes Langmut zu bewundern. Aber das befreite mich nicht von meiner Angst. Hatte Gottes Zorn mich auch noch nicht getroffen — verloren war ich doch für ewig! — —

Wieder war ein schrecklicher Tag voll innerer Not und Verzweiflung vergangen. Ich hatte kaum einen Bissen Brot genossen. Oft hatte ich, auf den

Knien liegend, Gott um Gnade und Erbarmen angefleht. Die Nacht fand mich körperlich entkräftet und innerlich zerschlagen. Ich saß aufrecht im Bett, und meine Blicke wanderten hin und her zwischen dem dunklen Himmel draußen und der Lampe auf meinem Tisch, die zu erlöschen drohte. Ich wagte nicht, mich hinzulegen, aus Furcht, ich möchte einschlafen und in der Hölle erwachen. Endlich aber übermannte mich doch die Müdigkeit, und ich fiel in einen tiefen Schlaf.

Da träumte ich, ich läge im Sterben. Ein angstvolles Gebet stieg aus meinem Herzen zu Gott auf. Irgend eine ganz schwache Hoffnung lebte in mir, Gott möchte mich vielleicht annehmen. Trotzdem war meine Furcht unbeschreiblich. Würde ich, unwürdig, wie ich war, nicht verworfen werden? Mein Herz krampfte sich zusammen. Doch sieh — da hörte ich Engel singen. Himmlische Musik drang an mein Ohr, und ein Lichtstrahl umfloß mich. Von fern winkte man mir liebevoll zu.

In diesem Augenblick erwachte ich. Bis zur Stunde wußte ich nichts von der Erlösung durch Christi Blut. Aber mitten im trostlosesten Dunkel war meiner Seele ein Licht aufgegangen, und ich faßte Mut.

Ich brauche hier nicht zu sagen, daß die volle Heilsgewißheit nur durch den **G l a u b e n** zu erlangen ist, durch den Glauben an das vollbrachte Werk Jesu Christi, des Sohnes Gottes, der am Kreuz von Golgatha an des Sünders Statt litt und starb; daß Ihn, den Reinen und Fleckenlosen, der ganze göttliche Zorn wider die Sünde getroffen, und daß Er „eine ewige Erlösung erfunden“ hat (Hebr. 9, 12); und

daß alle, die gleichsam ihre Hand auf das vollbrachte, vollkommene Opfer legen, als kostbaren Besitz Vergabung aller ihrer Sünden, Frieden mit Gott und ewiges Leben empfangen.

Dies alles verstand ich aber damals noch nicht. In meinem Verlangen nach Frieden und Ruhe bemühte ich mich eifrig, eine Reihe gottesdienstlicher Übungen zu verrichten, aber nur Übermüdung des Körpers und des Geistes und größere Unruhe waren die Folge. Die bösen Neigungen, die ich immer wieder in meinem Herzen entdeckte, wurden nicht dadurch ertötet. Dieses Ringen und Kämpfen und ganz zwecklose Abmühen dauerte bis zu dem Tage, an dem mir zwei Blätter in die Hände fielen, die auf die einfachste und klarste Weise die Bedeutung und Vollgültigkeit des Opfers Christi darstellten. Während des Lesens dieser Schriftchen erkannte ich, daß auf Golgatha auch für meine Sünden Sühnung geschehen war. Ja, ich verstand, daß dort nicht nur alle meine Sünden getilgt worden, sondern auch die Sünden in mir gerichtet und vor Gottes Augen hinweggetan worden war. Nicht nur über die Früchte, auch über den Baum, der diese Früchte hervorbringt, war Gottes Gericht ergangen. Diese Erkenntnis war eine wahre Erlösung für mich. Selige Freude erfüllte mein Herz. Ich besaß jetzt die volle Gewißheit meiner Annahme bei Gott durch den Glauben an das, was Er selbst in Seiner Liebe und Seinem Erbarmen durch Christum Jesum für mich getan hatte.

Doch ich muß noch einen Augenblick zu der Zeit zurückkehren, wo die tiefen Seelenübungen, durch die ich ging, auch in meinen Gesprächen mit Friedrich einen völligen Umschwung hervorriefen. Ich kann

mich noch gut des ungläubigen, forschenden Blicks erinnern, mit dem er mich ansah, als ich ihm zum erstenmal etwas von dem mitteilte, was ich innerlich durchmachte, und ihm sagte, wie sehr ich mich vor dem Zorne Gottes fürchte. Mit offenbarem Widerwillen hörte er mich an. Es schien ihn sehr zu verdrießen, daß ich gesonnen war, den alten, gleichgültigen Ton fahren zu lassen. Aber — Gottes Wort ist „lebendig und wirksam“. Einige Schriftstellen, die ich zögernd anführte — sie schienen mir das Urteil der Verdammnis über mich und jeden Sünder zu besiegeln —, beunruhigten Friedrich nicht wenig. Es dauerte nicht lang, da kam auch er schauernd zu der Erkenntnis, daß er sein ganzes Leben lang am Rande eines furchtbaren Abgrundes gestanden hatte, ohne zu ahnen, in welcher großen Gefahr er sich befand.

Von da an trugen unsere Unterhaltungen einen ganz anderen Charakter. Oft knieten wir zusammen im Grase nieder, während der blaue Himmel sich über uns wölbte, und leuchtender Sonnenschein uns umflutete, und beteten unter Tränen zu dem Gott, um den wir uns vorher nie gekümmert hatten.

Um diese Zeit war es, daß unsere Wege sich aufs neue trennten. Ich ging wieder auf Reisen. Aber wir unterhielten einen regelmäßigen Briefwechsel, und ich möchte hier am Schluß meiner Mitteilungen einige Äußerungen aus Friedrichs Briefen folgen lassen.

„Gott sei Dank“, schrieb er in seinem ersten Brief, „die dunkle Wolke wird lichter. Ich sehe deutlicher den Weg, der zu Jesu führt. In der großen Not meiner Seele habe ich mich an Herrn P. gewandt, und er ist mir eine große Hilfe gewesen... Unser stilles Plätzchen wird mir immer lieber. Ich

weile gern dort, freue mich der Erinnerung an unser oftmaliges Zusammentreffen an dieser Stelle und bete dann für dich und mich.“

Einige Zeit darauf schrieb er: „Ich danke Gott. Seine erziehende Hand hat sich an mir verherrlicht. Ich habe eingesehen, daß die Züchtigung nötig war. . . .“

Und in einem späteren Brief heißt es: „Ich habe in der letzten Zeit viel über die wunderbaren Wege Gottes mit uns nachgedacht. Wieviel Ursache haben wir doch, Ihm zu danken, daß Er uns von unseren eigenen, verkehrten Wegen zurückgeführt und uns dahin gebracht hat, ganz in dem vollkommenen und vollendeten Werke Christi zu ruhen!“

Im August 1870 ist Friedrich glücklich in Jesu entschlafen. Wir haben uns auf Erden nicht mehr gesehen. Bei Jesu werden wir uns wiederfinden, und auf diesen Augenblick freue ich mich.

Wie Gott das Gebet des alten Magazin-Inspektors erhörte

Nach dem unglücklichen Tilsiter Frieden vom 9. Juli 1807 machte sich überall in preussischen Landen die fast unerträgliche französische Zwingherrschaft breit, und die armen Einwohner erlagen fast den harten Bedingungen des herzlosen kaiserlichen Siegers. Aber gerade in dieser Zeit schmachtvollster Erniedrigung traten herrliche Züge von Mannedmut und Königstreue und auch von echtem Gottvertrauen zutage.

Zu denen, welchen die Not des Landes keine

Ruhe ließ, gehörte auch der alte Magazin=Inspektor B., ein frommer und ehrenwerter Mann. Auf jede Weise, durch Gebet und Arbeit, wirkte er für seinen geliebten König und hätte sich eher in Stücke hauen lassen, als daß er einen feindlichen Befehl ausgeführt hätte, der der Sache seines Volkes schädlich gewesen wäre. Infolgedessen war er bei dem derzeitigen französischen Befehlshaber nicht gut angeschrieben, und als gar die Rede ging, er sammle und verberge für den König von Preußen Waffen und Munition, sah man ihm doppelt scharf auf die Finger. B. ließ sich dadurch aber wenig anfechten, ging ruhig seines Weges und tat, was er für recht hielt. Er, der schon dem großen Friedrich treu gedient hatte, kannte keine Menschenfurcht und ließ sich weder durch Drohungen noch Strafen in dem beirren, was er für seine Pflicht ansah. Trotz sorgfältigster Überwachung durch die feindliche Besatzung gelang es ihm, eine Menge Waffen nebst vieler Munition zu sammeln und in dem ihm unterstellten Magazin hinter Tabakbündeln zu verbergen.

War es ein Zufall, oder hatten die Franzosen Kenntnis von dem Geschehenen bekommen? genug, kaum hatte B. seine Schätze untergebracht, da kam der Befehl heraus, jedermann habe bei sofortiger Todesstrafe alles, was er an Waffen besitze, auszuliefern. Viele kamen alsbald dieser Aufforderung nach. Unser alter Inspektor aber dachte nicht daran, seine mühsam gesammelten Kleinode in Feindeshände zu geben.

„Die gehören meinem König“, sagte er sich, „und will's Gott, kriegen die Franzosen kein Stück davon zu sehen.“

Er tat, als gehe ihn der strenge Befehl nichts an. Doch so leichten Kaufs sollte der Brave nicht davonkommen. Eines Morgens erschien in seinem Hause eine Abteilung französischer Soldaten und besetzte mit aufgepflanztem Seitengewehr jeden Ausgang. Der führende Offizier aber nahm den alten Inspektor ins Verhör und setzte ihm hart zu, die Gewehre auszuliefern.

„Ich habe ganz genauen Bericht, daß in Ihrem Hause zwanzig große Kisten mit Waffen versteckt sind. Sagen Sie die Wahrheit, oder ich lasse Sie sofort erschießen“, drohte er.

Der alte Herr blieb völlig gleichmütig.

„Mein Leben steht in Gottes Hand“, dachte er. „Soll ich jetzt sterben, immerzu; wenn nur der Feind die Gewehre nicht findet!“

Laut aber sagte er, weil er nicht lügen mochte:

„Aus Ihren Drohungen, mein Herr, mache ich mir so viel.“ Er schnippte mit dem Finger. „Ich bin jeden Augenblick bereit, zu sterben. Im übrigen stelle ich Ihnen anheim, mein Haus zu durchsuchen.“

„So mögen Sie sich die Folgen Ihrer Weigerung selbst zuschreiben, alter Starrkopf“, rief der Offizier erbozt und beauftragte seine Soldaten, das Haus von oben bis unten zu durchstöbern. Er selbst forderte den Alten auf, ihm zu folgen, und begab sich mit ihm und zwei seiner Leute geradeswegs in den Raum, wo die Kisten standen. Offenbar mußte er ganz genaue Kunde erhalten haben. Jetzt wurde dem Inspektor doch etwas bänglich zumute. Wenn Gott nicht ein Wunder tat und den Feinden die Augen zuhielt, waren des Königs Waffen verloren und sein eigenes Leben verwirkt.



„Herr, hilf“, flehte er leise, „rette meines Königs Eigentum!“

Außerlich jedoch bewahrte er seinen Gleichmut und sah ruhig zu, wie die Franzosen ein Tabakbündel nach dem anderen wegräumten. Zum Glück war der Raum so eng, daß nur ein Mann arbeiten konnte. In begreiflicher Spannung stand der Offizier dabei und trieb zur Eile. B. konnte jetzt kaum mehr seine Angst verbergen.

„Herr, hilf“, flehte er leise, „rette meines Königs Eigentum!“

Außerlich jedoch bewahrte er seinen Gleichmut und sah ruhig zu, wie die Franzosen ein Tabakbündel nach dem anderen wegräumten. Zum Glück war der Raum so eng, daß nur ein Mann arbeiten konnte. In begreiflicher Spannung stand der Offizier dabei und trieb zur Eile. B. konnte jetzt kaum mehr seine Angst verbergen. Immer weniger wurden der Tabakbündel, die die Kisten bedeckten! Jetzt! — jetzt! — mußte nach seiner Berechnung der Augenblick kommen, der ihn verriet und zuschanden werden ließ.

Eine unnennbare Angst überfiel den alten Mann. Er drehte sich für einen Augenblick zur Wand, faltete die Hände und betete inbrünstig:

„Hilf mir, mein Herr und Gott! Hilf mir, Du treuer Heiland! Rette mich, laß mich nicht zuschanden werden und in der Feinde Hände fallen. Herr, Du kannst helfen! O hilf, hilf, hilf!“ — — —

Kaum hatte er das Amen gesprochen und sich wieder umgewandt, da rief der Soldat dem Offizier auf französisch zu:

„Es ist hier wirklich weiter nichts als Tabak.“

„Nun, dann laß das vergebliche Suchen sein und komm“, rief ärgerlich der Führer und verließ, ohne den treuen Haushälter weiter zu behelligen, das Magazin.

Kaum waren sie fort, da sank B. dankerfüllt bei den Tabakballen auf die Kniee und lobte und pries den gnädigen Gott von Herzensgrund für diese wunderbare Erhörung seines Gebets.

Dann trat er an die verhängnisvollen Kisten heran, um zu sehen, wieviel Ballen den Schatz noch

deckten. Wer aber beschreibt sein grenzenloses Erstaunen, als er gewahrte, daß nur noch ein einziges Bündel auf den Kisten lag! Nur noch einmal brauchte der Franzose die Hand auszustrecken, und alles war verloren.

„Wahrlich, wir haben einen Gott, der noch heute Wunder tut und vom Tode errettet“, rief der Inspektor dankerfüllt und faltete noch einmal anbetend die Hände.

Meinungen und Wirklichkeiten

Wenn man die Leute reden hört, so sollte man annehmen, das Leben bestehe aus lauter Meinungen, Wünschen und Hoffnungen, anstatt, wie es nun einmal ist, aus Wirklichkeiten. Dem einen mißfällt irgend etwas. Sofort verurteilt er es und erklärt, wie es seiner Meinung nach sein müsse. Ein anderer sucht den Dingen auf den Grund zu gehen, findet dabei viel Verkehrtes und seufzt, wie ganz anders es sein k ö n n t e , wenn nur die Menschen anders wären. Ein dritter stellt sich auf den Standpunkt, den Umständen die beste Seite abzugewinnen zu wollen, h o f f t aber, daß es eines Tages noch einmal so kommen w e r d e , wie er es für gut findet.

Wie wertlos ist doch all solches Reden über das, was sein k ö n n t e oder sein s o l l t e , oder was vielleicht noch einmal werden m a g , wie zwecklos für den Menschen, der morgen sterben kann! Du kannst niemand damit helfen, daß du ihm vorredest, wie es eigentlich sein m ü s s e . Und es ist töricht, Betracht-

tungen darüber anzustellen, wie es demnächst sein werde, da wir doch „nicht wissen, was ein Tag gebiert“. (Spr. 27, 1.)

Das Leben besteht aus Wirklichkeiten. Ihnen muß man ins Auge schauen und demgemäß handeln, und nicht nach unseren Meinungen und Erwartungen über den Lauf der Dinge. Wenn man sich nun schon in bezug auf das tägliche Leben auf den Boden der Tatsachen stellen muß, wieviel mehr bezüglich der göttlichen Wirklichkeiten! Es gibt nämlich nichts Wirklicheres als das Wort Gottes. Dieses Wort läßt menschlichen Meinungen überhaupt keinen Raum. Es stellt den Menschen vor unabänderliche Tatsachen, bei denen es weder Unklarheiten noch Zweideutigkeiten gibt. Es sagt ihm die Wahrheit über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und weist ihm diesen Wahrheiten gegenüber seinen ganz bestimmten Platz an.

In diesem Wort redet der

„e i n e G o t t“ (1. Tim. 2, 5),

und dieser Gott ist die absolute Wahrheit. Erhaben, unberührt vom Getöse des Erdenlärms, merkt Er auf alles, was hienieden vorgeht, und Sein Bemühen ist, den Menschen inmitten alles Verwirrenden und ewig Wechselnden dieses Zeitlaufs mit Seiner Wahrheit in Verbindung zu bringen. Gottes Sohn, unser Herr und Heiland, bezeugte bei Seiner Beurteilung dem Landpfleger Pilatus: „Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, auf daß ich der W a h r h e i t Zeugnis gebe“. (Joh. 18, 37.)

Zu diesem Zweck stellt Gott Sich gleichsam zunächst selbst dem Menschen vor, indem Er ihm sagt, wer Er ist: „e i n g e r e c h t e r G o t t“. (Jes. 45, 21.)

Dann wendet Er sich an die Menschen und erklärt ihnen, was sie sind:

„da ist kein Gerechter, auch nicht einer... keiner, der Gutes tue“. Es ist „kein Unterschied, denn alle haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes“. (Röm. 3, 10 bis 23.)

Mit diesen wenigen Worten wird der Mensch vor zwei Tatsachen von allergrößter Bedeutung gestellt:

Gott ist „gerecht und gerade“ (5. Mose 32), und: Der Mensch gehört zu dem Geschlecht, von dem es heißt: „Kein Gerechter, auch nicht einer... Alle sind abgewichen, sie sind allesamt untugendlich geworden; da ist keiner, der Gutes tue, da ist auch nicht einer.“

Es kommt durchaus nicht darauf an, was wir, du oder ich, hierüber denken. Gott fällt dieses Urteil, Er, der „von der Stätte Seiner Wohnung schaut auf alle Bewohner der Erde“ (Ps. 33, 14), und der unter ihnen wohl Sünde, Schuld, Leib und Tod im Überfluß findet, aber „keinen Gerechten, auch nicht einen“.

Ja, das ist eine Wahrheit von erschütterndem Ernst, geeignet, den Menschen zur Verzweiflung zu bringen. Aber, Gott sei Dank, Er stellt ihr eine andere zur Seite. Der Prophet Jesajas, den wir oben von „einem gerechten Gott“ reden hörten, spricht im gleichen Vers auch von dem „rettenden“ Gott. Wäre Gott nur gerecht, wie könnte dann ein schuldiger Sünder zu Ihm, dem heiligen Gott, aufschauen? Müßte er nicht fürchten, von Seinem Zorn und Seiner Heiligkeit verzehrt zu werden? Aber in dem-

selben Buch, das dem Menschen so schonungslos die Wahrheit über sich selbst sagt, steht auch geschrieben, daß es „V e r g e b u n g“ bei Gott gibt für ihn.

Wunderbare Gegensätze! — Sünde im Herzen des Menschen g e g e n Gott, Bosheit und Feindschaft — Vergebung im Herzen Gottes f ü r den Menschen! Und — herrlichste aller Tatsachen — die Gnade ü b e r s t r ö m t die Sünde.

Doch wie kann ein gerechter Gott Sünde vergeben? Er kann es nur, weil

„E i n e r M i t t l e r
geworden ist zwischen Gott und Menschen, der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gab zum Lösegeld für alle, wovon das Zeugnis zu seiner Zeit verkündigt werden sollte.“ (1. Tim. 2, 5. 6.)

So berichtet uns die Heilige Schrift von
einem gerechten G o t t, der aber zugleich ein erret-
tender Gott ist,

einem S ü n d e r, welcher der Vergebung bedarf,
und

einem M i t t l e r, der Sein Leben zum Lösegeld
gab.

Läßt uns nun etwas näher besehen, wie dem Menschen die Vergebung der Sünden zuteil wird. Gott kann Sünde nicht sehen. Der gerechte und heilige Zorn Gottes muß daher über die Sünder kommen. Aber dann wäre der sündige Mensch in alle Ewigkeit verloren. Was tat nun Gott? Weil Er den Tod des Sünders nicht will, sandte Er Seinen Sohn zu den Verlorenen und ließ Ihn an ihrer Stelle leiden. Er zerschlug Ihn, um den Sünder zu retten. Jesus, Gottes Sohn, gab sich selbst als „ein Lamm

ohne Fehl und ohne Flecken“ für uns in den Tod und trug das ganze Gericht an unserer Statt. Am Kreuze, dem Platz, der dem Sünder zukam, wurde Er, „der Sünde nicht kannte, von Gott für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm“. Dort entlud sich der ganze Zorn Gottes wider die Sünde über Sein heiliges, unschuldiges Haupt, und Er hat die ganze Schuld getragen. Er hat für uns den Tod geschmeckt und ist ins Grab gelegt worden. Aber Er ist nicht im Grabe geblieben. Als Sieger über Tod und Grab ist Er auferstanden und von Gott „erhöht worden durch Seine Rechte zum Führer und Heiland“. (Apstgsh. 5, 31.) Und nun wird „durch diesen Vergebung der Sünden verkündigt“, und „jeder G l a u b e n d e wird in diesem gerechtfertigt“. (Apstgsh. 13, 38. 39.) Gottes Wort spricht niemals von einer Verbesserung des Menschen oder seines Tuns. „Diesem aber“, lesen wir Apostelgeschichte 10, 43, „geben alle Propheten Zeugnis, daß jeder, der an Ihn glaubt, Vergebung der Sünden empfängt durch Seinen Namen.“

Wie verschieden ist dieses Evangelium von dem, was der Mensch sich selbst so gern zurecht macht! Wie ganz anders, wie viel herrlicher und weitgehender ist die göttliche Wahrheit, als die menschlichen Meinungen und Hoffnungen sind! Der Mensch hofft, wenn er sein Bestes tue, werde Gott ihm einmal gnädig sein. Gottes Wort aber sagt: Bei Ihm „i st V e r g e b u n g“, jetzt, am Tage der Gnade, und das, obgleich der Mensch sein Sündenmaß vollgemacht hat.

Sprich darum nicht länger von dem, was dir das Beste zu sein scheint. Die Schrift sagt:

„Da ist ein Weg, der einem Menschen gerade erscheint, aber sein Ende sind Wege des Todes.“ (Spr. 14, 12.)

Alle menschliche Klugheit ist nicht imstande, einen Weg des Entrinnens vom Verderben zu erdenken, noch hat der Mensch die Macht, seine Pläne zur Ausführung zu bringen. Das Heil ist niemals durch Tun zu erlangen, wie viel Mühe der Mensch sich auch geben mag, Gott zu befriedigen, sondern nur durch den Tod, aber den Tod Jesu, des „Lammes Gottes“. Nur Er ist der Weg zu Gott. Diese Tatsache bezeugte Petrus den in Jerusalem versammelten religiösen Leitern seines Volkes mit den Worten: „Es ist in keinem anderen das Heil, denn auch kein anderer Name ist unter dem

Himmel,

der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir errettet werden müssen.“ (Apost. 4, 12.)

Die gleiche herrliche Tatsache bezeugt die Schrift in den bekannten Stellen:

„Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben“ (Joh. 3, 36), und:

„Also ist jetzt keine Verdammnis für die, welche in Christo Jesu sind.“ (Röm. 8, 1.)

Nicht die ganze Heeresmacht Satans vermag an dieser Tatsache zu rütteln, nicht die Zweifler einer ganzen Welt vermögen sie umzustößen. Denn Er, der „die Wahrheit“ ist, hat gesprochen, und der „Geist der Wahrheit“ bestätigt es: „Es ist keine Verdammnis für die, welche in Christo Jesu sind“.

Wie aber steht es mit denen, welche im Unglauben verharren? O sie müssen mit der überaus ernststen Tatsache rechnen, daß es einen

„Tag des Zorns“

gibt, dem sie entgegengehen. „Nach deiner Störrigkeit und deinem unbußfertigen Herzen“, ruft Gott dem zu, der „den Reichtum Seiner Gütigkeit“ verachtet, „häufst du dir selbst Zorn auf am Tage des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichts Gottes, welcher einem jeden vergelten wird nach seinen Werken.“ (Röm. 2, 5. 6.)

Der Tag der Gnade neigt sich seinem Ende zu. Auch das ist eine nicht wegzuleugnende Tatsache. Die Schatten der Nacht des Gerichts beginnen schon die Erde einzuhüllen. Doch noch läßt die suchende Heilandsliebe dem Sünder sagen:

„Es ist noch Raum.“ (Luk. 14, 22.)

Ja, der Heiland hat im Himmel Raum für den Sünder, der für Ihn auf Erden keinen Platz hatte.

„Wen da dürstet“, läßt Gott noch am Schluß Seines Wortes durch Seinen Knecht verkünden, „der komme; wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst.“ (Offbg. 22, 17.)

Das Buch

Mein Vater war polnischer Edelmann und Katholik, meine Mutter Engländerin und Protestantin. Beide lebten ganz und gar in der Welt und fragten nicht nach göttlichen Dingen. Gingen sie hin und wieder zur Kirche, so nur, um ein gutes Orgelkonzert zu hören.

Nachdem meine Eltern einige Jahre in London gelebt hatten, entschlossen sie sich, in die Heimat meines Vaters, nach Galizien zu ziehen. Kurz vor ihrem Umzug kam ein Bruder meiner Mutter, der Arzt in

Edinburgh war, zu Besuch. Er war ein Mann der Welt wie meine Eltern und alles andere als gottesfürchtig. Trotzdem war er dazu ausersehen, meinen Eltern einen unschätzbaren Dienst zu erweisen.

Als mein Oheim in unserem Hause, in dem schon alles auf die bevorstehende Ausreise hinwies, den zum Verpacken bereitliegenden Bücherstapel sah und sich die Bände etwas näher betrachtete, fiel ihm auf, daß darunter ein Buch fehlte.

„Ich sehe hier keine Bibel!“ sagte er.

„Keine Bible!?“ Schallendes Gelächter begleitete diese kurze Antwort meiner Eltern.

Meinem Oheim schien es indes keine Ruhe zu lassen, daß seine Schwester ohne eine Bibel nach dem dunklen Galizien ziehen sollte. Jedenfalls kam am Tage nach seiner Abreise eine Bibel bei uns an, die der Oheim gekauft und meinen Eltern hatte zusenden lassen. Die Sendung löste Staunen und Kopfschütteln aus, aber die Bibel wurde doch eingepackt und reiste mit in das ferne Land.

Die auf Galizien gesetzten Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen. Mehrere Jahre nacheinander fiel die Ernte schlecht aus, und eine sich einstellende hartnäckige und langwierige Krankheit meines Vaters, die seine ganze Kraft verzehrte, gestaltete den Aufenthalt in Vaters Heimat, von dem er so viel erwartet hatte, für meine Eltern zu einem bitterschweren.

Mutter tat alles, was sie konnte, um meinem Vater sein Leiden zu erleichtern. Unermüdlich las sie ihm vor. Ein Buch nach dem anderen wurde aus der Bibliothek geholt, bis alles — bis auf ein Buch — durchgelesen war. Das eine Buch, das immer wieder beiseite gestellt wurde, war die Bibel.

Als kein anderer Lesestoff mehr vorhanden war, sagten meine Eltern eines Tages zueinander:

„Wir könnten eigentlich auch einmal in der Bibel lesen.“

Der Gedanke an das Lesen dieses Buches ließ sie nicht mehr in schallendes Gelächter ausbrechen. Die Zeit hatte viel verändert.

Die Bibel wurde geholt. Zuerst blätterte Mutter ein wenig ungeschickt und unsicher darin herum. Schließlich begann sie mit dem Lesen des Evangeliums Matthäus.

Wie meine Mutter mir später erzählt hat, haben meine Eltern von nun an tagelang in diesem bisher so verachteten Buch gelesen. Häufige kurze Unterbrechungen dienten zum Austausch über das Gelesene, das sie bis ins tiefste Innere ergriff. Gott sprach durch Sein Wort zu ihren Herzen und Gewissen, und Sein Geist leitete sie, die wunderbare göttliche Gnade in der Dahingabe Seines eingeborenen Sohnes zur Errettung verlorener Sünder zu erkennen. Im Lichte des Wortes Gottes sahen sie zugleich, was sie selbst vor Gott waren. So geschah es, daß sie, bevor sie ans erste Kapitel des Johannes-Evangeliums gekommen waren, beide den Herrn Jesus Christus als ihren Herrn und Heiland angenommen hatten. Kein Prediger oder sonst jemand war ihnen dabei zu Hilfe gekommen. Gottes Geist allein hatte durch Gottes Wort dieses Werk vollbracht.

Mein Vater ist bald nach seiner Bekehrung in Frieden entschlafen. Vor seinem Heimgang hat er meiner Mutter das Versprechen abgenommen, uns, ihre beiden Söhne, in der Zucht und Ermahnung des Herrn zu erziehen. Es war sein Wunsch, daß Mutter

sobald wie möglich mit uns nach England zurückkehren möchte, damit wir nicht dem schädlichen Einfluß, der sich in unserer Umgebung in Galizien geltend machte, ausgesetzt wären. Und so geschah es.

Unsere liebe Mutter hat uns als entschiedene Christin in der Furcht Gottes erzogen. Das Wort des Herrn ist ihr stets teuer geblieben, und es ist auch uns teuer geworden. Ja, nicht nur ihre Kinder, sondern auch ihre Enkelkinder haben den Segen erfahren dürfen, der von einem in Abhängigkeit von Gott verbrachten Leben ausgeht. Auch sie haben den Weg zum Heiland gefunden.

„Wer glaubt, wird nicht ängstlich eilen“

Ein Knecht des Herrn erzählt:

Das bekannte Wort aus dem Propheten Jesajas: „Wer glaubt, wird nicht ängstlich eilen“, ist mir an einem Sonntag besonders wichtig geworden. Am Nachmittag dieses Tages wurde ich in einem Nachbarort erwartet, um dort mit dem Worte zu dienen. Während ich aufbrach, fiel mir obige Stelle ein, weshalb, war mir völlig unklar.

Es war ein heißer Sommertag. Schon seit mehreren Stunden war die Luft so schwül und drückend, daß mit einem schweren Gewitter zu rechnen war. Es ließ auch nicht lange auf sich warten. Schon auf dem Wege zur Bahn segte mir ein heftiger Wind entgegen. Staub wirbelte auf, Blitze zuckten, und der Donner erdröhnte in gewaltigen Schlägen. Alles

rannte, um vor dem Regen in Sicherheit zu sein. Es glückte mir, trocken zum Bahnhof zu kommen. Aber kaum war ich eingestiegen, da goß es in Strömen.

„Wer glaubt, wird nicht ängstlich eilen“, fuhr es mir wieder durch den Sinn, und wieder mußte ich mich fragen: Was will dir diese Stelle sagen, jetzt, wo du ruhig im Trockenen sitzt und keine Eile hast?

Von der Zielstation aus mußte ich noch ein Stück die Straßenbahn benutzen. Immer noch strömte der Regen hernieder. Als wir eine Zeitlang gefahren waren, bis dahin, wo die Strecke bergan geht, ließ der Führer den Wagen halten. Auf die verwunderte Frage, weshalb er das tue, erwiderte er:

„Wenn ich bei dem vielen Wasser, das über die Geleise strömt, den stärkeren Strom einschaltete, wie ich doch tun muß, um den Berg rauf zu kommen, bestände Kurzschluß-Gefahr, und der Wagen könnte in Brand geraten.“

„Wer glaubt, wird nicht ängstlich eilen.“

Jetzt bekam die Stelle, an die ich immer wieder denken mußte, schon einen tieferen Sinn für mich, denn jetzt war ich aufs Warten angewiesen. Die Stunde, wann die Versammlung, zu der ich erwartet wurde, begann, rückte unterdes immer näher. Hätte der strömende Regen etwas nachgelassen, so würde ich die weitere Strecke zu Fuß zurückgelegt haben, aber es regnete mit derselben Heftigkeit weiter. Ich mußte ruhig weiter warten. Endlich, endlich — die Zeit des Versammlungsbeginns war längst verstrichen — ließ der Regen nach, und ich konnte den Wagen verlassen. Nun stand ich etwas mutlos auf der Straße und bat in stillem Gebet den Herrn, mir zu zeigen, was Er jetzt mit mir vorhabe. Er hatte mir gesagt, daß der

Glaubende nicht ängstlich eilen werde. Das war eine Mahnung zu stillem Warten auf Seinen Wink. Aber was wünschte der Herr von mir? Plötzlich sagte mir eine innere Stimme:

Du bist doch hier in der Nähe der kranken Schwester M.. Da geh hin!

Diese Schwester war noch nicht lange ein Eigentum des Herrn Jesus. Sie litt an einer unheilbaren Krankheit und bedurfte infolgedessen sehr der Ermutigung und Fürbitte. Ich machte mich sogleich auf den Weg zu ihr. Als ich ins Krankenzimmer trat, rief sie mir zu:

„Ach, da kommt Bruder M.! Der kommt während der Versammlungszeit. Das ist aber fein! Da wollen wir beide hier Versammlung halten.“

Ich erzählte ihr darauf mein Erlebnis, und sie rief:

„Das ist doch ganz klar, weshalb das alles so kommen mußte. Das hat der Herr so geführt. Sie mußten zu mir kommen.“

Und dann haben wir beide miteinander Versammlung gehalten, haben miteinander das Wort gelesen, darüber geredet und zusammen gebetet. Und ich darf wohl sagen: Obwohl wir nur zu zwei waren, war der Herr Jesus nach Seiner Verheißung (Matth. 18, 20) spürbar in unserer Mitte. Wir durften Seinen reichen Segen erfahren. Ich werde diese Stunde nie vergessen. Und wie hat sich die liebe Kranke gefreut! Jetzt war mir ganz klar, weshalb der Herr mein eigentliches Vorhaben an jenem Nachmittag vereitelt hatte. Er hatte einen Dienst für mich, an den ich nicht gedacht hatte.

Es war mein letzter Besuch bei der kranken

Schwester. Wenige Tage nachher holte der gute Hirte Sein Schäflein heim.

Wie freundlich und gütig ist doch unser Gott! Er liebt die Menschenkinder so, daß Er manchmal Himmel und Erde in Bewegung setzt, um einen Sünder zu erretten. Aber auch die, welche Seine Kinder in Christo Jesu geworden sind, die Er sich erworben hat durch „das Blut Seines Eigenen“, dürfen dankend die Freundlichkeit und Güte rühmen, die sie — ein jeder einzelne — auf dem Wege erfahren. Besonders die Kranken und Bedrängten sind Gegenstände Seiner zärtlichsten Fürsorge. Um einer solchen Seele willen hatte Er mich an diesem Tage Seinen besonderen Weg geführt.

Von unserer entschlafenen Schwester möchte ich zum Schluß noch kurz berichten, daß sie aus einer streng katholischen Familie stammte. Nach ihrer Bekehrung, von der sie ein offenes Zeugnis ablegte, gab sich der Pfarrer ihres Bezirks viel Mühe, das abgeirrte Schäflein seiner Gemeinde wieder zur Herde zurückzubringen, aber vergebens. Klar und bestimmt bezeugte sie ihm an Hand der Schrift, welch ein herrliches Teil sie in Christo Jesu gefunden hatte, und daß Er der einzige Mittler sei zwischen Gott und Menschen. Der Pfarrer wurde nicht ärgerlich über diesen Widerstand. Er besuchte unsere Schwester immer wieder und hörte ruhig zu, wenn sie ihm, was sie bei jeder Gelegenheit tat, mit glücklichem Herzen von ihrem Heiland erzählte, der sie zu Sich gezogen hatte aus lauter Güte.

Bei der Beerdigung, die auf dem katholischen Friedhof stattfand, wurde den gläubigen Freunden der Heimgegangenen ausdrücklich erlaubt, eine Feier

in ihrem Sinn abzuhalten. Auch bat der Pfarrer darum, man möge die vorhergehende Trauerfeier im Hause recht feierlich gestalten.

Ich teile diese an und für sich unwesentlichen Einzelheiten mit, weil sie zeigen, welch einen Eindruck ein einfaches, frohes Zeugnis machen kann, besonders, wenn es unter solchen Umständen abgelegt wird. Schon mancher ist auf diese Weise zu Christo geführt worden.

Eine vereitelte Drohung

Prediger Richard Newton erzählt folgende Begebenheit:

In der Nähe meines Elternhauses wohnte ein Bäcker, der unsere Familie mit Brot versah. Er und seine Frau waren keine religiösen Leute und gingen nie zur Kirche. Dann aber begann die Frau, die in der Nachbarschaft befindliche Methodisten-Kapelle zu besuchen. Dies erzürnte ihren Mann gar sehr. Er verbot ihr, dorthin zu gehen. Sie ging aber doch. Wenn sie dann heimkam, pflegte er sie schrecklich zu schlagen und an den Haaren durchs Zimmer zu schleifen. Sie aber konnte von den Besuchen nicht lassen. Der Geist Gottes hatte ihr Herz mächtig erfaßt.

Eines Sonntagabends sagte der Bäcker, als er seine Frau sich wieder für die Versammlung rüsten sah:

„Frau, ich habe dir verboten, in die Kapelle zu gehen, und du gehst doch. Ich habe dich wieder und wieder geprügelt, aber du willst nicht davon ablassen. Jetzt sage ich dir: Wenn du heute abend gehst, werde

ich, so wahr ich lebe, in dem Augenblick, da du das Haus verlassen hast, in dem großen Ofen Feuer machen und dich lebendig braten.“

Die Frau wußte, daß ihr Mann imstande war, seine fürchterliche Drohung auszuführen. So begab sie sich ins Schlafzimmer, kniete dort nieder, sagte alles dem Herrn und bat Ihn, ihr Kraft zu verleihen, das zu tun, was sie nach ihrer Meinung tun mußte. Auch flehte sie zu Gott, daß Er sich über den Mann erbarmen und ihn erretten möge. Dann setzte sie ihren Hut auf, legte ihren Schal um und ging ruhig zur Versammlung. Kaum war sie fort, da ging der Mann in die Backstube und machte Feuer im Ofen. Etwa eine Stunde lang warf er immer wieder Holz nach, bis der Ofen heißer war als je.

Da die Frau ihm länger als gewöhnlich auszu-bleiben schien, und er befürchtete, sie möchte an diesem Abend vielleicht garnicht heimkommen, sondern anderswo übernachten, machte er sich schließlich auch auf den Weg zur Kapelle, um seine Frau zu holen. Die Versammlung war noch nicht zu Ende. Er öffnete leise die Tür der Kapelle und hörte etwas von einem Feuerofen. Das machte einen ganz eigenen Eindruck auf ihn. Mit einemmal wurde er sich seiner Bosheit bewußt und zitterte wie Espenlaub. Leise schlüpfte er in die Kapelle und setzte sich nahe an die Tür. Der Prediger sprach über Daniels drei Freunde, die in Nebukadnezars feurigen Ofen geworfen wurden, und der Bäcker wurde über alle Maßen bestürzt.

Am Schluß der Predigt fragte der Redner, wie es in jener Gemeinde üblich war, ob jemand da sei, der den Wunsch habe, daß man für ihn bete. Der Betreffende solle nach vorn kommen. Kaum hatte er

das gesagt, da stand unser Bäcker auf und ging nach vorn. Die Gefühle seiner Frau kann man sich vorstellen, als sie ihren bösen Mann so gebeugt auf seinen Knien sah. Als die Versammlung aus war, ging der Bäcker mit seiner Frau heim. Zuhause bat er sie in tiefer Zerknirschung, ihm die grausame Behandlung zu vergeben, und forderte sie auf, mit ihm zu beten. Es hat nicht lange gedauert, da war der Bäcker ein wahres Kind Gottes.

Aber das Wunderbarste an dieser Begebenheit kommt noch: Der Redner an jenem Abend war nicht der Prediger dieser Methodistengemeinde, sondern ein Fremder, der ihn vertrat. Er hatte sich auf einen ganz anderen Text vorbereitet. Aber als er in der Kapelle war, hatte er Text und Thema seiner Predigt ganz vergessen. In großer Verlegenheit rief er Gott an, ihn zu leiten, und während des Gesanges mußte er an Nebukadnezars Feuerofen denken und an die drei Männer, die hineingeworfen wurden. Und dies brachte den Bäcker zur Einsicht über sein verbrecherisches Vorhaben und zur Bekehrung.

Kennst du den Pfad?

Kennst du den Pfad, den menschliches Verstehen
 Nie mit dem Habichtsauge aufgespiirt?
 Den nie der Klugheit Raubtierblick gesehn,
 Nie stolze Kraft im Löwentritt berührt?
 Verborg'n führt er zu der Höhe hin.
 Doch wer da forscht mit demutvollem Sinn,
 In stiller Einfalt, der hat ihn erkannt,
 Vor dessen Kindesblick zeigt er sich gern:
 Die Furcht des Herrn ist aller Weisheit Kern,
 Vom Rat des Bösen weichen ist Verstand.

K.

Ganz für Christum

Eer Mann, von dem ich erzählen will, war geborener Russe. Als ganz junger Mensch ging er nach England. Hier wurde er Matrose auf einem Sklavenschiff*). Nicht weniger als sechsmal durchquerte er auf diesem Schiff den Atlantischen Ozean von der afrikanischen Küste bis Westindien, oft in Lebensgefahr unter Schwarzen und Weißen. Aber Gott, der Seine besonderen Absichten mit diesem Menschen hatte, bewahrte ihn sichtlich. Auch als er später Dienste auf einem Kriegsschiff nahm und manche Seeschlacht mitmachte, hielt Gott schützend Seine Hand über ihn. Nachdem er aber in einer Schlacht ein Auge verloren hatte, wurde er als untauglich entlassen. Es klingt fast unglaublich, ist aber Tatsache, daß er in all dieser Zeit, wo er den Tod doch, wer weiß, wie oft? vor Augen hatte, sich nie auch nur im entferntesten Gedanken über Tod, Ewigkeit und Gericht gemacht hat.

Nachdem B. dem Dienst zur See Lebewohl gesagt und seine geringen Ersparnisse aufgezehrt hatte, arbeitete er einige Zeit als Tagelöhner in London und kehrte dann nach Rußland zurück. In einem großen Geschäft in Petersburg erhielt er einen Aufsichtspos-

*) Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts wurden ganze Schiffsladungen gefangener Neger von Afrika nach Amerika verschleppt, um dort als Sklaven verkauft zu werden.

sten. Da ihm aber die Rauheit des Matrosenlebens zu sehr anhaftete — er fluchte oft fürchterlich und benahm sich in einer Weise, daß kein Auskommen mit ihm war —, sah sein Brotherr sich genötigt, ihn wieder zu entlassen. Nun begann er ein eigenes Geschäft, eine Schneiderei, und heiratete. Sein raues Wesen schliff sich mit der Zeit ab, sein Geschäft blühte, und äußerlich wurde manches anders mit ihm, aber innerlich blieb er derselbe.

Um diese Zeit lernte ich ihn kennen. Einer seiner Freunde, der entschieden gläubig war, machte mich auf ihn aufmerksam und bat mich, seine Bekanntschaft zu suchen. Schneller, als ich selbst gedacht, sollte sich eine günstige Gelegenheit bieten, mit ihm bekannt zu werden. Ich erhielt von einem von England zurückkehrenden Freund ein Stück Tuch zum Geschenk und sandte es zu Schneider B. mit dem Auftrag, mir daraus einen Rock anzufertigen.

Nach einiger Zeit kam er selbst und brachte mir das fertige Stück. Da ich gerade Besuch hatte, bat ich ihn, einen Augenblick Platz zu nehmen.

„Lesen Sie in der Zwischenzeit dieses Büchlein“, fügte ich hinzu, indem ich ihm eine Evangeliumsschrift reichte.

Ich war bald zurück und bezahlte ihm seine Rechnung. Bevor er ging, erkundigte er sich, ob ich mit seiner Arbeit zufrieden sei.

„Voll und ganz“, erwiderte ich. „Doch wie hat Ihnen mein Büchlein gefallen?“

„Nun“, meinte er, „Bücher interessieren mich wenig. Ich halte mich nicht gern mit sowas auf.“

„Das tut mir leid“, entgegnete ich. „Sie sind bereits ein alter Mann, und wenn Sie sich nicht gern

mit solchem Lesestoff aufhalten, fürchte ich, daß Sie sich auch um etwas anderes wenig kümmern.“

„Und das wäre?“

„Ihre unsterbliche Seele! Gottes Wort sagt sehr ernst: „Was wird es einem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber seine Seele einbüßte? Oder was wird ein Mensch als Lösegeld geben für seine Seele?““

„Ach so, ich verstehe“, sagte er. „Sie meinen, ich müßte mich bekehren.“

„Ganz recht, das meine ich.“

„Ja, sehen Sie, das ist nicht so einfach“, erwiderte er; „denn wenn ich fromm werden wollte, müßte ich mein großes Geschäft aufgeben.“

„Weshalb? Was hat denn Ihre Frömmigkeit mit Ihrem Geschäft zu tun?“

„Wenn ich fromm würde, müßte ich jeden Sonntag in die Kirche gehen, müßte singen und beten.“

„Ja, und Sie würden sich dann jeden Sonntag von neuem über die Gelegenheit freuen, von Gott zu hören und Seine Liebe in Liedern und Gebeten preisen zu dürfen.“

„Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, meine Umstände gestatten mir das nicht. Ich beschäftige dreißig Arbeiter. Sonntags stelle ich immer die Rechnungen aus und mache Kasse. Es ist somit der wichtigste Tag für mich.“

„Gehen Sie denn nie in die Kirche?“

„Nein!“

„Das ist aber doch furchtbar. Sie sagen: Sie lesen nie Gottes Wort und gehen nie dahin, wo Sie es hören können. Da sind Sie ja auf dem sicheren Weg

zur Hölle. Ich denke nicht daran, zu behaupten, daß der Besuch einer Kirche oder einer Versammlung, wo Gottes Wort gepredigt wird, genügt, um in den Himmel zu kommen. Aber davon bin ich fest überzeugt: Ein Mensch, der Gottes Wort verachtet, es nie hört und nie liest, kommt nicht in den Himmel. Wie können Sie nur so leben? Glauben Sie denn nicht, daß es einen Gott gibt?"

Bei diesen Worten sah der Mann mich ein wenig unsicher an und fragte:

„Haben Sie Gott denn schon gesehen?"

„Nein“, versetzte ich, „das habe ich freilich nicht. Aber ich sehe Sie, und Sie sind eins von Gottes Werken. Das genügt mir.“

„Nun“, sagte er, „wenn Sie einmal jemand finden, der Gott gesehen hat, dann lassen Sie es mich wissen. Guten Morgen!“

Damit ging er, und ich sah ihn nicht wieder bis zum Beerdigungstage seines Freundes, der mich auf ihn aufmerksam gemacht hatte. Dieser prächtige Mann war rasch durch eine ernste Krankheit dahingerafft worden, und sein Abscheiden rief große Trauer hervor. Die Beteiligung am Begräbnis war sehr groß. Ich sprach zu den Versammelten über das Wort: „Und Seine Jünger kamen herzu, hoben den Leib auf und begruben ihn. Und sie kamen und verkündeten es Jesu.“ (Matth. 14, 12.) Viele weinten, und ich sah, daß auch dem alten Schneider die Tränen über die Wangen liefen, aber ich wußte nicht, ob sie eine Folge des gehörten Wortes oder der Trauer über den Tod seines Freundes waren. Am folgenden Sonntag erschien er in unserem Versammlungsraum. Ebenso den nächsten und übernächsten. Es überraschte

mich, aber ich hielt es für zweckmäßig, vorerst einige Zurückhaltung ihm gegenüber zu bewahren. Schließlich aber machte ich einen Freund auf den Alten aufmerksam mit der Frage, ob er schon bemerkt habe, daß Schneider B. zur Versammlung komme.

„Ja“, war die Antwort, „und ich kann Ihnen etwas Interessantes von ihm erzählen. Er hat sich eine englische Bibel gekauft und erklärt, sie von Anfang bis zu Ende durchlesen zu wollen, um festzustellen, ob das, was Sie sagen, wahr ist oder nicht.“

„In dem Fall“, erwiderte ich erfreut, „habe ich gute Hoffnung für den Mann. Wenn einer anfängt, aufrichtig Gottes Wort zu lesen, dürfen wir das Beste für ihn erwarten.“

Bald war B. regelmäßig, sowohl in der Woche als auch des Sonntags, anwesend, wenn wir uns um Gottes Wort oder zum Gebet versammelten, und mehrmals fiel mir sein frohes Gesicht auf. Ich sprach aber noch nicht mit ihm.

Da wurde mir eines Tages — es war Samstagabend — Besuch gemeldet. Draußen stand Schneidermeister B. .

„Samstagabend“, begann er, sich entschuldigend, „ist wohl nicht die geeignete Zeit zu einem Besuch. Aber ich habe mich eines Auftrags zu entledigen. Einer Ihrer Zuhörer möchte Ihnen einen neuen Mantel schenken. Ich habe den Mantel mitgebracht und hoffe, Sie werden es nicht übelnehmen.“

„Ich bin nicht gewohnt“, erwiderte ich lächelnd, „etwas übelzunehmen, am wenigsten, wenn jemand so freundlich ist, mir einen neuen Mantel zu schenken. Doch wüßte ich gern, wer der gute Freund ist, der so an mich denkt?“

„Das“, erwiderte er, „darf ich nicht verraten. Der Betreffende wünscht, nicht genannt zu werden.“

„Ist es ein junger oder ein alter Mann?“

„Es ist ein älterer Mann mit grauem Haar.“

Da stand er vor mir mit seinem Haar, das so weiß war wie Schnee. Aber es kam mir in dem Augenblick nicht in den Sinn, daß B. selbst der Geber sein möchte.

„Vielleicht“, fuhr ich fort, „sind Sie bereit, meiner Frau zu verraten, wer der gütige Spender ist.“

Er besann sich einen Augenblick. „Ja“, sagte er dann, „ich habe nicht versprochen, es auch Ihrer Frau nicht zu sagen.“

Ich ging hinaus, und er sagte meiner Frau, daß das Geschenk von ihm selbst sei.

Einige Tage später traf ich ihn auf der Straße.

„Ich weiß jetzt, wer mir den schönen Mantel gestiftet hat“, sprach ich ihn an. „Ich habe mich sehr darüber gefreut und danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Doch sagen Sie mir, warum haben Sie mir dieses Geschenk gemacht?“

Da traten Tränen in seine Augen, und er erwiderte:

„Gott hat durch Sein Wort zu meinem Herzen geredet und es gänzlich umgewandelt.“

„Wie froh bin ich, das zu hören!“ rief ich aus. „Und nun ich weiß, daß der Mantel eine Frucht Ihres erneuerten Sinnes ist, ist er mir noch doppelt wertvoll.“

Von nun an offenbarte sich das neue Leben bei dem Greise auf allerlei Weise. Vor allem war er sehr um das geistliche Wohl seiner Angestellten besorgt.

„Was meinen Sie?“ fragte er mich einmal, „sollte ich nicht jedem meiner Leute ein Neues Testament schenken?“

Zu diesem Vorhaben konnte ich ihn nur ermuntern. Darauf eilte er nach Hause, rief seine Leute zusammen und fragte, sich an den Nächststehenden wendend:

„Können Sie lesen?“

„Ja, ich lese schwedisch.“

„Und Sie?“ fragte er den zweiten.

„Ich lese deutsch.“

Ein dritter erklärte, daß er finnisch, ein vierter, daß er russisch lese. Nachdem B. festgestellt hatte, wer von seinen Leuten, und in welcher Sprache sie lesen konnten, kam er wieder zu mir und sagte:

„Ich brauche so und so viele Testamente in der und der Sprache. Die Errettung der Seelen meiner Leute liegt mir am Herzen, und ich möchte nicht, daß einer von denen, die lesen können, für mich gearbeitet hat, ohne ein Neues Testament von mir empfangen zu haben.“

Ich dachte: Wie ganz anders sähe es wohl in der Welt aus, wenn alle gläubigen Arbeitgeber so auf das Seelenheil ihrer Untergebenen bedacht wären wie dieser alte Mann und nach seinem Beispiel handelten!

B. ließ es aber nicht bei dem Testament-Geschenk bewenden. Er setzte täglich eine halbe Stunde an, um zusammen mit seinen Leuten in Gottes Wort zu lesen und ihnen die Heilige Schrift zu erklären. Dazu wählte er einen passenden Vers, den jeder in seiner eigenen Sprache lesen mußte, und dann gab er eine kurze Erklärung über den Inhalt in russischer Sprache, die alle verstanden.

Bei der Treue, mit der der alte Mann Zeugnis ablegte von dem, was er selbst erfahren hatte, war es kein Wunder, daß auch mit seinem Hause eine Wandlung vorging. Während früher der Sonntag, der Tag des Herrn, auf alle Weise entheiligt worden war, wurde jetzt j e d e r Tag dem Herrn geweiht.

Wohl nie habe ich jemand kennen gelernt, der eifriger in der Bibel geforscht hätte, als B. es in den zwei letzten Jahren seines Lebens tat. Mit Freuden beobachtete ich seine Fortschritte, sein Zunehmen an Erkenntnis und sein Wachsen in der Gnade. Oft bin ich durch die herrlichen Gedanken, die er über den Herrn Jesus äußerte, erquickt worden. Streiten über göttliche Dinge kannte er nicht. Seine Überzeugung war stets klar aus der Heiligen Schrift geschöpft. Wie sehr sein Herz von Christo erfüllt war, zeigt folgende kurze Unterhaltung:

Eines Abends sprach er nach einer Versammlung mit einem ungläubigen Engländer, der der Predigt beigewohnt hatte, und fragte ihn, welchen Eindruck das gehörte Wort auf ihn gemacht habe.

„Nun“, erwiderte der Fremde, „wenn Sie mich fragen, muß ich sagen, daß meiner Meinung nach zu viel von Christo die Rede war.“

„Zu viel von Christo?“ rief B. erstaunt. „Wie können Sie so etwas sagen! Zu v i e l von Christo, der a l l e s für mich geworden ist — „Weisheit von Gott und Gerechtigkeit und Heiligkeit und Erlösung“? Zu v i e l v o n C h r i s t o? — In alle Ewigkeit werde ich S e i n Lob besingen!“

„Wie betäubend ist es“, sagte er später zu mir, „daß manche Menschen so blind sind! Kein Wunder, daß sie nicht glücklich sein können.“

Er hatte recht. Gerade die kostbare Person des Herrn Jesus war das Geheimnis seiner Glückseligkeit, das, was sein Herz mit stets zunehmender Freude erfüllte. In Ihm, seinem Herrn und Heiland, besaß er einen ewigen Trost und eine gute Hoffnung, und er ging seinen Weg mit F r e u d e n. Konnte er da anders als glücklich sein?

Ohne Zweifel würden die Gläubigen allgemein mit mehr Freude ihren Weg gehen, wenn sie mehr an C h r i s t u m dächten — nicht allein an die Vollkommenheit und Allgenugsamkeit Seines Erlösungswerkes, sondern auch an die unendliche Schönheit S e i n e r P e r s o n. Wo Er der Gegenstand des Herzens ist, da ist Er die nimmer versiegende Quelle von Freude und Seligkeit.

Unser alter Freund aber r u h t e und e r f r e u t e sich nicht nur in Jesu, seinem Herrn, er l e b t e und a r b e i t e t e auch für Ihn. Durch Wort und Wandel zeugte er für seinen Heiland. Mancher, der Bekehrung und Christentum bis dahin für Schein gehalten hatte, mußte bei der Bekanntschaft mit B. bekennen:

„Setzt glaube ich, daß Bekehrung eine Wirklichkeit ist.“

Nichts konnte ihn in seinem Zeugnis für seinen Herrn hindern. Er war Mitglied einer Berufsgenossenschaft. Als einmal wieder eine Mitgliederversammlung stattfinden sollte, kam er einige Tage vorher zu mir und sagte:

„Ich möchte gern die gute Gelegenheit benutzen. Geben Sie mir ein ganzes Paket Traktate.“

Und am Tage nach der Zusammenkunft berichtete er:

„Das war gestern eine schwere Arbeit. Viele, die meine Traktate genommen hatten, zerrissen sie mir vor den Augen und traten mit den Füßen darauf herum. Andere warfen sie mir ins Gesicht und riefen: „Behalte deine Weisheit für dich und kümmere dich um dich selbst. Was geht es dich an, was ich glaube!“ Wieder andere warfen die Schriftchen ins Feuer. Aber ich habe den Mut nicht verloren. Sobald wieder eine Versammlung stattfindet, werde ich es noch einmal versuchen. Ich will nicht müde werden. Denn keiner von all diesen Männern ist solch ein großer Sünder, wie ich es gewesen bin. Und wo der Herr Jesus sich herabgeneigt hat, selbst einen so alten, verstockten Sünder wie mich zu retten und zu bekehren, sollte ich mich da so schnell entmutigen lassen? Nein, ich will für Christum, meinen Herrn, zeugen, solange es Tag ist, und damit nicht aufhören, bis Er mich zu Sich ruft in die ewige Sabbathruhe droben.“

Das Zimmermädchen

Herr S. war schwer erkrankt. Der Arzt hatte der Familie gegenüber die schlimmsten Befürchtungen geäußert, und ein schwerer Druck lag auf allen Gemütern im Hause. Auch Anna, das Zimmermädchen, lag unter diesem Druck, vielleicht noch mehr als die Verwandten.

In dem reichen Hause, in dem das Mädchen diente, fragte man nicht nach Gott. Niemand in der Familie wußte etwas von dem wunderbaren Heil in Christo. Das hatte Anna, die selbst ein glückliches Kind Gottes war, schon oft niedergedrückt. Nie aber

hatte es sie so traurig gestimmt wie in diesen Tagen, wo der unerbittliche Tod an die Tür klopfte.

Wer sollte, so fragte Anna sich immer wieder, mit ihrem Herrn über die Errettung seiner Seele sprechen? Von seinen Angehörigen, Freunden und Bekannten — das wußte sie — würde es niemand tun, denn keiner von ihnen wäre dazu imstande gewesen. Und ebensowenig dachte man daran, einen Prediger ans Krankenlager zu rufen. Sollte denn ihr Herr sterben müssen, ohne gehört zu haben, daß seine Seele für die Ewigkeit gerettet werden konnte? Nein, das war sicher nicht nach Gottes Willen.

Aber was konnte und sollte geschehen?

Die Lage, in der sich das junge Mädchen befand, war nicht einfach. Sollte sie etwa selber die Überbringerin der guten Botschaft an den Sterbenden sein? Sie schreckte vor dem Gedanken zurück. Eine solche Kühnheit mochte sie ihre Stelle kosten. Aber immer wieder sagte die innere Stimme: Du mußt selbst mit ihm reden! Und schließlich, nach ernstem Kampf, war ihr Entschluß gefaßt.

Als die Familie sich bei Tisch befand, und gerade niemand bei dem Kranken war, Anna aber noch etwas aus dem Krankenzimmer zu holen hatte, benutzte sie die Gelegenheit. Bescheiden trat sie an das Bett des Kranken und sagte:

„Herr S., der Doktor sieht Ihren Zustand als sehr ernst an, aber Ihre Seele ist noch nicht gerettet, und ich muß Ihnen sagen, daß Sie so nicht sterben. . .“

Weiter kam sie nicht. Ein zorniger Blick traf sie, und in scharfem Ton befahl ihr der Kranke, aus dem Zimmer zu gehen. Er fügte hinzu, daß sie zum nächsten Ersten aus dem Dienst entlassen sei.

Anna ging an ihre Arbeit. Sie war der Stimme ihres Innern, die sie unaufhörlich gedrängt hatte, zu reden, gefolgt und hatte die wichtige Botschaft ausgerichtet. Das übrige durfte sie Gott überlassen. So tat sie still und glücklichen Herzens ihre Arbeit, betete dabei aber unausgesetzt, Gott möge sich mächtig erweisen an der Seele ihres sterbenden Herrn und ihn erretten.

Die Erregung des Kranken über das „unverschämte Zimmermädchen, das sich nicht gescheut hatte, mit ihm von seinem Tode zu reden und sich um seine persönlichsten Angelegenheiten zu kümmern“, wollte sich lange nicht legen. Aber auch als schließlich sein Ärger zu weichen begann, konnte er nicht zur inneren Ruhe kommen. Sooft er in seinem geschwächten Zustand nur klar denken konnte, sah er das Mädchen im Geiste vor sich stehen und hörte die Worte: „Ihre Seele ist noch nicht gerettet“.

„Ihre Seele“ — das war das allerschlimmste. Sie hatte das Wort „Ihre“ so besonders betont. „Ihre Seele ist noch nicht gerettet.“ Gerettet? Mußte und konnte man denn gerettet werden? Gab es wirklich ein Weiterleben nach dem Tode? — Und wohin würde dann seine Seele gehen?

Der erste Zorn wich mehr und mehr einer tiefen Unruhe. Die Unruhe steigerte sich zur Seelenangst, und in dieser Seelenangst ließ er Anna an sein Bett rufen.

„Anna, was hast du eigentlich an diesem Morgen sagen wollen?“

„Herr S.“, erwiderte das Mädchen, „ich kann nicht viel sagen. Ich weiß nur das eine, daß ich errettet bin, und daß ich, weil ich Gott begegnen kann,

gern für Sie sterben würde, denn ich bin geborgen im Herrn Jesus, Sie aber noch nicht.“

„Anna, ich verstehe so wenig von diesen Dingen.“

„Darf ich dann einmal einen Herrn, den ich kenne, und der Ihnen alles sehr gut sagen könnte, bitten, Sie zu besuchen, Herr S.?“ fragte Anna.

„Ja, tu das, und am besten sogleich“, erwiderte der Kranke.

Eine Stunde später saß ein einfacher Mann, der aber, wie Anna, ein glückliches Kind Gottes war, am Lager des angesehenen Herrn, der mehr von den Dingen zu hören begehrte, an denen er bisher achtlos und gleichgültig vorübergegangen war, und die doch für jeden Menschen so nötig sind zu verstehen. Gott hatte die Pflugschar bereits durch den Acker seines Herzens gezogen, und es blieb nur noch übrig, die lebensweckende Saat des Wortes in die gezogenen Furchen zu werfen.

Einfach, aber überzeugend sprach der Besucher von der Notwendigkeit der Bekehrung zu Gott. Und als der Kranke bekannte, daß sein Leben durchaus nicht mit der Gerechtigkeit und Heiligkeit seines Schöpfers in Einklang gewesen sei, konnte der Fremde ihm von der wunderbaren Liebe Gottes erzählen, die selbst das Opfer zur Errettung schuldbeladener Sünder und Übertreter der heiligen Gebote Gottes gestellt hat. Der einfache Christ predigte — wie Philippus vor alters — einer begierig lauschenden Seele den Christus, und der Erfolg blieb nicht aus.

Herr S. erkannte im Glauben, daß das schwere Werk auf Golgatha auch ihm zugut geschehen war. Er ergriff die dargebotene Retterhand Jesu, des

großen Heilands der Verlorenen, und im gleichen Augenblick zogen Friede und Ruhe in seine von der Sünde überführte Seele ein. Angst und Schrecken schwanden.

Die große, mit dem Kranken vorgegangene Veränderung blieb niemand verborgen. Bei seiner Familie beginnend, erzählte Herr S. allen, die an sein Bett traten, was Gott an seiner Seele getan hatte, und daß er jetzt durch den Glauben an das vollbrachte Werk auf Golgatha, wo der Sohn Gottes an seiner Statt die Strafe für alle seine Sünden getragen habe, glücklich und in Frieden sterben könne. Ob man ihn verstand oder nicht — sein glücklicher Gesichtsausdruck und der tiefe Friede, der sein ganzes Wesen verklärte, bezeugten, daß etwas Großes, Wunderbares mit ihm geschehen war. Nicht nur war er von aller Todesfurcht befreit, sondern er konnte auch mit glücklichem Herzen dem Augenblick entgegenharren, da er von dieser Erde abscheiden sollte.

Anna wurde noch manchmal von Herrn S. ans Krankenbett gerufen, und es war ihr jedesmal eine große Freude.

Der Kranke wurde nicht wieder gesund. Seine Kräfte nahmen täglich ab. Aber die Freude über das ihm gewordene wunderbare Heil verließ ihn keinen Augenblick. In seligem Frieden durfte er entschlafen, um für immer bei Jesu zu sein. Kurz vor seinem Ende sprach er noch einmal dankbar aus, daß er es nächst Gott seinem treuen Zimmermädchen zu verdanken habe, daß er nun so glücklich sterben könne. Sie hatte den Mut gehabt, mit ihm über das „eine, was not ist“, zu reden. Die Liebe hatte sie gedrängt, und sie hatte sich nicht gesträubt, sondern sich ein Herz gefaßt

und ihren Herrn, um dessen Seelenheil sie bangte, im rechten Augenblick gewarnt. O daß wir alle mehr von der Liebe Christi „gedrängt“ würden!

Beim Gardinenaufhängen

Eine junge Dame war mit Gardinenaufhängen beschäftigt. Sie stand auf einer Trittleiter und heftete die Gardinen mit Stecknadeln an, die sie von einem neben ihr liegenden Stück Papier nahm. Aber der Stecknadelvorrat reichte nicht aus, weshalb sie ihr Mädchen fortschickte, um mehr zu holen. Inzwischen blieb sie auf der Trittleiter sitzen, nahm das Stück Papier in die Hand und las die Geschichte, die darauf gedruckt stand. Sie handelte von einem König, der plötzlich den Verstand verlor, vom Thron gestoßen wurde und dann auf dem Felde lebte und Gras aß wie das Vieh. Weiter konnte sie zu ihrem Bedauern nichts von der Geschichte erfahren, denn an dieser Stelle war das Blatt abgerissen, doch ihre Neugierde war entzündet.

Einige Zeit darauf mußte sie im Vorzimmer eines Zahnarztes warten. Gedankenlos nahm sie ein auf dem Tisch liegendes Buch zur Hand, blätterte darin, und ihre Augen fielen zu ihrem größten Erstaunen auf die Geschichte von dem wahnsinnigen König. Es war eine Bibel. Sie zögerte nicht, sich in der nächsten Buchhandlung dieses Buch zu kaufen, und dann las sie die Geschichte (Dan. 4), die ihre Neugier so sehr erregt hatte, noch einmal von Anfang bis zu Ende. Es blieb aber nicht bei der einen Geschichte. Sie las wei-



ter, kam schließlich vom Alten zum Neuen Testament und las es ganz durch.

Und dieses Lesen wurde der Anlaß zu der späteren Bekehrung der Dame. Da in ihrem Bekanntenkreise niemand war, der ihr innerlich weiterhelfen konnte, ging sie zunächst noch manchen dunklen Weg.

Dann aber ließ der Herr sie einen gläubigen Prediger finden, der imstande war, alle ihre Fragen zu beantworten und sie mit dem klaren Evangelium des Heils bekannt zu machen. Sie wurde eine gläubige Christin, die ihre Lampe nicht unter den Scheffel oder unter das Bett, sondern auf das Lampengestell setzte (vergl. Mark. 4, 21), damit sie allen leuchte, die in ihren Bereich kamen.

„Haben Sie die Gebote gehalten?“

Erst war ich eine Weile hinter ihm hergewandert, dann neben ihm, denn wir hatten den gleichen Weg. Als ich sein dunkles, priesterliches Gewand gewahrte, war mir gleich der Gedanke gekommen: „Mit dem Mann solltest du reden“.

Bei seiner Stellung hielt ich es für das Beste, als Fragender zu kommen. So begann ich:

„Können Sie mir vielleicht sagen, mein Herr, wie man in den Himmel kommt?“

„Was meinen Sie?“ erwiderte er.

„Ich fragte, ob Sie mir sagen könnten, wie man in den Himmel kommt.“

Rasch und bestimmt kam die Antwort:

„Halten Sie Gottes Gebote!“

„Das habe ich versucht“, erwiderte ich, „aber ich bin dabei vollständig festgefahren. Ich habe die Gebote nicht gehalten, und ich k o n n t e sie nicht halten.“

„Beten Sie!“ versetzte er. „Das wird Ihnen helfen.“

„Aber“, entgegnete ich, „wenn ich nun allen

Ernstes meine Gebete verrichte, aber dann von meinen Knien aufstehe, hingehe und das gerade Gegenteil von dem tue, was ich gebetet habe, was wird dann aus mir werden?“

„Sie scheinen sich in einem schlechten Zustande zu befinden“, antwortete er, indem er mich scharf ansah.

Darauf erwiderte ich nichts. Schweigend setzten wir unseren Weg eine Weile fort. Plötzlich sagte er:

„Kommen Sie in die Kirche!“

„In die Kirche?“ versetzte ich. „Ich fürchte, das wird mir wenig helfen. Denn aus dem, was Sie mir bisher sagten, muß ich schließen, daß Sie nichts tun werden, als mich unter Gebote stellen, die ich nun einmal nicht halten kann. Wie Sie wissen, ist der Mensch nicht imstande gewesen, das e i n e ihm von Gott gegebene Gebot zu halten, als er unschuldig im Garten Eden lebte. Ich aber bin in Sünden geboren und zum Sündigen geneigt. In solchem Zustande unter die zehn Gebote gestellt zu werden und dabei gesagt zu bekommen, daß, wenn ich eines von ihnen breche, ich aller Gebote schuldig bin (Jak. 2, 10) — ja, was soll ich damit anfangen? Verpflichten Sie mich damit nicht zu einer geradezu unerfüllbaren Aufgabe?“

„Kommen Sie in die Kirche!“ wiederholte er.

Ich beantwortete diese zweite Aufforderung ähnlich wie die erste und fuhr dann fort:

„Als der Herr Jesus auf der Erde war, faßte Er die Gebote in zwei zusammen, und die heißen: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft und mit deinem ganzen Verstande,

und deinen Nächsten wie dich selbst“. Erlauben Sie mir nun die Frage: Haben Sie in Ihrem Leben diese beiden Gebote gehalten? Können Sie es?“

Als hierauf keine Antwort erfolgte, fuhr ich fort:

„Angenommen, ich liebte Gott mit meinem ganzen Herzen, dürfte ich mich da noch einer einzigen selbstsüchtigen Tat schuldig machen? Müßte ich da nicht sein, wie Christus war, als Er auf Erden lebte? Aber ich handle sehr oft selbstsüchtig und gleiche Christus, der nie etwas Selbstsüchtiges tat, in keiner Weise. Es ergeht mir wie dem armen Mephiboseth, der „lahm war an beiden Füßen“. Ich k a n n nicht vor Gott stehen und bestehen.“

Noch einmal wiederholte er:

„Kommen Sie zur Kirche!“

„Nein“, versetzte ich kopfschüttelnd, „es würde mir wirklich nichts nützen. Bei jeder Bußübung, die Sie mir auferlegten, müßte ich mir sagen, daß Christus nicht genug getan hat, um den Sünder zu erretten. Er hat aber selber von Seinem Werk am Kreuz gesagt: „Es ist vollbracht!“ Diesem Wort glaube ich. Und Ihnen darf ich sagen, daß ich erfahren habe, was G n a d e ist!“

Im Anschluß hieran erzählte ich meinem Begleiter, daß ich mich schon vor mehr als achtzehn Jahren als verlorenen Sünder erkannt hätte, und daß ich damals durch den Glauben an das vollkommene Sühnungswerk Jesu Christi errettet worden und seitdem meines Heils in Christo völlig gewiß sei.

„Damals lernte ich erkennen“, schloß ich, „daß der Herr Jesus um meiner Übertretungen willen dahingegeben und um meiner Rechtfertigung willen wieder auferweckt worden ist. Er lebt jetzt zur Rechten

Gottes droben. Und weil E r lebt, l e b e auch ich, denn noch während Seines Weilens auf Erden hat Er gesagt: „Weil i c h l e b e, werdet auch i h r l e b e n“. Diesen Herrn darf ich glücklichen Herzens meinen Heiland nennen, und ich weiß, daß ich auf Grund S e i n e s Werkes, nicht der meinigen, auf ewig errettet bin und in den Himmel komme.“ — —

Soweit unsere Unterhaltung. Ob meine Worte Eindruck auf meinen Begleiter gemacht haben, weiß ich nicht. Er hatte mich ruhig angehört. Zweifellos war er ein ernster und vielleicht auch gelehrter Mann, aber den „Weg zum Vater“ hatte er noch nicht erkannt.

Vielleicht ist unter den Lesern dieser Zeilen auch der eine und andere, der da glaubt, durch seine guten Werke und das Halten der Gebote in den Himmel zu kommen. Im Gedanken an solche Seelen habe ich diese Zeilen niedergeschrieben, um ihnen zu zeigen, daß sie sich in einem verhängnisvollen Irrtum befinden. Das untrügliche Wort Gottes sagt: „So viele aus Gesetzeswerken sind, sind unter dem Fluche; denn es steht geschrieben: ‚Verflucht ist jeder, der nicht bleibt in allem, was im Buche des Gesetzes geschrieben ist, um es zu tun!‘“ (Gal. 3, 10.) Und an einer anderen Stelle heißt es: „Da ist kein Gerechter, auch nicht einer“. „Alle haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes.“ Das ist ein furchtbares Urteil. Gott sei Dank, ist aber der Satz damit nicht zu Ende. Der Schreiber fährt fort: „Und werden u m s o n s t gerechtfertigt durch Seine G n a d e, durch die Erlösung, die in Christo Jesu ist“. Das ist eine Tatsache, für die dem gnädigen und barmherzigen Gott in alle Ewigkeit Lob und Dank dargebracht

werden wird. Alle Menschen sind Sünder, alle sind ausnahmslos verloren, aber auch alle sind eingeladen, sich retten zu lassen durch Seine Gnade, durch die Erlösung, die in Christo Jesu ist. Jeder, auch der schlimmste Sünder, kann gerettet werden „durch die Gnade — mittelst des Glaubens“. Nicht eigenes Verdienst führt zum Himmel. „Gottes Gabe ist es, nicht aus Werken, auf daß niemand sich rühme.“ „Wir sind Sein Werk — durch die Gnade errettet, mittelst des Glaubens.“ (Vergl. Eph. 2, 8—10.) „Ein Mensch wird durch Glauben gerechtfertigt, ohne Gesetzeswerke.“ (Röm. 3, 28.) Diese unvergleichliche Wahrheit wieder auf den Leuchter gestellt zu haben, das war ja gerade die herrliche Errungenschaft der Reformation, war der Inhalt der Botschaft Martin Luthers an das deutsche Volk, nein, an die ganze Welt! Gott sei Dank, daß es eine Botschaft für jedermann ist, für jeden, der da fühlt, daß er verloren ist, und der danach verlangt, errettet zu werden! Gott sei Dank, daß einem solchen nicht zugerufen zu werden braucht: Halte die Gebote! „Glaube!“ lautet die Aufforderung der Schrift. Glaube zunächst, was Gott in Seinem Wort von dem gänzlich verderbten Zustand des Menschen sagt, glaube, daß du von Natur „tot bist in Vergehungen und Sünden“, ein „Kind des Zorns“ und hoffnungslos verloren! Beuge dich darunter! Wenn du das getan hast, ist es Gottes Freude und Wohlgefallen, deinen Blick hinzulenken auf Jesum, Seinen Sohn. Der errettende Glaube ist der an Jesum, Gottes Geliebten und Auserwählten, den „Gott dargestellt hat zu einem Gnadenstuhl (oder als ein Sühnungsmittel) durch den Glauben an Sein Blut... zur

Erweisung Seiner Gerechtigkeit, daß Er gerecht sei und den rechtfertige, der des Glaubens an Jesum ist". (Vergl. Röm. 3, 25. 26.) Glaube, immer wieder Glaube! Und Rechtfertigung durch Glauben! Triumphierend fährt daher der Apostel im fünften Kapitel seines Briefes fort: „Da wir nun gerechtfertigt worden sind aus Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus... und rühmen uns in der Hoffnung der Herrlichkeit Gottes“, und hingemeißelt wie in Granit steht seine große Schlußfolgerung da: „Also ist jetzt keine Verdammnis für die, welche in Christo Jesu sind“. (Kap. 8, 1.)

Könnte die sichere, geborgene Stellung des an Christus gläubig Gewordenen deutlicher bekundet werden? Die Worte des Apostels bilden eine herrliche Ergänzung der Worte unseres Herrn und Heilandes selbst: „Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben übergegangen“, oder auch jener bekannten, sich an die gesamte Menschheit richtenden Liebesbotschaft Gottes: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“. (Joh. 5, 24; 3, 16.)

Professor Tholuck hat einmal gesagt:

Es gibt unzählige Menschen, die durch die fettgedruckten Stellen in der Heiligen Schrift errettet werden. Joh. 3, 16 ist eine solche fettgedruckte Schriftstelle, aber ein Wort leuchtet aus allen anderen des Verses wieder heraus: „Die an Ihn glauben“.

„Die Raben haben meine Augen ausgehackt“

Tief im Herzen der Schweizer Berge lebte ein gottesfürchtiges Elternpaar. Beide, Vater und Mutter, liebten den Herrn Jesus von ganzem Herzen, und beider Wunsch war, ihre Kinder in Seiner Zucht und Ermahnung zu erziehen. Jeden Abend versammelte sich das ganze Haus, um Gottes Wort zu hören. Im Winter scharte man sich um den wärmenden und Licht spendenden Kamin, und im Sommer saß man vor dem geöffneten Fenster, durch das sacht der Abendwind strich. Dann nahm der Vater die große Bibel zur Hand und las zuerst ein Kapitel aus dem Alten und dann eins aus dem Neuen Testament. Danach betete er.

Zum großen Schmerz der Eltern achtete der älteste Sohn Peter wenig auf das, was gelesen wurde. Gottes Wort war ihm völlig gleichgültig. Voll Selbstbewußtsein, eigenliebig und vergnügungssüchtig, verhärtete er sein Herz mehr und mehr gegen Gott und lebte der Welt und ihren Vergnügungen. Alle Bitten, Vorstellungen und Ermahnungen seiner Eltern blieben fruchtlos. Das war ein beständiger Schmerz für das Elternpaar, und mit ihnen trauerte Herr M., der gläubige Freund der Familie, ein Prediger des Evangeliums, der, so oft er ins Haus kam, Gelegenheit suchte, Peter zu Herz und Gewissen zu reden.

„Du mußt von neuem geboren werden, Peter“, sagte er einmal bei einer solchen Gelegenheit. „Die Schrift sagt: „Es sei denn, daß jemand von neuem ge-

boren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen“. So lange du dich weigerst, zu Jesu zu kommen, nimmt Satan jeden Vorteil über dich wahr und wird dich tiefer und tiefer in den Schlamm der Sünde ziehen. Denke an die große Verantwortung, die du hast! Du kennst von Kind auf die heiligen Schriften und bist daher doppelt verantwortlich.“

Aber auch dieser ernste Hinweis rüttelte Peter nicht aus seiner Gleichgültigkeit auf. Er blieb, wie er war.

So vergingen die Jahre, und aus dem eigenwilligen, vergnügungssüchtigen Knaben wurde ein gottfeindlicher Mann.

Eines Abends kehrte Herr M. spät vom Besuch eines Kranken zurück. Um den Weg abzukürzen, schlug er den nicht ganz ungefährlichen Pfad am steil abfallenden Felsenhang entlang ein, als plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, Peter ihm gegenüberstand. Die Überraschung des älteren Mannes war ebenso groß wie die des jüngeren, der durch ein unwillkürliches Zurückweichen auf dem sehr schmalen Pfad fast sein Leben in Gefahr gebracht hätte.

„Was tust du hier zu so später Stunde, Peter?“ fragte Herr M. ernst.

Keine Antwort.

„Du bist auf schlimmem Wege, Peter, und hast dich hier versteckt zu böser Tat. Ich bitte dich, komm mit mir nach Hause!“

Wieder das gleiche verbissene Schweigen, für Herrn M. Bestätigung genug, daß er mit seinem Ausspruch recht hatte.

„Junge“, sagte er noch einmal im Ton liebender Sorge, „laß dich doch warnen! Nimm guten Rat an

und verachte deines Vaters Wort nicht! Weißt du nicht, daß die Schrift sagt: „Ein Narr verschmäht die Unterweisung seines Vaters“?“ (Spr. 15, 5.)

„Ist mir eins“, lautete kurz abweisend die Antwort.

„Nun, dann höre noch dies! „Ein Auge, das den Vater verspottet . . . , das werden die Raben des Baches aushacken“.“ (Spr. 30, 17.)

Damit setzte Herr M. betrübt seinen Weg fort.

Monate vergingen. Da wurde das Land von einer schlimmen Pockenseuche heimgesucht. Jedes Herz erbebte in Todesgrauen. Die Seuche raffte starke Männer und Frauen aus dem vollen Leben dahin, und wer die Krankheit überstand, war für sein Leben entstellt.

Eines Abends klopfte jemand an des Predigers Tür und sagte:

„Herr M., Peter L. hat die Pocken. Er wünscht Sie zu sprechen.“

Bis zum Hause der Familie L. waren es nur wenige Schritte, und schnell war Herr M. zur Stelle.

„Der Arzt gibt eine schwache Hoffnung auf Genesung“, erklärten Peters Eltern, „aber — Peter hat sein Augenlicht verloren und wird blind bleiben.“

Tief ergriffen vernahm der Freund diese Mitteilung. Da kam eine schwache Stimme aus dem Nebenzimmer:

„Ist Herr M. gekommen?“

Der Prediger trat an das Bett des Kranken und schaute in ein traurig entstelltes, gänzlich unkenntlich gewordenes Antlitz. Konnte es das einst so hübsche Gesicht des jungen Mannes sein, den er so wohl kannte?

„Du armer Junge!“ kam es über seine Lippen.
 „Sind Sie es, Herr M.“ fragte der Kranke.
 „O Dank, daß Sie gekommen sind! Ich höre Ihre Stimme, aber ich kann Sie nicht sehen. Erinnern Sie sich, was Sie an jenem Abend zu mir sagten, als ich mich nahe dem Abgrund versteckt hielt? Sie waren ein Prophet, denn ich hatte mich wirklich mit bösem Vorhaben versteckt. Und Sie waren zum zweitenmal ein Prophet: Die Raben haben meine Augen ausgehackt. Ich mußte es Ihnen sagen, damit Sie andere warnen. Mögen sie besser auf Sie hören als ich! O, es ist furchtbar, blind zu sein! Lieber möchte ich sterben.“

„Sterben?“ fragte der Besucher. „Armer Junge, du vergißt, daß nach dem Tode das Gericht kommt.“

Ein langes Schweigen folgte. War Peter bewußtlos? Herr M. wartete einige Minuten. Dann verließ er den Kranken mit dem Versprechen, am Morgen wiederzukommen.

In der Frühe des nächsten Morgens saß er wieder am Krankenbett. Peter wie das ganze Haus hatten eine schreckliche Nacht verbracht. Unaufhörlich hatte der Kranke geschrien: „Das Gericht, das Gericht! O ich verdiene es tausendfach!“

Als er die Stimme des Predigers erkannte, sagte er:

„Sie haben immer recht. Sie haben mir mein Unglück prophezeit, und Sie haben mir gesagt, daß nach dem Tode das Gericht kommt. Ich weiß, es ist die Wahrheit. O es muß schrecklich sein, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!“

„Ja, Peter, das ist eine furchtbare Wirklichkeit,

die volle, ernste Wahrheit“, erwiderte Herr M., „denn nicht ich habe es gesagt, sondern Gott selbst, der die Wahrheit ist. Doch noch eine andere Wahrheit darf ich dir künden. Höre, was Gott dir weiter sagen läßt!“

Die große Bibel, dieselbe, die Peter so oft verächtlich betrachtet hatte, aufschlagend, las Herr M.:

„Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden; wenn sie rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden.“ (Jes. 1, 18.)

„Denn der Sohn des Menschen ist gekommen, zu suchen und zu erretten, was verloren ist.“ (Luk. 19, 10.)

Wie ein Ertrinkender nach dem ihm zugeworfenen Rettungsseil greift, so ergriff der franke Mann die rettende Hand, die sich ihm in großem Erbarmen noch einmal entgegenstreckte. Peters dürstende Seele trank begierig von dem Wasser des Lebens. Er hatte erkannt, wie furchtbar die Sünde ist, und er hatte sich selbst erkannt. Aber jetzt durfte er erkennen, daß alle seine Sünden im Tode des Sohnes Gottes, der die Strafe zu seinem Frieden auf Sich genommen hatte, gesühnt und hinweggetan waren. Da zog Friede ein in sein von Verzweiflung erfülltes Herz, und Liebe und Dankbarkeit erwachten in seiner Seele gegen Den, der so Großes für ihn getan hatte.

Es wurde dem Kranken bald klar, daß er weder sein Augenlicht noch seine Gesundheit wiedererlangen würde. Und hatte er auch gesagt, daß er lieber sterben als blind sein wolle, so hing doch seine junge Seele am Leben, aus dem er nicht ohne Kampf abzuschneiden vermochte. Aber der gute Hirte, der das verlorene Schaf gesucht und gefunden hatte, trug es sanft auf

Seinen starken Schultern heim. Peters Ende war glücklich. Er freute sich, Den von Angesicht zu Angesicht schauen zu dürfen, der ihm, dem trohigen Sünder, so lange in Liebe und Ernst nachgegangen war.

O Tag des Heils!

O Tag des Heils, wo mich die Liebe suchte,
Die sich in Jesu völlig offenbart,
Wo durch des großen Gottes große Gnade
Mir schuld'gem Sünder Heil und Frieden ward.

Vergebung aller Schuld hab' ich gefunden
In Deinem Blut, Herr Jesus, Gotteslamm!
Der Friede des Gewissens ist gesichert
Durch Dein vollbrachtes Werk am Kreuzesstamm.

Aus Gott geboren, darf für Dich ich leben,
Gehorsam Deinem Geist und Deinem Wort;
Du bist die Speise, bist mir Brot des Lebens,
Reichst Stärke allzeit dar an jedem Ort.

Aus Deiner Fülle darf der Glaube nehmen
Stets Gnad' um Gnade und stets Kraft um Kraft;
Du bist die Quelle alles Lichts und Lebens,
Das Deine Gnade in uns wirkt und schafft.

Erhalt in wahrer Demut mich, in Frieden,
Dein Lob und Deine Gnad' in mir vermehr'!
Erhalt mich nüchtern, wachend stets und betend
Zu Deinem Preise, Herr, und Deiner Ehr'!

Annas Weg

Anne Mey lebte still und zurückgezogen in ihrem kleinen Dorf. Von der Unruhe der großen Städte wußte sie nicht viel. Gesehen hatte sie nur Gießen und Siegen, aber in der stillen Heimat gefiel es ihr besser.

Allerdings war auch hier nicht eitel Friede. Einmal, als sie mit Interesse in der Bibel geblättert und gerade etwas gelesen hatte, was sie recht fesselte, hatte der Vater gelacht und spottend gesagt:

„Ei, willst du fromm werden, Mädel?“

„Was ist denn fromm sein?“ war ihre erstaunte Gegenfrage.

Unwirsch schüttelte der Vater den Kopf.

„Das sind Menschen, die den Kopf hängen lassen, ein scheinheilig Gesicht dazu machen, wehleidig auf die andern hinsehen und sich besser dünken als sie.“

Die Schilderung war für Anne nicht gerade verlockend. Da sie aber zur Bibel recht wenig Beziehung zu haben schien, fand Anne keinen Grund, darum das Forschen in dem alten Buch zu lassen. Ganz plötzlich war das Verlangen nach der Bibel gekommen, vielleicht durch Nachbars Lenchen veranlaßt.

Die Leute sagten, sie sei herzkrank, denn Lenchen hatte große, glänzende Augen und blaue Lippen. Sie

war zu bange, nur auf den Dorfhügel zu gehen. Dabei war man in zwanzig Minuten oben. Einmal war die Freundin aber doch mit ihr gegangen. Aber auf halbem Wege mußten sie stehen bleiben. Das Herz versagte. Man mußte sie fast nach Hause tragen, und drei Tage später war sie tot.

Annes Tränen um die junge Freundin waren reichlich geflossen. So schön auch der Pfarrer über die Tugenden der früh Vollendeten geredet hatte, Trost hatte sie nicht dabei gefunden.

In der Bibel nun stand so viel vom Herzen geschrieben. Natürlich war etwas ganz anderes damit gemeint. Von bösen Dingen stand dort geschrieben, die im Menschenherzen wohnten: Neid, Eifersucht und Lüge. Ach, Anne wußte von all diesem. Sie fürchtete sich vor dem bösen Herzen, das sie im Spiegel der Bibel gesehen hatte. Dann war nur noch eine große Angst in ihr und ein großes Dunkel — das hieß Ewigkeit, und das Tor dazu war der Tod.

Von diesen quälenden Gedanken zog ein unerwartetes Ereignis sie ab.

Ein entfernter, junger Verwandter tauchte plötzlich auf. Seine Mutter war vor kurzem gestorben. Vor ihrem Tode hatte sie dem Sohn gesagt: „Heinrich, ich muß sterben, aber du bist nun alt genug, um zu heiraten, damit du nicht allein bist. Geh nach Liebenhausen zu unseren Verwandten. Die Anne dort mußt du kennen lernen. Das ist ein stilles braves Mädchen, eine rechte Frau für dich.“

Fast hatte der Sohn im ersten Schmerz unmutig über der Mutter Worte werden wollen, aber als dann die große Einsamkeit nach ihrem Tode kam, als in Haus und Hof überall sich immer deutlicher die feh-

lende Frauenhand bemerkbar machte, war er doch nach Liebenhausen gefahren.

Und die Anne hatte ihm wirklich gefallen; sie war, wie die Mutter sie geschildert hatte. Und da ein ehrsammer Bauersmann nicht viel schöne Worte zu machen pflegt, so fragte er die Anne auf einem Spaziergang ganz einfach, ob sie nicht seine Frau werden wolle, und Anne hatte nicht Nein gesagt. Er war gut, er meinte es treu, und er hatte eine Frau nötig. Warum sollte sie sich da lange besinnen?

Die Vorbereitungen zur Hochzeit, die nicht lange hinausgeschoben wurde, beschäftigten in der nächsten Zeit ihre Gedanken. Und wenn doch einmal die innere Leere, das tiefe Sehnen wieder aufsteigen wollte, so war es schnell beschwichtigt im Gedanken, daß ein lieber Mann, Haus und Hof, vielleicht später Kinder, ihr Leben reich und ausgefüllt machen würden. Und die bangen Ewigkeitsfragen kamen wirklich für einige Zeit zum Schweigen. . . .

Anne war nun im eigenen Heim und freute sich, zu sehen, wie die Wirtschaft unter ihren fleißig schaffenden Händen gedieh.

Doch als das Ungewohnte des Neuen dahin war, regten sich die alten Gedanken wieder. Sie sprach mit ihrem Mann darüber. Der aber schüttelte nur verwundert den Kopf und sprach einige Minuten später von den Rügen. Als sie dann eines Tages eine kranke Nachbarin besuchte, trat zu ihrer freudigen Überraschung der Pfarrer des Dorfes in die Kammer. Jetzt hoffte sie, endlich etwas zu erfahren, was sie schon längst gern gehört hätte.

Der Herr Pfarrer war sehr freundlich und sprach recht munter mit der Kranken. Schließlich sagte er:

„Ja, liebe Frau Hermann, nun könnten wir so schön zusammen beten; doch leider habe ich mein Gebetbuch vergessen.“

Danach verabschiedete er sich mit freundlichem Gruß.

Anne sah ihm erschrocken nach; dann ging auch sie still nach Hause. Ein Gebetbuch mußte man also haben, um Gott näher zu kommen! Die Bibel genügte demnach nicht.

Diesmal konnte ihr ihr Mann helfen. Bereitwillig suchte er sogleich nach dem Gebetbuch seiner Mutter, das sie viel gebraucht hatte.

Man konnte es merken. Als Anne die „Gebete für Kreuz und Leid“ aufschlug, sah sie fast zerlesene Seiten. Ja, diese Gebete mußte sie auch beten. Andächtig faltete sie die Hände. Doch es ging nicht recht. Das blieben nur Worte, die wie aufgescheuchte Vögel um ihr Herz flatterten und keinen Eingang darin fanden. Ach, wenn ihr doch einer hätte helfen können!

Einige Tage später faßte sie sich ein Herz und ging zum Pfarrer. Er mußte wissen, was ihr fehlte. Der Herr Pfarrer hörte sie ruhig an, lächelte dann fast ein bißchen und sagte tröstend:

„Liebe Frau Schneider, machen Sie sich keine unnötige Sorge! Sie sind gewiß auf dem rechten Wege. Gehen Sie weiter treu in die Kirche und tun Sie, was Sie dort hören. Dann werden Sie mit sich selbst zufrieden werden, und Gott ist es auch. Er will ganz gewiß nicht, daß sich liebe Christenmenschen beunruhigen.“

Ach, war das eine befriedigende Antwort, wenn das Herz so tief danieder lag in Sündennot und Angst?

Zu Hause griff sie wieder zur Bibel. Ja, da stand es:

„Jehova sah, daß des Menschen Bosheit groß war auf Erden, und alles Gebilde der Gedanken seines Herzens nur böse den ganzen Tag.“

Sie mußte Gott recht geben. Wie wenig genau war sie oft in ihren Worten, unwahr in ihrem Wesen und — und — ach, es war da noch so vieles andere. „Aber die anderen Menschen sind auch nicht besser“, flüsterte sie sich zu. Selbst die sogenannten Frommen nicht; der Vater hatte sogar gesagt, die seien noch schlechter.

Auch in ihrem Ort gab es solch besonders fromme Leute, aber die gingen noch nicht einmal zur Kirche. Dabei hatte der Pfarrer oft gesagt, daß solche Absonderung sektiererisch sei. Abermals griff sie seufzend zur Bibel; diesmal suchte sie weiter hinten. Da stand es wieder so klar und deutlich:

„Denn einst waren auch wir unverständlich, ungehorsam, irregehend, dienten mancherlei Lüsten und Vergnügungen, führten unser Leben in Bosheit und Neid, verhaßt und einander hassend.“ (Tit. 3, 3.)

Ja, das war alles wahr. Aber was sollte das Wörtchen „einst“ bedeuten? Demnach war es doch jetzt anders. Suchend blätterte sie zurück. Da fand sie ein ähnliches Wort:

„Eines weiß ich, daß ich blind war und jetzt sehe.“

Wer ihr doch hier hätte helfen können!

Der Pfarrer verstand sie nicht. Der mochte gut und gelehrt sein, aber er konnte ihr nicht helfen. Er war nie in solcher Not gewesen, das hatte sie deutlich gemerkt.

Da fiel ihr Blick auf ein Blättchen, das sie einmal von einem freundlichen Nachbarn erhalten hatte. Den Verkehr mit ihm hatte sie gemieden, weil er, wie ihr Mann sagte, zu den scheinheiligen Frommen gehörte. Fast mechanisch griff sie nach dem Blatt Papier. Sie hatte es schon einmal gelesen, ohne etwas Besonderes darin gefunden zu haben. Ihr Mann hatte es auch gelesen und gesagt: „Das ist ja dasselbe, was der Pfarrer predigt. Also, wenn wir das tun, kommen wir zurecht.“

Sie starrte auf das Blatt. Da fesselte sie ein Vers:

Weiß denn niemand eine Quelle,
Die den Durst des Herzens löscht
Und den Schmutz der Sündenfälle
Ganz von meiner Seele wäscht?

Sie konnte nicht weiter lesen und barg das Gesicht in den Händen. Die Tränen rannen unaufhörlich. Das war es ja. Nein, los von aller Schuld wollte sie sein, aber wo konnte sie Frieden und Ruhe finden für ihre Seele? Ein plötzlicher Gedanke machte ihr Herz klopfen. Wenn sie doch einmal zu dem freundlichen Nachbar ginge? Er sah stets so froh aus. Da war doch nichts Böses dabei. Auch seine Frau hatte etwas so Gewinnendes. Es hatte ihr schon leid getan, daß man so wenig Umgang mit den Leuten hatte. Aber man sah sie selten. Nie gingen sie zu einem Dorfvergnügen, und durch ihren Mann wußte sie, daß der Nachbar auch im Wirtshaus und bei politischen Versammlungen nicht zu sehen war.

Es war Sonntagnachmittag, als Anne so grübelnd dsaß. Ihr Mann hielt seinen sonntäglichen Mittagsschlaf und kam vor fünf Uhr nicht aus dem Zimmer. Er hatte die Ruhe redlich verdient, denn ne-

ben den landwirtschaftlichen gab's jetzt noch die schweren Holz-Arbeiten im Wald.

Kurz entschlossen stand sie auf und ging ins Nachbarhaus. Die ganze Familie stand im Zimmer versammelt, fertig zum Ausgehen.

„Ach, Frau Schneider“, sagte die Nachbarin. „Das ist lieb von Ihnen, daß Sie uns einmal besuchen. Nur schade, daß wir uns gerade für die Versammlung fertig gemacht haben! Können Sie nicht ein andermal wiederkommen?“

„Frau Schneider kann ja auch mit uns gehen“, sagte der Mann freundlich.

Anne erschrak. War das nicht gefährlich? Die Leute waren doch Sektierer, und ihr Vater und auch ihr Mann hatten immer gesagt, daß man sich von den verderblichen Sekten fernhalten solle.

Der Nachbar bemerkte ihr Zögern und sagte freundlich:

„Wir wollen Sie gewiß nicht drängen; aber warum wollen Sie nicht selbst prüfen? Wir betrachten einfach Gottes Wort, lesen einen Abschnitt aus der Bibel, und in dem, was uns dann einer der Brüder sagt, suchen wir Trost und Ermahnung zu empfangen. Ist das was Schlimmes?“

Und Anne ging mit.

Sie wurde gepackt von der einfachen Art der Versammlung. Die Männer saßen um einen Tisch herum, die Frauen in Bänken dahinter.

Man begann mit einem Liede:

Herr, wenn um Dich allein
Die Herzen sich bewegen,
Dann fließt wie Himmelstau
Herab Dein reicher Segen.

Nach einer kurzen Pause stand einer auf und betete, ganz einfach und natürlich. Er wandte sich an den Herrn Jesus, wie man sich an einen gegenwärtigen, hochgeschätzten Freund wendet, und bat um Seinen Segen und das rechte Wort. Man setzte sich. Man schien zu warten. Dann stand ein Mann auf, den Anne flüchtig im Hause des Nachbarn gesehen hatte. Er war für einige Tage zu seinen Verwandten gekommen, ohne den Gedanken an einen Dienst in der kleinen Versammlung gehegt zu haben. Wie Anne später erfuhr, hatte er sich selten so hilflos und leer gefühlt wie in dieser Stunde. Und doch wurde er innerlich gedrängt, etwas zu sagen. Lies Lukas 7! hieß es in ihm. So schlug er Lukas 7 auf und las von Vers 36 bis zum Schluß: die Geschichte einer Sünderin, die für die stolzen Pharisäer ein Gegenstand der Verachtung war, dagegen für Jesus, den Sohn Gottes, passend, um Seine Gnade zu empfangen.

Anne lauschte wie gebannt. Jedes Wort schien für sie gesprochen. Sie sah niemand mehr in dem kleinen Saal; sie hörte nichts als die Geschichte ihrer eigenen Schuld. Gewiß war sie keine stadtbekannte Sünderin wie dieses Weib, aber Gott allein wußte, wieviel Böses in ihrem Herzen war. Tränen traten ihr in die Augen. Was würde Jesus mit ihnen tun, mit ihr und jenem schuldbeladenen Weibe? Es war ihr, als müsse auch sie flehend zu Seinen Füßen niedersinken. Und da, o da vernahm sie das herrliche Wort: „Deine Sünden sind vergeben. Dein Glaube hat dich errettet; geh hin in Frieden.“

Das war genug. Das war Gnade, die das Herz plötzlich aufjubeln und singen machte.

Als die Stunde zu Ende war, war es licht im

Herzen von Anne Schneider geworden. Voller Freude ging sie nach Hause.

Ihr Mann sah sie staunend an.

„Was ist mit dir? Hast du das große Los gewonnen?“

„Nein, viel, viel mehr. Ich weiß, daß ich Vergebung meiner Sünden habe im Glauben an das Blut Jesu, der mein Heiland geworden ist!“

Still sah ihr Mann vor sich hin. Dann blickte er verstohlen zu seiner strahlenden Frau auf. Und leise, ganz leise kam es von seinen Lippen:

„Ist das nicht auch etwas für mich?“

Der Überfall bei Altenstein

In Worms hatte Luther vor Kaiser und Reich gestanden. Klar und mutig antwortete er bei der zweiten Verhandlung — in der ersten hatte er um Bedenkzeit gebeten, „auf daß ich ohne Nachteil Gott's Wort und ohne Gefahr meiner Seelen Seligkeit auf die vorgehaltenen Fragestücke richtig antworten möge,“ —: „Es sei denn, daß ich durch Gezeugnis der Schrift überwunden werde oder aber durch scheinlich Ursachen (denn ich glaub' weder dem Papst noch den Konzilien allein, weil es am Tag ist, daß dieselben zu mehrmalen geirrt und wider sich selbst geredet haben), sintemal ich von Schriften, von mir angeführt, im Gewissen an Gottes Wort gebunden bin, so mag und will ich nichts widerrufen, weil wider das Gewissen zu handeln beschwerlich, unheilsam und fährlich ist. Gott helfe mir, Amen!“

Eine für die damalige Zeit ganz unerhörte Antwort war gegeben. Sie sollte eine Wendung in der Kirchengeschichte bewirken, vor der wir heute noch staunend stillestehen. —

In Worms war die Lage für Luther nach dieser Antwort gefährlich geworden. Der Kaiser hatte sich nach Luthers Worten erhoben. Er war fest entschlossen, wenn das Luther zugesicherte freie Geleit abgelaufen war, gegen ihn als Ketzer vorzugehen.

In dieser drohenden Gefahr hat Friedrich der Weise die Hand über seinen Schützling gehalten. Sein Plan war, Luther insgeheim an einen Ort bringen zu lassen, wo ihn niemand vermuten konnte, um ihn so der kaiserlichen Macht zu entziehen. Ein Überfall, in der damaligen Zeit ein alltägliches Ereignis, sollte das plötzliche Verschwinden Luthers erklären. Dieser selbst war in alles eingeweiht.

Am 26. April 1521 begann die offizielle Heimreise. Am 4. Mai gelangte Luther in die Nähe des Altenstein, der einem Ritter Hund gehörte. Er sollte den Überfall auf Luther ausführen. Beim Eintritt der Dunkelheit führte der Ritter seinen Auftrag aus. Luthers Hausarzt Rabeberger erzählt den Vorfall folgendermaßen:

„Da sie nun an die Grenze kommen, tut sich ein Reifiger nach reuterischer Art (Reitersart) aus dem Walde herfür und tummelt sich mit dem Gaul. Das wird einer gewahr und warnet seine Gefährten, es werde nicht recht zugehen, sondern Gefahr fürhanden sein. Indes wischet der Junker auch mit einem Knecht aus dem Walde herfür und rücken vor den Wagen. Der Reuter fängt ein Lärmen mit dem Fuhrmann an, was er da für Leute führe, und schlägt



ihm mit seiner Armbrust unter den Gaul. So schlägt der Junker seinen Pfeil vor die seine und helt sie dem Luther für, er soll sich gefangen geben. Die andern zween Gefährten erschrecken und bitten um Gnade. Aber da sie den Luther erfraget, und er bekennet, daß er es wäre, bald setzen sie ihn auf einen Gaul und

führen ihn im Walde hin und wieder bis in die sinkende Nacht ins Schloß Wartburg, hart ob Eisenach.“

Luther war gerettet, in Sicherheit vor Kaiser und Kirche.

Wodurch hat dieser Scheinüberfall bei Altenstein für uns eine besondere Bedeutung erlangt? Das Ereignis an sich war doch in der damaligen Zeit gewiß nichts so außergewöhnliches, daß es der Nachwelt hätte überliefert werden müssen. Luther selbst beschreibt auch nur ganz kurz in einem Brief den Überfall: „An dem Tage, an dem ich von Dir weggerissen wurde, kam ich nach langer Reise als ungewohnter Reiter müde gegen elf Uhr nachts in tiefer Dunkelheit in meiner Behausung an“. Wichtig wird die Begebenheit für uns erst dadurch, daß durch sie eine der gewaltigsten Arbeiten eingeleitet wurde, deren Wirkung bis in unsere Tage reicht. Auf der Wartburg entstand die deutsche Übersetzung des Neuen Testaments.

In Worms hatte Luther es bezeugt, daß er „im Gewissen an Gott's Wort gefangen ist“, und daß, „wider das Gewissen zu handeln, beschwerlich, unheißsam und fährlich ist“. Ein gewaltiges Wort für die damalige Welt, deren Gewissen gebunden war an Papst und Kirche. Jetzt gibt er durch die Arbeit auf der Wartburg „seinen lieben Deutschen“ das Mittel an die Hand, durch welches auch sie ihr Gewissen recht leiten können. Seine Übersetzung erst ermöglicht es unendlich vielen, Gottes Wort zu lesen. So ist er ein auserwähltes Werkzeug in der Hand Gottes geworden für die, welche gleich ihm „einen gnädigen Gott“ suchen für ihr bedrängtes Gewissen.

Das Gartenhäuschen

An dem Zaun, der die Grenze bildete zwischen dem prächtigen Park des reichen Fabrikanten van Bessen und dem viel kleineren Garten nebenan, standen zwei Kinder, der zwölfjährige Fritz van Dalen und die zehnjährige Hanna Martens, und schauten bewundernd in den Park hinüber auf ein Beet mit blühenden Hyazinthen und Tulpen. Der warme Frühlingswind wehte den Kindern einen süßen Blumenduft zu. Bienen summten von Blume zu Blume, und die ersten Schmetterlinge schaukelten durch die Luft.

„Wie schön ist es hier bei Euch!“ rief der langaufgeschossene Junge entzückt. „Die herrlichen Blumen!“

„Ja“, fiel seine kleine Gefährtin ein, „die Blumen da drüben sind die schönsten. Großvaters Hyazinthen sind nicht so groß und voll. Das kommt, weil er immer alte Zwiebeln nimmt, die schon mehr als einmal geblüht haben. Neue Zwiebeln sind Großvater zu teuer.“

Das schmale Jungengesicht war nachdenklich geworden.

„Es ist doch wunderbar“, sagte er, „daß aus den häßlichen, verschrumpelten Knollen solch prächtige Blumen hervorkommen!“

„Ja“, meinte Hanna, „und mit dem Korn und mit allen Samen ist es geradeso. Unter der Erde wird alles lebendig, und dann kommen schöne oder nützliche Pflanzen hervor. Und Großvater sagt, das sei auch so mit den Menschen, die ins Grab gelegt werden. Erst müssen sie sterben, und dann weckt Gott

sie auf, und im Himmel sind sie viel schöner und haben es viel besser als hier auf der Erde."

Die Kinder sahen unwillkürlich zum blauen Himmel hinauf. Da erklang vom Park her fröhliches Kinderlachen und lautes Hundegebell, und durch die noch kahlen Sträucher schimmerten bunte Kinderkleider.

"Komm, Hanna, laß uns nicht länger hier stehen bleiben; es sieht so neugierig aus", sagte Fritz, während er das Mädchen mit sich fortzog.

Die Kinder liefen auf das kleine, aber reizende Gartenhäuschen zu, das von Hannas Großeltern bewohnt wurde.

Hannas Eltern waren gestorben, als sie noch ganz klein war, und sie hatte nie ein anderes Heim gekannt als die Wohnung ihrer Großeltern, die, von Obstbäumen und Blumen umgeben, mitten im Garten lag. Garten und Häuschen waren Eigentum einer Dame, die irgendwo in der Stadt wohnte. Das hübsche Landhäuschen hatte sie schon seit Jahren an den alten Herrn Martens vermietet, der früher Schul-lehrer gewesen, aber schon seit längerem in den Ruhestand versetzt war. Der alte Herr lebte hier ganz seinen Blumen und Früchten, die er mit großer Liebe zog.

Obgleich Hanna ein Waisenkind war, hatte sie doch eine sonnige und glückliche Jugend. Inmitten von Blumen und Früchten wuchs sie selbst, von der sorgenden Liebe ihrer Großeltern umgeben, wie ein frisches Blümlein auf, und die gottesfürchtigen Alten versäumten nicht, die Gedanken der Kleinen von der schönen Schöpfung ringsum auf die Macht und Liebe des Schöpfers selbst zu lenken. Fritz van Da-

len, der bei seiner Mutter, gleich neben Martens', wohnte, war Hannas treuer Spielfkamerad. Die Kinder waren von Jugend auf zusammen gewesen und liebten einander wie Geschwister. Fritz war ein großer Blumenfreund, und es war ihm immer eine besondere Freude, wenn er nach Beendigung seiner Schularbeiten dem alten Herrn bei der Gartenarbeit helfen durfte. Auch Hanna erwies sich schon früh als eine geschickte kleine Gärtnerin.

Die Mutter von Fritz war Witwe, die sich mit Weißnähen ihr Brot verdiente. Sie war eine stille Frau. Ihr einziger Verkehr waren ihre alten Nachbarn, zu denen sie sich sehr hingezogen fühlte.

Manches Jahr hatten die beiden Familien nebeneinander gewohnt. Da erhielt Frau van Dalen die Nachricht, ihre Schwägerin, die Frau ihres einzigen Bruders, sei gestorben. Ihr Bruder, der nun allein stand, bat sie, mit ihrem Sohne zu ihm zu ziehen und ihm den Haushalt zu führen. Er wolle dann dafür sorgen, daß Fritz etwas Lüchtiges lerne. Die arme Witwe nahm dieses Anerbieten, das sie im Blick auf ihren Jungen einer großen Sorge enthob, dankbar an, und so kam denn die Stunde, daß Fritz sich, aller Voraussicht nach für immer, von dem schönen Nachbargarten und seiner kleinen Gespielin trennen mußte.

Hanna trauerte ihrem jungen Freunde recht nach. In der ersten Zeit schrieb Fritz noch hie und da, aber bald hörten die Nachrichten von ihm auf.

Hanna wurde, je mehr sie heranwuchs, die treue Stütze ihrer geliebten Großeltern. Aber noch ehe sie sechzehn Jahre alt war, trat der Tod über die Schwelle des friedlichen Gartenhauses. Die Groß-

mutter starb — ein schwerer Schlag für den alten Mann, den er nur im Gedanken an das einstige Wiedersehen zu überwinden vermochte.

Nach dem Heimgang der Großmutter war Hanna alles für den alten, vereinsamten Mann. Sie umgab ihn mit zärtlichster Liebe. Des Abends, wenn Großvater und Enkelin zusammensaßen, sang Hanna, die ein heiteres Gemüt besaß, dem Großvater mit ihrer schönen, hellen Stimme fröhliche Lieder vor. Zuweilen holte der alte Herr auch seine Geige herbei und begleitete sie. An anderen Tagen lasen sie ein gutes Buch miteinander, oder Großvater erzählte dem jungen Mädchen von ihren früh verstorbenen Eltern, die im Glauben entschlafen waren, mit dem Wunsch, daß auch ihr Töchterlein ein glückliches Kind Gottes werden möchte. Und das gab dann aufs neue Anlaß für Hanna, sich darüber zu freuen, daß der gute Hirte sie bereits als Sein Schäflein angenommen hatte.

Weder Großvater noch Enkelin ahnten, während sie so still und glücklich miteinander lebten, daß sie sich nicht mehr lang ihres schönen Heims erfreuen sollten. Das hübsche, mit Kletterrosen bewachsene Häuschen, das so malerisch in dem üppigen, wohlgepflegten Garten lag, gefiel Herrn van Belsen, ihrem reichen Nachbar, so ausnehmend, daß er den Entschluß faßte, das kleine Anwesen zu kaufen und seinem Park anzufügen. Er wandte sich mit einem entsprechenden Gesuch an die Eigentümerin des Grundstücks, und da er einen guten Preis bot, war diese gern geneigt, ihr abgelegenes Besitztum zu verkaufen.

An einem schönen Sommerabend saß Hanna mit dem Großvater in der Geißblattlaube vor dem Hause. Der alte Herr, der in der letzten Zeit kränk-

lich war und seine geliebten Blumen kaum mehr besorgen konnte, sah von seinem Lehnstuhl aus zu, wie Hanna mit geschickten Fingern die Blumen, die in Menge vor ihr auf dem Tisch lagen, zu Sträußen band. Für ihre Gartenerzeugnisse, besonders für die schönen Blumen, fand das Mädchen in einem größeren Blumengeschäft in der Stadt immer guten Absatz.

„Wie freundlich sorgt der Herr für alle unsere Bedürfnisse!“ sagte der alte Mann, voller Dank im Blick auf das, was Gott so gütig zu ihrem Unterhalt hatte wachsen lassen. „Und welch einen Vorzug genießen wir, daß wir hier, fern von der lärmenden Stadt, uns so ruhig und friedlich Gottes schöner Natur erfreuen dürfen!“

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als sich das Gartentürchen öffnete und ein Mann in Hausdiener-Tracht erschien. Er trat auf Herrn Martens zu, überreichte ihm mit den Worten: „Von Herrn van Belsen“ ein Schreiben und entfernte sich wieder.

Verwundert öffnete der Alte das Schreiben.

„Was ist dir, Großvater, du zitterst und wirst so bleich?“ rief Hanna, die den Lesenden gespannt beobachtet hatte, erschrocken.

„Kind, Herr van Belsen hat unser Häuschen und unseren Garten gekauft. Zum 1. Oktober ist uns die Wohnung gekündigt.“

„Großvater, o Großvater!“ kam es in schmerzlichem Aufschrei von Hannas Lippen.

Dann wurde es ganz still zwischen den beiden. In stummem Schmerz ließen sie ihre Blicke auf dem rankenumspunnenen Häuschen, den Blumenbeeten

und Obstbäumen ruhen. Mit jedem Baum und Strauch, ja, mit jeder Pflanze fast war irgend eine liebe Erinnerung verbunden. Und das alles sollten sie in wenigen Monaten verlassen? Und was sollten sie dann beginnen? Eine Heimstätte wie diese würden sie nirgends wieder finden. Und dann der Garten, von dessen Ertrag sie so abhängig waren — ihr lieber, lieber Garten, der an irdischem Gut ihre einzige Freude war!

Und bitter stieg es in Hannas Herzen auf: „Unser reicher Nachbar hat den prachtvollsten Park, ein großes Haus und alles im Überfluß. Warum muß er auch unser Häuschen und unseren kleinen Garten noch haben?“

Am folgenden Morgen, als der Tau noch auf Gras und Blättern lag, brachte Hanna ihre Sträußchen wie gewöhnlich in das Blumengeschäft in der Stadt. Auf dem Rückwege wollte sie bei Herrn van Belsen vorsprechen. Vielleicht ließ er sich bewegen, sie um des alten, kranken Großvaters willen noch einige Zeit wohnen zu lassen.

Mit klopfendem Herzen trat sie durch das hohe, eiserne Tor in den Park und läutete an der Tür der Villa. Als sie von einem Diener in ein vornehm ausgestattetes Empfangszimmer geführt wurde, wollte ihr aller Mut sinken. Aber der Gedanke an den Großvater gab ihr wieder Mut, und rückhaltlos trug sie dem Hausherrn, der ihr wohlwollend entgegentrat, ihr Anliegen vor. Als sie aber ausgeredet hatte, sagte er kurz und unfreundlich:

„Es tut mir leid, Fräulein Martens, Ihr Versuch nicht berücksichtigen zu können. Ich brauche das Häuschen für meinen Park. Ihr Großvater wird bis

zum Herbst schon eine andere passende Wohnung finden. Die Sache eilt. Auch habe ich jetzt nicht länger Zeit. Guten Morgen!"

Tief enttäuscht verließ Hanna das Haus, das sie noch vor wenigen Minuten hoffnungsvoll betreten hatte. Draußen schritt eine elegant gekleidete junge Dame, Frieda van Belsen, die künftige Erbin dieses großen, schönen Besitztums, an ihr vorüber, und wieder stieg in Hannas Herzen die Frage auf: „Warum den reichen Nachbarn alles, und uns nichts?“

Unter Tränen erzählte sie dem Großvater, welche Antwort sie erhalten hatte.

„O Großvater“, rief sie leidenschaftlich, „warum haben manche Menschen alles, was sie nur wünschen können, und anderen wird noch das wenige, das sie haben, genommen?“

Der alte Mann schüttelte den Kopf.

„So darfst du nicht sprechen, Hanna“, erwiderte er. „Gott weiß, warum Er uns diesen Weg führt. Wir wissen nicht, ob das, was uns ein Glück zu sein scheint, wirklich ein Glück für uns ist. Vielleicht gar das Gegenteil! Irdisches Glück füllt leicht unsere Herzen so aus, daß unsere Gedanken mehr und mehr von den ewigen Dingen abgelenkt werden, und wir schließlich die Hand unseres himmlischen Vaters ganz loslassen. Das aber ist das schlimmste, was einem Kinde Gottes begegnen kann. Wir wollen uns daher an das Wort halten: „Alle Dinge wirken denen, die Gott lieben, zum Guten mit“. Gott hält es jetzt für gut, uns unser liebes Häuschen zu nehmen. Vielleicht hing unser Herz zu sehr daran. Er wird uns Kraft schenken, uns ergeben in Seinen Willen zu fügen.“

Langsam wurde es still in Hannas Herzen. Die Worte des Großvaters, der gelernt hatte, auch in den schwierigsten Umständen die Liebe Gottes zu erblicken, der stets das Beste der Seinigen im Auge hat, machten, daß die bitteren Gefühle allmählich schwinden, und sie wieder ruhiger in die Zukunft schauen konnte. Und so kam es, daß der alte Mann und das junge Mädchen noch fröhliche, gesegnete Wochen miteinander in dem Häuschen verlebten, das ihnen so lang die traueste Heimat gewesen war, das sie aber nun bald mit zwei Stübchen und einer kleinen Küche, zwei Treppen hoch in einem Stadthause gelegen, vertauschen sollten. Als aber der letzte Abend vor dem Umzug anbrach, wurde es Hanna doch wieder traurig und bange ums Herz. Wie würden sie es in den engen Stuben aushalten? Wie ohne ihren geliebten Garten auskommen? Vor allem, wie würde Großvater den Wechsel überstehen? Würde er in seinem gebrechlichen Zustand nicht viel schneller dahinsiechen, wenn er alles missen mußte, was ihm hier unten noch Freude bereitete?

Da war es wieder der alte Mann, der sein betrübtes Enkelkind aufrichtete. Wohl liefen ihm selbst die Tränen über die Wangen, als er zur alten, viel gelesenen Hausbibel griff und mit zitternder Stimme den 23. Psalm las, den „Reisepsalm der Kinder Gottes“, wie er ihn nannte. Der Psalm ist ja nur kurz, aber so kostbar und inhaltreich, daß, als er zu Ende gelesen war, der Friede Gottes beider Herzen erfüllte. Auch Hanna fühlte: Das, was in Wahrheit ihr Glück ausmachte, brauchten sie nicht zurückzulassen. Den Frieden Gottes, der allen Verstand übersteigt, durften sie durch Gottes Gnade in die neugemietete Woh-

nung mitnehmen, mochte sie auch noch so wenig ihren Wünschen entsprechen.

Ehe der Winter kam, hatten Hanna und ihr Großvater sich in dem neuen Heim eingelebt. Hanna stattete es so gemütlich wie möglich aus und zog so viele Blumen, als die Fensterbänke nur faßten.

Von Herzen dankbar war sie dafür, daß Gott sie auch hier eine Verdienstmöglichkeit hatte finden lassen. Sie arbeitete für das Blumengeschäft, dem sie so manches Jahr Großvaters Gartenerzeugnisse verkauft hatte. Viel von der Arbeit, wie Kränze- und Blumen-Binden, konnte sie daheim verrichten, so daß sie dem alten Mann, der jetzt kaum mehr ausgehen konnte, immer noch einen Teil ihrer Zeit zu widmen vermochte.

Eines Tages wurde Hanna vom Geschäft in Herrn van Bellsens Haus gesandt. Es galt, die Verlobungstafel der Tochter des Hauses zu schmücken. Seit ihrem Umzug war Hanna nicht wieder in der Gegend gewesen, und es berührte sie schmerzlich genug, die altvertraute und doch neue Umgebung wiederzusehen. Das Häuschen war in der gleichen Farbe gestrichen wie die Villa. Der Garten aber war unverändert geblieben, nur der Zaun war verschwunden.

Mit flinker, kunstgerechter Hand führte Hanna den Tafelschmuck aus: Sträußchen duftender Beilchen wechselten mit weißen Lilien ab.

„Das haben Sie reizend gemacht, Fräulein Martens“, lobte Frieda van Belsen, die mit ihrem Verlobten herzutrat und Hannas Werk bewunderte.

„In der Tat“, pflichtete der junge Mann bei, „ich mache Ihnen mein Kompliment. Sie müssen wiederkommen, wenn wir unsere Hochzeit feiern.“

„Das will ich recht gern, wenn Gott will“, lautete Hannas bescheidene Antwort.

„Warum sagen Sie: Wenn Gott will“? Klang es spöttelnd zurück. „An das Bestehen eines Gottes, der persönlich in unser Geschick eingreift, glaubt heutzutage doch kein gebildeter Mensch mehr!“

„Und doch ist es meine feste Überzeugung“, erwiderte Hanna, „daß wir Menschen völlig von Gott abhängig sind und nicht ohne Seine Zulassung über eine Minute unseres Lebens bestimmen können.“

„Auf Wiedersehen, Fräulein Martens! Zu unserer Hochzeit schmücken Sie uns den Tisch noch einmal so schön!“ rief der junge Mann, während er sich lachend mit seiner Braut entfernte.

An diesem Abend — Hanna hatte das im Hause van Belsen Erlebte dem Großvater mitgeteilt — gedachten Herr Martens und seine Enkelin in besonderer Fürbitte des jungen Mannes, mit dem Hanna an diesem Tage so unerwartet ins Gespräch gekommen war.

Wenige Wochen waren vergangen. Da machte die Kunde von einem schweren Unglücksfall die Runde. Der Verlobte Fräulein van Belsens sollte auf einem Ausritt mit seiner Braut durch einen Sturz vom Pferde einen jähen Tod gefunden haben.

Hanna überlief es eiskalt bei dieser Mitteilung. Der junge, lebensfrohe Mensch, der noch vor wenigen Wochen erklärt hatte, daß er nicht an das Bestehen des lebendigen Gottes glaube — wie schnell und plötzlich hatte er Abschied nehmen müssen aus dieser Welt, um vor seinem Richter zu stehen!

Tief erschüttert erzählte sie das Geschehene dem Großvater.

„O Großvater“, setzte sie hinzu, „nun ist er, ohne mit Gott versöhnt zu sein, in die Ewigkeit gegangen!“

„Das können wir nicht wissen, mein Kind“, versetzte der Großvater in seiner ruhigen Art. „Wer weiß, ob er sich nicht doch noch zu Gott bekehrt hat? Vielleicht waren deine Worte an seinem Verlobungstage eine Mahnung Gottes an ihn, die ihm noch zu schaffen gemacht hat. Und wenn der arme junge Mensch auch nur im letzten Augenblick Gottes Erbarmen angerufen hat — wer kann sagen, was Gott in Seiner Gnade da noch an seiner Seele getan hat? Sein Erbarmen ist ja so groß!“

Mit dem wiederkehrenden Lenz nahmen die Kräfte des alten Mannes sichtlich ab. Hanna war sich klar darüber, daß sie den geliebten Großvater nicht mehr lange haben würde. Dieser Gedanke stimmte sie oft traurig, und sie mußte alle Kraft aufwenden, um in seiner Gegenwart frisch und munter zu erscheinen.

Eines Abends saßen Großvater und Enkelin — es war ein schöner Aprilabend, und die letzten goldenen Sonnenstrahlen schienen ins Stübchen — in traulichem Gespräch beieinander. Hanna arbeitete an einem Kranz. Da schellte es. Leichtfüßig eilte das junge Mädchen die Treppe hinunter, um zu öffnen. Unten stand ein schlanker junger Mann, der sie freundlich fragend ansah. Hanna kamen die dunklen Augen bekannt vor, aber sie konnte sich im Augenblick nicht besinnen, wo sie sie gesehen hatte.

„Sie kennen mich nicht mehr, Fräulein Martens? Es ist allerdings auch mehr als zehn Jahre her, daß Sie Fritz van Dalen zum letzten Mal sahen“, sprach da eine muntere, wohlbekannte Stimme.

„O, nun erkenne ich Sie wieder“, rief Hanna. „Wie wird Großvater sich freuen, Sie zu sehen!“

Herr Martens hatte Hannas Ausruf gehört und streckte dem Besucher beide Hände entgegen:

„Wie freut mich das, mein lieber Frit, daß Sie uns nicht vergessen haben. Wie ist es Ihnen in all den Jahren ergangen? Und wie geht es Ihrer Mutter?“

Nun gab es ein Fragen und Erzählen auf beiden Seiten. Frit, der Gärtner geworden war, überraschte seine alten Freunde mit der Nachricht, daß er die Gärtnerstelle bei Herrn van Belsen erhalten habe und nun im Begriff stehe, mit seiner Mutter in das ihm als Wohnung angewiesene geliebte Gartenhaus zu ziehen.

„Gott segne euren Einzug in unser Häuschen, und Er segne Sie und Ihre liebe Mutter!“ sagte der alte Mann mit bewegter Stimme, als Frit Abschied nahm.

„Das war ein schöner Abend, Kind“, sagte er später zu Hanna. „Wie gut ist Gott, der es so wohlmacht mit all Seinen Kindern! Denn daß auch Frit ein Kind Gottes ist, erscheint mir zweifellos. Es geht klar aus seinen Worten und seinem ganzen Wesen hervor.“

Daß sich bald wieder der rührigste Verkehr zwischen den so unerwartet wieder zusammengeführten ehemaligen Freunden entspann, brauche ich wohl kaum zu sagen. Das Band sollte aber noch fester werden.

Eines Tages, als Frit den alten Herrn allein zu Hause traf, kam er mit einem Anliegen heraus, das ihm, wie er sagte, schon lange auf dem Herzen

gelegen hatte. Er hatte Hanna lieb und fragte jetzt ihren Großvater, ob er, seiner Enkelin Einverständnis vorausgesetzt, bereit sein würde, sie ihm zur Frau zu geben.

Tief bewegt legte der alte Mann seine zitternde Rechte auf das Haupt des jüngeren Mannes.

„Gott segne euren Bund, mein Sohn“, sagte er. „Ich weiß, obschon sie es mir nie mit einem Wort verraten hat, daß das Herz meiner Hanna dir gehört. Mit Freuden gebe ich sie dir. Nun kann ich, wenn Gott es will, unbesorgt von hinnen scheiden.“

Hanna brauchte sich nicht lange über ihre Antwort zu besinnen. Der Großvater hatte recht gesehen.

„Aber so lange Großvater lebt, bleibe ich bei ihm. Ich kann ihn nicht allein lassen“, sagte sie entschieden.

„Nein, das sollst du auch nicht. Aber wir können ihn mit uns nehmen. In seinem alten Hause wird auch wohl noch ein Plätzchen für ihn sein“, rief der junge Gärtner fröhlich.

Doch Gott hatte es anders beschlossen. Eine bessere Wohnung wartete des alten, müden Pilgers, der jetzt, da er sein Enkelkind versorgt wußte, kein größeres Verlangen kannte, als abzuschcheiden, um bei Christo zu sein.

An einem Herbstmorgen — gerade hatte er mit Hanna den 37. Psalm gelesen und zweimal das Wort wiederholt: „Er wird's wohlmachen“ — fiel er sanft in seinen Stuhl zurück und — war eingegangen in die ewige Sabbathruhe des Volkes Gottes.

Hannas Schmerz um den geliebten Großvater, der ihr jahrelang Vater und Mutter zugleich und zu-

dem Führer und Lehrer gewesen war, wurde gemildert durch die Liebe, die sie mit Fritz verband. „Er wird's wohlmachen!“ waren Großvaters letzte Worte gewesen. Damit hatte er sie auf den gnädigen Gott hingewiesen, der stark und treu den auf Ihn Hoffenden zur Seite stehen und ihre Sache zu der Seinigen machen will. Und hatte Er nicht schon alles wohlgemacht? Ja, Er hatte auch ihren Weg gebahnt, indem Er ihr anstatt des Entschlafenen einen treuen, starken Mann zur Seite stellte, mit welchem sie fortan ihre Straße ziehen konnte, verbunden in der gemeinsamen Liebe zu Dem, dessen Liebe ohne Grenzen ist.

Das menschliche Herz

Der Gott, der „die Herzen wägt“ (Spr. 24, 12), erklärt: „Das Herz der Menschenkin-
der ist voll Bosheit, und Narrheit ist in ihrem Herzen“. (Pred. 9, 3.)

Die Wahrheit dieser niederschmetternden Feststellung finden wir überall in Gottes Wort bestätigt. Zu allen Zeiten und unter allen Umständen, in denen Gott den Menschen auf die Probe stellte, hat dieser sich als unfähig erwiesen, etwas zu tun, was Gott oder auch nur seinen Nächsten hätte befriedigen können. In jedem Abschnitt seiner Geschichte treten uns Beweise entgegen, daß das Herz des Menschen böse ist durch und durch.

Vor der Flut, lesen wir, „sah Gott, daß des Menschen Bosheit groß war auf Erden, und alles Gebilde der Gedanken seines Herzens nur böse den ganzen Tag“. (1. Mose 6, 5.)

Aus der Zeit, in der er unter Gesetz gestellt war, heißt es vom Menschenherzen: „Arglistig ist das Herz, mehr als alles, und verderbt ist es“. (Jer. 17, 9.)

In den Evangelien bekundet Der, durch welchen die Gnade und die Wahrheit geworden ist: „Von innen aus dem Herzen der Menschen gehen hervor die schlechten Gedanken, Ehebruch, Hurerei, Mord, Dieberei, Habsucht, Bosheit, List, Ausschweifung, böses Auge, Lästerung, Hochmut, Torheit“. (Mark. 7, 21. 22.)

Und in den Briefen finden wir das gleiche Urteil in die Worte gekleidet: „Die Nationen wandeln in Eitelkeit ihres Sinnes, verfinstert am Verstande, entfremdet dem Leben Gottes wegen der Unwissenheit, die in ihnen ist, wegen der Verstockung ihres Herzens“. (Eph. 4, 17. 18.)

Nicht wahr? furchtbarer könnte der Zustand des menschlichen Herzens nicht geschildert werden. Wenn nicht Gott so spräche, so möchte man sagen: Das Urteil ist einseitig. Es findet sich doch auch Gutes im Menschenherzen. Aber Gott, der in die Tiefen dieses Herzens schaut, findet nichts Gutes darin.

Warum aber deckt Er in Seinem Wort immer wieder so rückhaltlos auf, was im Menschenherzen ist?

Er tut es in Seiner erbarmungsreichen Heilandsliebe, weil Er dem Menschen helfen und ihn erretten will. Denn dem, welcher sich unter Gottes Urteil über den eigenen Herzenszustand beugt und erkennt, daß er rettungslos verloren ist, kann geholfen werden. Gott selbst will ihn reinigen durch das Blut Jesu Christi, Seines Sohnes, und den Untauglichen tauglich machen. Er will seinen Sinn erneuern

und sein Herz mit Sich selbst füllen. Er sagt: „Gib mir, mein Sohn, dein Herz!“ (Spr. 23, 26.) Tun wir das, dann findet die große Umwandlung mit uns statt. — —

Wie das Herz des Menschen in seinem ursprünglichen Zustand die Quelle des Bösen ist, so ist es, gereinigt, der Kanal des Guten.

In einem von „Gott durch den Glauben gereinigten Herzen“ (Apstgsh. 15, 9) will Christus „wohnen“. (Eph. 3, 17; vergl. Joh. 14, 23.) In einem solchen sollen und können sich dann durch Seine Gnade, statt der oben genannten bösen Dinge, Erbarmen, Güte, Demut, Milde, Langmut und Liebe finden. Ja, die Schrift sagt, daß die „Liebe Gottes ausgegossen ist“ in das erneuerte Herz, und wenn dann „der Mund aus der Fülle des Herzens redet“, so strömt Segen statt Fluch hervor.

„Mit dem Herzen“, lesen wir in Röm. 10, 10, „wird geglaubt zur Gerechtigkeit, und mit dem Munde wird bekannt zum Heil.“ Einer, der in Wahrheit geglaubt hat, kann nicht schweigen. Das in ihm Gewirkte muß sich Bahn brechen nach außen, und indem ein solcher Mensch bekennt, welch ein Teil ihm geworden ist, wird die eigene Freude vermehrt, das Glück des Herzens befestigt, andere können durch sein Zeugnis gewonnen werden, und Gott wird verherrlicht.

Aus dem Herzen des Menschen, sagt schön ein bekannter Schreiber, bildet Gott eine göttliche Harfe, aus welcher die ganze Harmonie Seiner Lobgesänge widerklingen kann und widerklingen wird — in alle Ewigkeit.

Das sonderbare Weihnachtsgeschenk*)

Ein Amtserlebnis von E. N.

Es war in den ersten Dezemberwochen des Jahres 1874, als in der Strafanstalt zu N. in der Provinz Sachsen ein kleines Postpaket eintraf mit der Aufschrift: „An die Direktion der Strafanstalt....“ Als Absenderin war eine Elisabeth Volkmann aus Prag genannt. Der Direktor öffnete das Paket. Es enthielt ein dickes Bündel Briefe, kreuzweise mit einem blauen Faden verschnürt, und ein Begleitschreiben, das ungefähr folgenden Wortlaut hatte:

„Eine hochwohlwöbliche Direktion der Strafanstalt zu N. wird von der Unterzeichneten untertänigst gebeten, anbei folgende Briefe am Weihnachtsabend dem Insassen Robert Volkmann als Weihnachtsgeschenk auszuhändigen zu wollen. Die Briefe sind rein privater Natur, und ich hoffe, daß sie ihren guten Zweck nicht verfehlen werden. In der Hoffnung, daß die löbliche Direktion von der Gepflogenheit, Geschenke für die Insassen zu verweigern, einmal eine Aus-

*) Bei der Schilderung der Strafanstaltsverhältnisse beachte man, daß die Geschichte in der Provinz Sachsen und ums Jahr 1874 spielt.

nahme macht, verbleibt mit tausendfachem Danke hochachtungsvoll und ergebenst

Elisabeth Volkmann.

„P. S. Sollte es nicht möglich sein, dem Adressaten die Briefe zuzustellen, so bitte ich, selbige an mich zurückschicken zu wollen.“

Der Direktor hatte mir den Brief vorgelesen und sah darauf mich und dann das Bündel Briefe an, als erwarte er von irgend einer Seite einen Wink, was nun zu tun sei. Freuen tat er sich nicht, das glaubte ich annehmen zu dürfen; denn wenn er auch von der Anstaltsregel einmal eine Ausnahme machte, lesen mußte er den ganzen Berg Briefe doch erst, ehe er sie dem Betreffenden aushändigen durfte. Das war Gesetz und auch nicht mehr als recht.

Sein gutmütiges Gesicht ungewölkte sich immer mehr.

„Robert Volkmann?“ murmelte er, „wer war das doch?“

Fragend sah er mich an. Hier gab es ja keinen Namen mehr. Wer hier drinnen war, hatte ihn für die Dauer seines Hierseins verwirkt. Hier ging es nur nach Nummern. Ich gab dem Direktor das dicke leibige Register. Er schlug es auf.

„Volkmann“, las er, halb für sich, halb so, daß ich es hören konnte. „Robert Volkmann — Nr. 27 — so — so — so —! Eingeliefert 1872 wegen Einbruch und Gewalttätigkeiten.“

Auf seiner Stirn wurden jetzt die Falten noch deutlicher sichtbar.

„Also der ist es“, fuhr er dann fort, „der Vierjährige, der auf Gang V Nr. 27. Da kommt es an den Rechten!“

Nr. 27 war keiner von den besten. Wenn über den einen und anderen Beschwerde einlief, dann war sicher Nr. 27 auch dabei. Er mochte einst bessere Tage gesehen haben. Wenn er einmal seine gute Stunde hatte, konnte er überaus höflich und gebildet auftreten. Meist freilich hatte der Zähzorn bei ihm die Oberhand. Aber trotz des Argers, den er uns dadurch so oft bereitete, konnte ich gerade ihm gegenüber mich einer besonderen Teilnahme nicht erwehren.

Das bewog mich auch jetzt, zu seinen Gunsten zu sprechen. Es gelang mir, den Direktor nach langem Hin und Her zu bewegen, dem Wunsch der Schreiberin zu willfahren und Nr. 27 die Briefe nach erfolgter Durchsicht zu übergeben, falls ihr Inhalt es zulasse. Noch kannten wir ihn ja nicht. Es waren zwar bis Weihnachten noch etwas über zwei Wochen, aber das Lesen war immerhin eine Arbeit, denn die Briefe waren eng und schwer leserlich geschrieben. Der Direktor bat mich, ihm des Abends bei der Durchsicht zu helfen. Gern kam ich seiner Bitte nach. Gelegentlich wollten wir abends lesen, so alle paar Tage einmal, wie es uns eben paßte. Aber es kam anders. Nachdem wir den ersten Abend gelesen hatten, lasen wir auch den zweiten und den dritten ohne Unterbrechung, und am vierten Abend hatten wir das Paket wieder mit dem blauen Faden kreuzweise verschnürt. Wir waren fertig. Es war nichts zu beanstanden gewesen. Kein Brief brauchte entfernt zu werden. Nur etwas war hinzugekommen, und das war — eine Träne von mir, die mir wider Willen auf einen der Briefe gefallen war.

Und was waren es für Briefe? Den Inhalt kann und darf ich nicht wiedergeben, aber soviel darf ich

doch verraten: Es waren Briefe einer unglücklichen alten Mutter, die diese während einer Reihe von Jahren an ihre im Ausland weilende Tochter geschrieben hatte. Alle betrafen einen und denselben Gegenstand, den verlorenen Sohn, jenen Robert Volkmann, unseren Insassen Nr. 27. Früh war er mit dem Elternhause zerfallen, war auf Abwege geraten und tiefer und tiefer gesunken. Nichts beschönigte die Brieffschreiberin, aber aus jeder Zeile sprach die unendliche Liebe einer Mutter, die trotz aller Enttäuschungen die Hoffnung nicht aufgibt, daß der verlorene Sohn doch noch einmal in sich geht und ein anderer Mensch wird; auch dann noch, als sie erfahren hatte, daß er zu vier Jahren Strafanstalt verurteilt war.... Oft klagte sie sich selbst an, sie sei ihm gegenüber in den ersten Jahren zu weich, später zu streng und engherzig gewesen und dergleichen. Sie entschuldigte ihn nicht, aber aus allen ihren Worten klang die Verzeihung ihm entgegen. Das alles hatte sie ihrer Tochter geschrieben. Seinen Aufenthalt hatte sie nie gewußt. Heute war er ja hier, morgen dort gewesen. Und geschrieben hatte er nie an seine Mutter. Lediglich die „guten Bekannten“ und die Zeitungen hatten sie über ihn auf dem laufenden gehalten.

Nur aus einem der vielen Briefe ging hervor, daß die Mutter wußte, daß der Sohn in einer Strafanstalt war. Ich werde ihn nie vergessen. Er lautete:

„Liebste Elisabeth, liebste Tochter!

„Soll ich nun froh sein oder klagen? Auf mich hat mein Sohn nicht gehört, nun haben ihn andere bei der Hand genommen. Hat der Herr mein Gebet erhört, die ich so oft zu Ihm gefleht: Herr, mein Gott, nimm Du ihn bei der Hand und führe ihn?

Und wenn Deine Hand auch hart ist und der Weg, den Du ihn führst, steinig und dornig, so will ich Dir doch danken ewiglich!

„Wenn ich auch die harte Hand und den steinigen und dornigen Weg mitfühle, ja, tausendmal mehr fühle als mein ungehorsamer, ungeratener Sohn, ja, vielleicht darüber zugrunde gehe, so führt doch der Herr, wenn wir Ihn recht innig bitten, schließlich alles noch herrlich hinaus. Wie nun, wenn Robert dadurch, daß er so tief hinabgeschleudert worden ist, endlich doch Gott noch findet? Dann ist ja mein so langes, schmerzliches Gebet erhört und er gerettet! Und aus der Strafanstalt wird er geläutert hervorgehen. Wie heißt es doch im 30. Psalm so treffend und schön: „Denn Sein Zorn währt einen Augenblick, und lebenslang Seine Gnade; den Abend lang währt das Weinen, aber des Morgens ist Freude“! Und da es ferner im 103. Psalm so schön heißt: „Er wird nicht immer hadern, noch ewiglich Zorn halten“, so wollen auch wir ihm, liebe Elisabeth, verzeihen!“

Dann kam ein Brief, worin sie schrieb, daß sie sich sehr krank fühle, daß sie auch gerne sterben wolle, um nun endlich zu ihrem Herrn Jesus zu gehen, daß sie sich um sie, die Elisabeth, ja keine Sorge zu machen brauche, weil sie selbst an den Herrn Jesus glaube und die Hoffnung des ewigen Lebens habe, daß sie aber gar zu gern noch einmal ihren Robert gesprochen hätte. Sie möchte trotz ihrer Krankheit zu ihm reisen, um ihm zu sagen, daß sie ihm vergeben habe. Und dann kam ein Schreiben von fremder Hand, ein Eilbrief, des kurzen Inhalts: „Ihre Mutter, Frau Volkmann, ist schwer erkrankt. Kommen Sie sofort! Tod noch nicht eingetreten.“

Es hat wohl kaum jemals wieder in meinem Leben etwas gegeben, was mich so gerührt, so tief ergriffen hätte, wie der Inhalt jener Briefe.

Der Weihnachtsabend war gekommen. Punkt sechs Uhr versammelten sich die Beamten der Anstalt im großen Betsaale, in welchem zwei große, mächtige Lichterbäume brannten. Auf der kleinen Orgel wurde der Weihnachtschoral angestimmt, die Flügeltüren öffneten sich, und einer hinter dem anderen, begleitet von ihren Wärtern, betraten die Gefangenen den Saal, um sich in den eigenartigen Bänken zu verteilen. Die Orgel schwieg, der alte Direktor trat vor, die Leute standen auf. Stramm standen sie, mit ernstesten Gesichtern, in ihren Bänken. Seiner besonderen Gepflogenheit gemäß stimmte der Direktor selbst das Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“ an; und auch nicht einer war unter den vielen, der nicht mitgesungen hätte. Auch die sangen mit, die mit mürrischem, finsternen Gesicht den Saal betreten hatten, und es waren ihrer nicht wenige. Auch Nr. 27, jener Robert Volkmann, war unter ihnen. Es war herzbeweglich, mit anzuhören, wie erst zaghaft wenige mit leiser Stimme anhuben, und hernach die übrigen mit tiefer, rauher Stimme einfielen und das schöne, alte Lied mit solch würdigem Ernst zu Ende sangen, daß man unwillkürlich den Ort vergaß, wo dies geschah, und man die andächtigen Sänger in ihrem gestreiften Leinenzeug, mit der Nummer auf der Brust, nie eines groben Unrechts für fähig gehalten hätte.

Dann trat der Anstaltsgeistliche auf die kleine Kanzel und hielt die Weihnachtspredigt, eine Predigt von der Liebe Gottes und Seinem eingeborenen Sohn,

so recht von Herzen kommend, so recht zu Herzen gehend. Nicht im entferntesten berührte er den Ort, an dem er predigte, oder gar den Anlaß, der seine Zuhörer in dieses Haus gebracht hatte. Bei allem Ernst kein Vorwurf, alles nur Worte der Liebe, wie sie zu dem Tage paßten. Und voll von ergreifender Demut sprach er anschließend über Psalm 32, 8. 9:

„Ich will dich unterweisen und dich lehren den Weg, den du wandeln sollst; mein Auge auf dich richtend, will ich dir raten. Seid nicht wie ein Roß, wie ein Maultier, das keinen Verstand hat; mit Zaum und Zügel, ihrem Schmucke, mußt du sie bändigen, sonst nahen sie dir nicht.“

Und wenn auch von manchem die Worte gar schnell mögen vergessen worden sein, bei einigen wenigen fiel der Same in zubereitetes Ackerland. Das sah man den strahlenden Augen an. Und im Himmel ist ja bekanntlich mehr Freude über *e i n e n* Sünder, der Buße tut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Hierauf wurde beschert, das heißt, die Leute erhielten Apfel und Nüsse. Das war so alter Brauch. Sonst gab es außer der Feiertagsmahlzeit nichts. Nur Nr. 27 erhielt diesmal noch ein kleines, mit blauem Bande kreuzweise verschnürtes Paket. Finster, erstaunt, halb fragend blickte er den Direktor an, der ihm das Geschenk übergab.

„Dies wurde für Euch eingesandt“, sagte er. „Ich habe eine Ausnahme gemacht und es angenommen, in der Erwartung, daß Ihr Euch dessen würdig erweist.“

Nr. 27 murmelte etwas vor sich hin — es war nicht klar, ob es ein Dank sein sollte — und setzte sich

dann wieder auf seinen Platz. Das Lied: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ wurde noch gesungen, ein Gebet gesprochen, und die Feier war vorüber.

Als sich der Betsaal geleert hatte, sah man unter dem Platz, wo Nr. 27 gegessen hatte, ein geöffnetes Paket liegen. Es enthielt eine Menge Briefe; ein blauer Faden lag daneben. Ich hob das Paket auf und gab es dem Direktor. Wortlos schob er es in seine große Rocktasche und sah mich dabei an, als wollte er sagen: „Ich hatte mir so etwas gedacht!“

Er war noch keine halbe Stunde in seiner Dienstwohnung, als die Meldung einlief, Nr. 27 von Gang V sei auf den Steinfliesen der Treppe ausgeglitten und habe das linke Bein gebrochen.

Der alte Direktor schüttelte das graue Haupt.

„Nr. 27!“ murmelte er vor sich hin. „Immer Nr. 27! Allezeit etwas Neues, aber nichts Gescheites.“

Er fertigte die Überweisung in die Krankenabteilung aus. Dann zog er noch einmal den Dienstrock an, nahm ein Päckchen unter den Arm und schritt langsam hinüber nach dem Seitengebäude, wo die Kranken untergebracht waren. Wie hatte doch die alte Mutter gebetet? „Mein Gott, nimm Du ihn bei der Hand und führe ihn! Und wenn Deine Hand auch hart ist und der Weg, den Du ihn führst, steinig und dornig, so will ich Dir doch danken ewiglich!“ Der Direktor nickte vor sich hin. Nur durch Trübsal hier führt der Weg zu Dir!

Der neu Eingelieferte war soeben „in Gips gelegt“ worden; noch wimmerte und stöhnte er. Als er den Direktor erblickte, verbiß er die Schmerzen und wandte scheu die Augen ab. Er erwartete nichts Gu-

tes. Das Weihnachtsgeschenk! Die Briefe! Ha, ha, mit so etwas wollte man ihn bearbeiten, lächerlich!

Freundlich jedoch sagte der Direktor:

„Ihr habt heute abend im Betsaale etwas verloren, jenes für Euch eingetroffene Weihnachtsgeschenk. Werdet es wohl schon vermißt haben.“

Dabei legte er ihm das Paket auf die Bettdecke. Robert Volkmann war feuerrot geworden.

„Oder seid Ihr jetzt zu matt zum Lesen?“ fragte der Direktor weiter. „Dann holt es bei mir ab, wenn Ihr wieder genesen seid.“

Da kam es ganz leise über die Lippen des Mannes:

„Bitte, lassen Sie die Briefe da, Herr Direktor. Ich hatte sie nicht verloren, sondern sie absichtlich liegen gelassen. Verzeihen Sie mir.“

Am zweiten Weihnachtsfeiertag ging der Direktor wieder durch den Krankensaal. Nr. 27 hatte einen Berg Briefe vor sich liegen und las. Vor seinem Bett blieb der alte Herr stehen, sah ihn an und sagte:

„Habt wohl viel Schmerzen?“

„Nein“, entgegnete der Kranke, „es geht!“

„So so, ich dachte nur, weil Euch die Tränen in den Augen standen.“

Nr. 27 wollte etwas erwidern, aber der Direktor war schon beim nächsten Kranken. An diesem Abend war der Direktor bei besonders guter Laune.

Die Heilung des Beinbruchs bei Nr. 27 verlief glatt. Nach einigen Wochen war er wieder vollständig hergestellt. Aber auch in dem Innern des Mannes schien etwas heil geworden zu sein. Von dem alten Trotz und Jähzorn, von Faulheit und bösem Willen sah man so gut wie nichts mehr. In wenigen Wochen

war der schwierige Gefangene ein Musterinsasse geworden, der fleißigste und bravste von allen. Und das war nicht nur eine vorübergehende Erscheinung; nein, es hielt an. Wie das wohl zugegangen war? Niemand wußte es, nur der Direktor und ich. Das hatte das sonderbare Weihnachtsgeschenk vollbracht und — das Gebet einer Mutter! — —

Und wieder war es Weihnacht geworden. In alter, gewohnter Weise verlief die Feier in der Strafanstalt zu Nr. Nachdem sie beendet war, wurde Nr. 27 in die Direktion befohlen. Ein Wärter brachte ihn. Der Direktor winkte, und der Begleiter entfernte sich.

„Nr. 27“, begann der Direktor, „am 1. Januar wird es nun drei Jahre, daß Ihr Euch hier in unserer Anstalt befindet. Über die ersten zwei Jahre will ich nicht reden. Im letzten habt Ihr Euch so zu meiner Zufriedenheit geführt, daß ich Eure Begnadigung warm befürwortet habe. Eure Umwandlung ist wohl in der Hauptsache jenem sonderbaren Weihnachtsgeschenk im Vorjahre zuzuschreiben? Ist es nicht so?“

„Es ist so“, versetzte der Gefragte leise und mit einem feuchten Glanz im Auge.

„Und da nun heute wieder Weihnachtsabend ist“, fuhr der Direktor fort, „und nun einmal in unserem Lande an diesem Tage die schöne Sitte des Beschenkens herrscht, so darf ich Euch auch heute wieder etwas schenken, Nr. 27. Es ist wieder etwas Sonderbares, nämlich Euer Name. Ihr seid begnadigt! Das letzte Jahr Eurer Strafe ist Euch im Gnadenwege erlassen worden. Von jetzt an sind Sie nicht mehr Nr. 27, sondern wieder Robert Volkmann.“

Sprachlos starrte der Gefangene den Sprecher an.

„Und was Ihre Zukunft betrifft“, hob der Direktor noch einmal an, „so habe ich, falls Sie nicht anders darüber verfügen wollen, eine Stellung für Sie in Aussicht.“

Da hielt es Robert Volkmann nicht mehr. Tränenden Auges und mit stammelndem Dank sank er vor dem Direktor in die Kniee. . .

Er hob ihn auf.

„Man kniet nicht vor Menschen, nur vor Gott und Seinem eingeborenen Sohne! Ich weiß, Sie haben Seine Gnade an sich selbst erfahren. Vergessen Sie daher nie, vor Ihm zu knien, der auf den hört, welcher in der Not seines Herzens zu Ihm schreit!“

Von der Stadt herüber klangen hell die Glocken durch die klare Winternacht, um die Menschen daran zu erinnern, daß Gott einst Seinen Sohn auf diese Erde gesandt hat, und daß bei Seiner Geburt Engelscharen lobten und sprachen: „Herrlichkeit Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, an den Menschen ein Wohlgefallen!“

„Laß doch kein Gezänk sein . . .“

Laß doch kein Gezänk sein zwischen mir und dir . . . denn wir sind Brüder!“ sprach Abraham, der von Gott bestimmte Erbe des gesegneten Landes, zu seinem Neffen Lot, indem er es ihm überließ, sich den besten Teil für seine zahlreichen Herden auszusuchen. Bereitwilligst machte der jüngere von diesem Angebot Gebrauch, und Abraham zog scheinbar den kürzeren. Aber nur scheinbar. Indem er etwas von der Gesinnung Dessen offenbarte, dessen „Tag“



„Laß doch kein Gezänk sein zwischen mir und dir und zwischen meinen Hirten und deinen Hirten; denn wir sind Brüder!“ (1. Mose 13, 8.)

er frohlockend in seinem Leben gesehen hat (Joh. 8, 56), blieb er der Gesegnete. Indem er „in Zelten wohnte mit Isaak und Jakob“, erwartete er die Stadt, „welche Grundlagen hat, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist“. Indem er seinen Blick zu dem gestirnten Himmel emporrichtete, glaubte er dem Worte Gottes in bezug auf die unzählbare Schar seines Samens in der Zukunft, und dieser Glaube wurde ihm zur Gerechtigkeit gerechnet. Indem er in gläubigem Gehorsam, in heiliger Absonderung von seiner Umgebung, in völligem Vertrauen auf Gottes Wort und in einer wahrhaft himmlischen Gesinnung seinen Weg ging, empfing er das unschätzbare Vorrecht, der Vertraute Gottes zu sein (1. Mose 18, 17), von dem Gott noch in späteren Zeiten durch den Propheten als „Seinem Freunde“ sprach. (Jes. 41, 8.)

Welchen Weg Lot ging, der auf äußeren Vorteil bedacht war und sein Leben dementsprechend einrichtete, wissen wir. Was aber hat diesem irdisch gesinnten Mann sein Trachten nach Reichtum und Ehre eingebracht? Eine Tag für Tag gequälte Seele (vergl. 2. Petr. 2, 8). Und am Ende war er ganz arm, und Unrühmliches wird von ihm berichtet. Seine weltliche Gesinnung betrog ihn, die Welt betrog ihn, und wenn Gott sich nicht um Abrahams willen seiner erbarmt hätte, elend wäre er zugrunde gegangen. Man kann, obwohl er ein Gläubiger war, von Lot nicht als von einem Gesegneten Gottes reden.

Wem von diesen beiden Männern wollen wir gleichen?

Der Barmherzige Samariter

(Lies Luf. 10, 30—37)

Ein gewisser Mensch ging von Jerusalem nach Jericho hinab“ — das heißt: er wandte Jerusalem, dem Wohnplatz Gottes auf Erden und daher dem Ort des Segens, den Rücken und richtete sein Angesicht Jericho zu, der Stadt des Fluches (vergl. Jos. 6, 17. 26 und 1. Kön. 16, 34). Dieser Mann ist so ein treues Abbild jedes unbekehrten Menschen, denn sie alle befinden sich auf der breiten Straße, die zur Verdammnis führt. Jeder Schritt, den sie auf ihrem Wege vorwärts tun, bringt sie dem furchtbaren Platz näher, wo ewiger Jammer und nie endende Pein sein werden.

Jener Mensch, so zeichnet der göttliche Meister, unser Herr Jesus selbst, das Bild im Gleichnis weiter, „fiel unter Räuber, die ihn auch auszogen und ihm Schläge versetzten und weggingen und ihn halbtot liegen ließen“. Schon auf dem Wege nach Jericho ereilte den Mann sein Schicksal. Denn Gott den Rücken wenden, bedeutet nichts anderes, als Satan in die Hände fallen. Wer anders als der Teufel hat den Menschen überwältigt und zu seinem Sklaven gemacht? Und was ist unter Satans Herrschaft aus ihm geworden? *Ausgezogen*, d. h. seiner Unschuld beraubt, steht er vor Gott als ein nackter Sünder, mit *Wunden bedeckt* — da können wir wohl an seine blutroten Sünden denken — und *halbtot*, denn „der Lohn der Sünde ist der Tod“.

Ein Bild des Jammers, dem sicheren Tode preisgegeben, liegt der Unglückliche hilflos und verlassen

am Wege. Soll er hier elend zugrunde gehen? Streckt keine rettende Hand sich ihm liebevoll entgegen?

„V o n u n g e f ä h r“, heißt es dann weiter, „ging ein gewisser Priester jenes Weges hinab, ... gleicherweise aber auch ein Levit.“ Aber das nützte dem Unglücklichen nichts. Beide, Priester und Levit, hatten weder den Wunsch noch die Macht, in einem so hoffnungslosen Falle Hilfe zu leisten.

Doch da kam „ein gewisser Samariter“. Warum gerade ein Samariter? Nun, mein Leser, jener arme, dem Tode verfallene Jude mochte wohl keine Ausnahme bilden von seinen Landsleuten, welche die Samariter haßten und verachteten, welche sich in ihrer Gesellschaft nicht sehen lassen mochten und nichts mit ihnen zu tun haben wollten. Er hatte deshalb keinerlei Anspruch auf die Hilfe des Samariters. Und hätte dieser ihn umkommen lassen, wahrlich, er hatte es nicht besser um ihn verdient. Aber nein. „Ein gewisser Samariter, der auf der Reise war“, — beachte, daß er nicht „von ungefähr“ des Weges kam, wie der Priester und der Levit — „kam zu ihm h i n ; und als er ihn sah, wurde er innerlich bewegt; und er trat hinzu.“ Gnade und Erbarmen lebten in dem Herzen des Samariters.

Fürwahr, es ist kein unpassender Vergleich, hier an den Einen zu denken,

Den es aus freier Lieb'
Herab zu den Verirrten
Auf diese Erde trieb.

O Du hochgepriesener Heiland, Du kamst dahin, wo ich lag, nicht von ungefähr, sondern i n d e r A b = s i c h t, mich zu erretten! Ich hatte keinen Anspruch

an Dich. Es war Liebe und unbegreifliches Erbarmen, was Dich zu mir herniedertrieb.

Der freundliche Samariter blieb nicht auf halbem Wege stehen. Er kam „zu ihm hin“ und nahm sich, von tiefem Mitleid ergriffen, des armen unter die Räuber Gefallenen liebevoll an. Er verband die blutenden Wunden.

Jesaja 53, 5 sagt uns, wie der Herr Jesus dem Menschen, der tot — nicht halbtot — ist in „Vergehungen und Sünden“, geholfen hat. Dazu genügte es nicht, daß Er in diese Welt hineingeboren wurde, auch nicht, daß Er „umherging, wohltuend und heilend alle, die von dem Teufel überwältigt waren“ (Apstg. 10, 38), nein, dazu war es nötig, daß „Er verwundet und um unserer Missetaten willen zerschlagen wurde. Die Strafe zu unserem Frieden lag auf Ihm, und durch Seine Striemen ist uns Heilung geworden.“ Nur dadurch, daß Er selbst ans Fluchholz gegangen, daß Er auf Golgatha mein Stellvertreter geworden ist und alle meine Sünden und ihr Gericht getragen hat, konnte Er mich erretten. So hat Er das Öl und den Wein Seines Heils in meine Wunden gegossen und sie für immer geschlossen; denn wer vermöchte zu öffnen, wo Er geschlossen hat? Gott sagt: „Ihrer Sünden und ihrer Gesetzlosigkeiten werde ich nie mehr gedenken“. (Hebr. 10, 17.)

Herrliche, ewiggültige Errettung! Willst du sie nicht auch annehmen, mein lieber, unbekehrter Leser? Du singst vielleicht in diesen Tagen: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ Aber wenn die Zeit wirklich eine selige für dich werden soll, so mußt du deinen Platz als verllorener Sün-

der vor Gott einnehmen und dich retten lassen von Dem, der auch für dich am Kreuz gestorben ist und ist auferweckt worden. Sieh, Er wartet darauf, dich zu erretten, und Er wird es in demselben Augenblick tun, wo du dich rückhaltlos Ihm übergibst und an Ihn glaubst.

Noch ein Wort. Man hört zuweilen sagen: „Ich möchte wohl gern errettet werden, aber ich fürchte, ich werde nicht auf dem schmalen Wege bleiben“. Ist das auch deine Sorge, mein Leser? Dann beachte, was uns weiter in unserem Gleichnis gezeigt wird. Überließ der freundliche Samariter den Armen, nachdem er ihn sorgsam verbunden und erquickt hatte, wieder sich selbst, damit er seinen Weg, so gut oder so schlecht er konnte, allein fortsetzte? Nein. „Er setzte ihn auf sein eigenes Tier und führte ihn in eine Herberge.“ Er selbst mußte am folgenden Tage abreisen. Aber er trug in jeder Weise Sorge für seinen Schutzbefohlenen, kam für alles auf, was dieser während der Zeit seiner Abwesenheit bedurfte, und gab ihm das Versprechen, daß er wiederkehren werde. Was hätte er noch mehr tun können?

Leurer Herr Jesus! Du hast mich errettet, und Du behütest und versorgst mich auf dem Wege und hast mir die glückselige Hoffnung Deiner Wiederkehr geschenkt! Du hast in einer Weise an mir gehandelt, tust es noch jeden Tag und willst es auch in Zukunft tun, die ganz und gar Deiner Liebe und Deines Erbarmens würdig ist!

Es ist wahr, der gute Samariter wollte nicht, daß der Gegenstand seines Erbarmens während seiner Abwesenheit in Üppigkeit lebte. Deshalb ließ er ihm keine große Geldsumme zurück. Aber er gab genügend

— zwei Denare, und mit den zwei Denaren das Versprechen, daß er wiederkommen werde.

So hat auch Christus den Sünder nicht nur vom Tode errettet. Nein, Er nährt und pflegt Seine Erretteten. Er gibt acht auf sie und behütet sie. Er hat ihnen die ewige Herrlichkeit erworben, in die Er sie einmal selbst einführen will. Und auf dem Wege dahin sorgt Er in liebe reichster Weise für alle ihre Bedürfnisse, reicht ihnen dar, was sie nötig haben, und will sie nie verlassen noch versäumen.

„Seid nicht wie ein Roß, wie ein Maultier, das keinen Verstand hat!“

Als ich in der Aprilnummer der „Samenkörner“ die Geschichte vom Jaköble im Graubündnerland las, mußte ich an meinen Freund Jakob oder Röbi, wie er genannt wurde, denken. Röbi wurde als jüngstes Kind einer zahlreichen Familie geboren. Sein Vater verfertigte hölzerne Rechen und Gabeln. Der Verdienst war gering, so daß dem kleinen Röbi die Armut nichts Unbekanntes war. Da aber die Familie etwas Ackerland besaß, litten die Kinder im allgemeinen keinen Mangel. In dem schönen heimatlichen Tal mit seinen grünen Hängen, von denen gar mancher reiche Bauernhof ins Tal hinablugte, trieben sie mit reichen und armen Gefährten ihr fröhliches Spiel und machten sich um die Zukunft keine Sorgen.

Als ich den Röbi kennenlernte, war er Wegknecht von Staats- und Gemeindewegen, das will sagen, er hatte für die Instandhaltung der großen Staatsstraße und der Gemeindewege zu sorgen. Der Verkehr war

lebhaft. So hat der Röbi manchem Wanderer den Weg gewiesen, wie später manchem den Weg zur ewigen Heimat.

Damals war der Röbi noch fern vom Reiche Gottes. Es gab zu jener Zeit schon manche Gläubige in der Gegend. Sie pflegten hin und her in den Bauernstuben zusammenzukommen, und einzelne aus ihrer Mitte dienten mit dem Wort. Es waren meist einfache, ungelehrte Männer, aber sie besaßen Erfahrungen und verstanden es, den Seelen die Wahrheiten der Schrift kostbar zu machen. Sooft aber der Röbi zu einer dieser Zusammenkünfte eingeladen wurde, versetzte er, er möchte den sehen, der es wagen würde, ihm Zaum und Zügel anzulegen, um ihn in eine solche Stunde hineinzubringen.

Er hat aber doch jemand gefunden, der stärker war als er.

Der bekannte Evangelist Elias Schrenk kam auf seinen Vortragsreisen auch nach der großen Gemeinde W., um dort an mehreren Abenden die gute Botschaft zu verkündigen. Sein Kommen rief gewaltige Aufregung im Dorf hervor. Die Feindschaft war so groß, daß Herr Schrenk einmal samt seinen Begleitern in einer dunklen Seitengasse mit Sauche begossen wurde. Doch das schreckte den mutigen Zeugen nicht. Die Versammlungen wurden trotz aller Vereitelungsversuche des Feindes abgehalten, und zwar in dem großen Tanzsaal, den der Dorfwirt aus freien Stücken zur Verfügung gestellt hatte. Eine Anzahl Männer, die bitterböse Feinde des Evangeliums waren, taten alles, um den Wirt, einen alten, würdigen Mann, zu überreden, die Sache rückgängig zu machen. Ihre Bemühungen aber waren umsonst. Der alte Mann blieb

fest. „Ich habe mein Wort gegeben“, sagte er, „und ich halte mein Wort. Auch möchte ich gern selbst den Mann hören.“

Schon die erste Versammlung fand vor einer großen Zuhörerschaft statt. Viele waren aus innerem Bedürfnis gekommen, viele, um zu stören, viele auch aus bloßer Neugierde. Unter den letzteren befand sich — mein Freund Röbi. Ich glaube aber nicht, daß es nur Neugierde war, die den bis dahin so feindlichen Mann veranlaßte, seinen Grundsätzen untreu zu werden. Er hatte nämlich kurz vorher eine Erfahrung gemacht. Er war mit seinem ältesten Bruder in Streit geraten wegen des väterlichen Hauses. Die näheren Einzelheiten des Streitfalls sind mir nicht bekannt. Soviel aber weiß ich, daß Röbi eine bestimmte Summe aufbringen mußte, um den Bruder zu befriedigen. Sonst wollte dieser ihn verklagen. Das Geld zu beschaffen, war schwierig. Keiner seiner Freunde, an die er sich wandte, selbst nicht einer der reichsten Bauern, wollte es ihm vorstrecken. Röbi war tief enttäuscht. Er lernte erkennen, was die Freundschaft der Welt wert ist in Zeiten der Not. Eines Tages machte er einen Besuch bei einem Bekannten. Dieser lag krank zu Bett. Nachdem Röbi den Kranken begrüßt und einige Worte über sein Befinden gesagt hatte, fing dieser an, von der Forderung des Bruders zu reden, und fuhr dann fort: „Du mußt deinem Bruder das Geld geben. Gestern habe ich die erforderliche Summe erhalten. Ich borge sie dir. Du kannst sie gleich mitnehmen.“

Diese unerwartete Hilfe, die ganz ohne sein Zutun kam, machte tiefen Eindruck auf unseren Röbi. Er erkannte darin einen Beweis der unverdienten

Güte Gottes, und wenn ich auch nicht behaupten möchte, daß er sich durch diese Güte Gottes unmittelbar zur Buße hat leiten lassen (vergl. Röm. 2, 4), so war sie doch sicher ein Schritt dahin. Schon der zweite Versammlungs-Besuch geschah aus innerstem Bedürfnis. Röbi sah ein, daß er vor Gott ein verlорener Sünder war. Er geriet in tiefe Seelennot. Sein ganzes bisheriges Leben verurteilte ihn. Im Lichte Gottes brach er zusammen. Einem solchen Menschen aber kann und will Gott helfen. Er lenkte den Blick des bußfertigen Mannes auf Jesum, den Er selbst „dargestellt hat zu einem Gnadenstuhl durch den Glauben an Sein Blut“, und im Glauben an das Werk von Golgatha und an das „kostbare Blut Christi“, das dort geflossen ist, fand Röbi die Vergebung aller seiner Sünden und Heilung für sein zerrissenes Herz. Die mit ihm vorgegangene Veränderung wurde bald allen offenbar. Er war ein Zeugnis für seine ganze Umgebung. Seitdem ist er, viele Jahre lang, den Weg des Glaubens in Gemeinschaft mit seinem Heil-land und seinen Glaubensbrüdern gegangen.

Röbi weilt nicht mehr unter den Lebenden. Er ist in der gleichen Stunde wie sein Bruder, mit dem er einst den ernstesten Zwist hatte, gestorben. Seit dieser Zeit hatten die beiden Brüder in Frieden miteinander gelebt. Aber was ich mit herzlicher Freude von Röbi bezeugen kann, nämlich daß er in Frieden entschlafen und zu seinem Herrn gegangen ist, kann ich von dem Bruder leider nicht sagen. Es besteht kein Zeugnis darüber, daß auch er die „wohlangenehme Zeit“ ausgenutzt und sich „am Tage des Heils“ (2. Kor. 6, 2) hat retten lassen. Zur gleichen Stunde gestorben, zur gleichen Stunde begraben! Aber wenn einmal „die

letzte Posaune“ ertönen und dann mein Freund Röbi mit allen anderen „Toten in Christo“ auferstehen wird, wird, wie man fürchten muß, sein Bruder zurückbleiben, im Grabe bleiben bis zu der Stunde, wo die Toten, die Großen und die Kleinen, erscheinen müssen vor dem großen weißen Thron, um dort gerichtet zu werden nach ihren Werken. (Offbg. 20.)

„Errette, die zum Tode geschleppt werden!“

Zwei gutgekleidete Herren gingen um Mitternacht durch die Straßen einer Großstadt. Dicht vor ihnen schlich müden Schrittes ein schäbig gekleideter Mann, dessen Gesicht von Hunger und Verzweiflung gezeichnet war. Der eine der Herren fragte den anderen:

„Hast du dir den Mann genau angesehen?“

„Nein. Weshalb?“

„Er sieht schrecklich aus. Ich fürchte, er wird, ehe der Morgen graut, seinem Leben ein Ende gemacht haben.“

„Aber ich bitte dich, wie kommst du auf eine solche Vermutung?“

„Ich weiß es nicht. Der Mann sah so aus. Ich glaube, es ist unsere Pflicht, ihm zu helfen und ihn an seiner unseligen Tat zu hindern.“

„Ich habe nichts dagegen. Aber wenn du dir das Ganze nur nicht einbildest!?“

„Mag sein. Aber ich habe nun einmal das bestimmte Gefühl, daß der Unglückliche im Begriff steht, einen verhängnisvollen Schritt zu tun. Ich kann nicht anders, ich muß ihm folgen.“

Der andere nickte, und die beiden Freunde gingen dem Mann nach durch mehrere Straßen. Endlich schlug dieser den Weg zum Fluß ein. An einem Brückensepfeiler blieb er stehen und starrte einige Minuten unverwandt in die dunklen Fluten. Plötzlich richtete er sich auf und schickte sich an, über das Geländer zu klettern. Da rief eine feste, ruhige Stimme:

„Mein Bruder, bist du in Not, so bin ich bereit, dir zu helfen.“

Bei den Worten „Mein Bruder“ fuhr der Mann zusammen. An allen Gliedern bebend, trat er zurück, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und brach in ein furchtbares Schluchzen aus. Keines Wortes mächtig, schauten die Freunde auf den Unglücklichen. Dann begann dieser in abgebrochenen Sätzen seine Geschichte zu erzählen: Weib und Kinder in ärmlichsten Verhältnissen, keine Arbeit, kein Brot, die Kleinen vor Hunger schreiend, die Frau krank, keine Freunde.

„Ich war im Begriff, ins Wasser zu gehen“, schloß er finster, „und am Ende wäre es doch am besten gewesen.“

Aber der eine der beiden Freunde, der ihn „Bruder“ genannt hatte, fand Arbeit und Obdach für ihn. Und so wurde ein Verzweifelter nicht nur vom zeitlichen, sondern auch vom ewigen Tode errettet.

Gottes Wort sagt:

„Errette, die zum Tode geschleppt werden, und die zur Würigung hinwanken, o halte sie zurück! Wenn du sprichst: Siehe, wir wußten nichts davon — wird nicht Er, der die Herzen wägt, es merken? ... Und Er wird dem Menschen vergelten nach seinem Tun.“ (Spr. 24, 11. 12.)

Leben und Tod

Wie des Grases Blume,
die der Wind verweht,
schwinden unsre Tage
unter Lust und Plage,
bis ganz sacht der Tod darüber geht.

Was du auch erschaffst,
was du auch erraffst
in dem eiteln Treiben dieser Zeit:
wenn in diesen Stunden
du nicht Heil gefunden,
hast versäumt du die Ewigkeit.

Darum such' dein Heil
und dein ewig Teil
jetzt, so lang die Gnadenzeit dir währt.
Alle Lust und Not
endet bald der Tod,
und von allem, was dein Herz begehrt,
was, beglückt, betrübt,
du so heiß geliebt,
ist doch nichts, das deines Lebens wert.

Drum vor allem hier,
was begehrtlich dir,
Sünder, such' des Heilands Angesicht;
daß die Sonn' der Gnad'
dir erhell' den Pfad,
und, wenn deines Leibes Auge bricht,
Er dich führet ein
in die Ruhe Sein,
wo Ihn selbst du schaust im ewgen Licht.

W. K.